

DEUTSCHE RUNDSCHAU

9

MORITZ GOLDSTEIN

Zusammenbruch der Welt?

ELISABETH DRYANDER

Begegnung mit Makarios

RUDOLF PECHEL

USA

SUSANNE LEONHARD

Auguste Comte

HANS DAIBER

Die Masse macht's

ALFRED WEBER

Der Beitrag der Juden
zur Menschheitsgeschichte II

STEFAN ANDRES

Der Tod des Normers
Erzählung

9

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

83. JAHRGANG · BADEN-BADEN · SEPTEMBER 1957

SEPTEMBER 1957

RUNDSCHAU

„Hungary is in my mind“ (873) — Würdige Totenehrung (873) — Keine Formulare (874) — Kriegsgräberfürsorge mit falschem Zungenschlag (875) — Zum Gedächtnis Carl Augusts von Weimar (876) — Unternehmerinnen sind keine Stars (878) — Zum Tode Otto Kleppers (880) — Werner Bergengruen 65 Jahre (881) — Konjunktur in Gottes Namen (882)

AUFSÄTZE

<i>Moritz Goldstein</i>	<i>Friedrich Seebaß</i>
Zusammenbruch der Welt? . . . 883	Friedrich Theodor Vischer . . . 915
<i>Fritz Dalichow</i>	<i>Harry Pross</i>
Zukunftsland am Polarkreis . . . 889	Literatur als Beruf 920
<i>Jürgen Pechel</i>	<i>Hans Daiber</i>
Neu-Guinea wurde am Samstagabend geschaffen 893	Die Masse macht's 924
<i>Elisabeth Dryander</i>	<i>Alfred Weber</i>
Begegnung mit Makarios 898	Der Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte II 929
<i>Rudolf Pechel</i>	
USA 903	<i>Helmut M. Braem</i>
<i>Susanne Leonhard</i>	Die deutsche Literatur in der Etappe 948
Auguste Comte 909	

WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU (955) — ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (959)

GEDICHTE

Elisabeth Borchers (954) — Horst Bingel (958) — Walter Helmut Fritz (971)

PROSA

Stefan Andres Der Tod des Normers . . . 962

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Reichmann (971) — Kuby (975) — Kraus (976) — Andersch (977) — Schäfer (978) — Hirschauer/Weber (978) — Remarque (978) — Schnabel (979) — Maass (979) — Heuschele (979) — Vincenot (980) — Heinrich (980) — Lesort (981) — Marshall (981) — Weber (981) — Zwetsch (982) — Mallarmé (982) — Villon (983) — Drexel (983) — Ball-Hennings (984) — Radine (984) — Ganz (985) — Siegfried (985) — Groener (986) — Hinweise (987/988)

MITTEILUNGEN (988)

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

„Hungary is in my mind“,

so sprach Sir Winston Churchill in der Londoner Guild Hall, als er im Namen der britischen „Law Society“ die Jahrestagung der „American Bar Association“, zu der nahezu dreitausend amerikanische Juristen nach London gekommen waren, eröffnete. Churchill benutzte diese einmalige Gelegenheit, um seine schweren Bedenken gegen die Schwächen der heutigen Organisationsformen der Vereinten Nationen geltend zu machen, die bei der Revolution in Ungarn wiederum eklatant sichtbar geworden waren. Als der Aufstand in Ungarn erfolgte, der so blutig von der Roten Armee niederkartätscht wurde, ging eine Welle von Empörung durch die gesamte gesittete Welt, so daß man endlich wieder einmal von dem Erwachen des Weltgewissens sprechen konnte. Nun sind Monate seitdem vergangen, und es ist still geworden um Ungarn. Zu still, denn der gegenwärtige ungarische Ministerpräsident von Moskaus Gnaden, Kadar, scheint den Ehrgeiz zu haben, daß sein Name neben denen der blutigsten Tyrannen wie Hitler und Stalin in die Weltgeschichte eingeht. Durch Verhaftungen und massenhafte Todesurteile versucht er, die Elite der ungarischen Arbeiterschaft und der Intelligenz auszurotten. Abgesehen von mehr oder weniger laihnen Protesten in der Welpresse rührt sich nichts, obwohl der Bericht der Ungarn-Kommission der UNO erschütternde Tatsachen bringt, die eine Reaktion nicht mit Worten, sondern mit Taten auslösen müßte. Stattdessen halten es auch nicht-kommunistische Jugendliche und Studenten aus freien Ländern für möglich, an dem internationalen Propaganda-Jahrmarkt der Jugend in Moskau teilzunehmen und die blutbefleckten Hände ihrer Rattenfänger begeistert zu schütteln. Sie wählten die Knechtschaft statt der Freiheit.

Die freie Welt darf nicht vergessen, daß, wo immer für die Freiheit gekämpft wird, für sie mitgestritten wird, und daß die Kämpfer, ob sie nun Kommunisten sind oder nicht, Anspruch auf jede Unterstützung aller derer haben, denen die Freiheit heilig ist. Die Freie Welt sollte die Mahnung Churchills nicht überhören und Ungarn und das Schicksal seines Volkes nicht nur im Gedächtnis, sondern im Herzen hegen...

Würdige Totenehrung

Am 20. Juli fanden in Berlin und an anderen Orten Gedächtnisfeiern zum Andenken an den tragischsten Tag der jüngsten deutschen Geschichte statt. Besonders eindrucksvoll war die Feier in dem kleinen schwäbischen Orte Lautlingen, dem Stammsitz der Grafen Stauffenberg, wo eine Kapelle feierlich eingeweiht wurde, zum Gedenken an Claus und Bertold Graf Stauffenberg und an die in den beiden Weltkriegen gefallenen Söhne der Gemeinde Lautlingen. An der Feier nahmen viele Männer und Frauen des deutschen Widerstandes, der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, Dr. Gebhard Müller, ein Vertreter der Bundesregierung, Minister und Abgeordnete teil, sowie die gesamte Gemeinde Lautlingen. (Das Bundesverteidigungsministerium hat es für ausreichend gehalten, kollektiv mit den andern Bundesministerien

sich durch einen Regierungsbeamten repräsentieren zu lassen. Der sonst so rede-freudige Minister Strauß hat wiederum eine Gelegenheit verpaßt, aus einem würdigen Anlaß das Wort zu nehmen. Freilich hätte er sich in dem Kreis des deutschen Widerstandes wohl als fremdes Element empfinden müssen).

Die Hauptrede hielt Graf Paul Yorck von Wartenburg, der Bruder des auf Hitlers Befehl hingerichteten Graf Peter Yorck von Wartenburg. Diese Rede ist von höchster Bedeutung, und es wäre zu wünschen, daß sie in alle Kreise der Bevölkerung, vor allem aber auch in die Regierungsstellen in Bonn dringen würde. Graf Yorck hat es verstanden, in meisterhaften Formulierungen die ganze Problematik des deutschen Widerstandes und in Sonderheit der Tat von Claus Graf von Stauffenberg in erschütternder Form zu zeigen und die Persönlichkeit Stauffenbergs an den Platz zu stellen, der ihm wahrlich gebührt.

Der „Staatsanzeiger für Baden-Württemberg“ hat dankenswerterweise die in Lautlingen gehaltenen Reden in seiner Nr. 55 vom 24. Juli 1957 gebracht und Sonderdrucke davon hergestellt.

Besonders wohltuend war es, daß man bei dieser Feier sozusagen unter sich war, in einem Kreise, der entweder aktiv oder gesinnungsmäßig zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus gehörte. Das kam auch in der Rede des Ministerpräsidenten und des Oberbürgermeisters von Ulm, Dr. Pfizer, der ein Schulkamerad der Stauffenbergs ist, zum Ausdruck. Diese Feier kann allen künftigen Gedenktagen für die Toten des 20. Juli und des deutschen Widerstandes gegen Hitler als Vorbild dienen.

Keine Formulare

Wie man weiß, hat vor einigen Jahren der Bundestag beschlossen, daß den Opfern nazistischer Verfolgung eine gewisse Entschädigung gegeben werden solle. Während die Berufssoldaten, die für Hitler gekämpft, die Richter, die nach Nazirecht geurteilt, die Lehrer, die nach Nazilehren unterrichtet haben, und andere Kategorien, die ideologisch oder sonstwie aktiv das Regime unterstützt haben, das Deutschland entehrte und zerstörte, auch für die fatalen zwölf Jahre längst ihre Pension beziehen, geht die Wiedergutmachung für das von den Nazis begangene Unrecht aber einen erstaunlich langsamen Amtsgang. Da die meisten der in Betracht kommenden Opfer den älteren Jahrgängen angehören und die Entschädigung laut Gesetz nicht vererbt oder übereignet werden kann, liegt auf der Hand, daß der Staat durch die Verzögerung der Erledigung allerhand erspart; denn bald stirbt der, bald jener, ehe seine Sache erledigt ist.

Nun liegt der Hauptgrund, warum es da so langsam geht, allem Anschein nach darin, daß die mit der Wiedergutmachung beauftragten Ämter schwach besetzt sind, so daß die betreffenden Beamten nur langsam vorankommen. Es gibt aber auch noch andere Gründe, wie folgendes Beispiel zeigt: Ein Wiedergutmachungsberechtigter, in einigen Monaten 70 Jahre alt, mit kranker Frau, der im Ausland lebt, hat im *April* vom Entschädigungsamt Berlin den Bescheid erhalten, daß seine „für den Berufsschaden gewährte Rente“ „unverzüglich durch Bescheid festgesetzt“ werden solle. Als bis Mitte *Juni* nichts erfolgt war, ließ der Anwalt des Geschädigten in Berlin Erkundigungen einziehen. Die Antwort lautete: Der Herr, der den oben zitierten Bescheid gegeben habe, könne keinen unverzüglichen Entscheid in Aussicht gestellt

haben. Daraufhin sandte der Anwalt eine Abschrift jener Mitteilung, die diesen unverzüglich den Entscheid ankündigte nach Berlin. Worauf vom berliner Vertreter des ausländischen Anwalts mitgeteilt wurde, man habe ihm folgendes berichtet: „Nachdem die Anordnung gegeben worden war, die Rente für Herrn N. festzustellen, kam eine andere Anweisung, Rentenfeststellungen nicht zu treffen, bis entsprechende Vordrucke für die Berechnung der Renten den Sachbearbeitern zur Verfügung gestellt werden. In dem Referat, das für Herrn N. zuständig ist, sind die Vordrucke bis heute nicht im Umlauf. Da der Sachbearbeiter eine größere Anzahl Rentenaufträge auf dieser Basis nicht bearbeiten konnte, hat er von sich aus das Formular entworfen. Die Rente wird er in den nächsten Tagen ausrechnen, den entsprechenden Bescheid dem Prüfer vorlegen. Er hofft, daß keinerlei Anstände gemacht werden, so daß Herr N. in 6 Wochen, evtl. auch erst in 8 Wochen, endlich mit dem bereits im April zugesagten Bescheid rechnen kann.“

Ein Bravo dem Sachbearbeiter, der kurzentschlossen selbst Formulare ausgearbeitet hat! Aber kann es für die übergeordnete Behörde, die nicht dafür sorgt, daß solche Formulare vorhanden sind und die Geschädigten und Bedürftigen ruhig warten läßt, einen anderen als *negativen* Applaus geben? Und ist es ein Wunder, daß in den Kreisen der seit vier Jahren auf ihre Wiedergutmachung wartenden Nicht- und Antinazis die Überzeugung, das Wiedergutmachungsgesetz des Bundestages werde von den mit seiner Durchführung betrauten Ämtern sabotiert und seine Ausführung werde absichtlich verschleppt, um sich greift?

Kriegsgräberfürsorge mit falschem Zungenschlag

Die Ruhestätten der Abgeschiedenen zu pflegen, ist mehr als eine Sache der Pietät. Es gehört zum Wesen des Menschen, daß er das Ewige angesichts der Vergänglichkeit ehre, die Seelen der Toten achte in der Fürsorge für ihre sterblichen Reste. In der Familie leben sie weiter. Der Gang zum Kirchhof verbindet immer wieder die Verblichenen mit den Lebenden, die Vergangenheit mit der Zukunft. Aber die Millionen, die außerhalb des natürlichen Kreises starben? Die Gewalt, Krieg, abscheulicher Unverstand in den Tod geschickt haben? Ihre Gräber sind über alle Kontinente zerstreut, und viele von denen, die dort vermodern, waren Landsleute von uns. Für die Instandsetzung ihrer Ruheplätze sorgt der „Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge e. V.“ seit vielen Jahren mit der Hilfe der ganzen Bevölkerung. Er wird damit einer humanen Aufgabe gerecht, wie sie das Internationale Rote Kreuz für die lebenden Opfer der Kriege erfüllt. Beides gehört zusammen: die Heilung der Wunden und die Grabpflege der Entseelten.

Darum tut der Volksbund gut, wenn er sich an die jungen Leute wendet. Uneigennützige Mithilfe kann sie nachdenklich stimmen, sie kann ihnen den Trost vermitteln, daß des Menschen Würde über den Tod hinausdauert. Sie kann die Frage nach dem Sinn des Friedens wecken und lehren, den Krieg zu hassen. Kann sie es wirklich? — In Nordwürttemberg kann sie es nicht, denn dort wandte sich der Bezirksvorstand des Volksbundes am 1. Juli 1957 mit einem Aufruf an die Heranwachsenden, in dem es heißt: „Jugend von Württemberg! In den Ferienwochen haben wir wohl alle den Wunsch, etwas von der Welt zu sehen, einzeln oder mit den Kameraden oder mit den Eltern; in

der Heimat oder gar im Ausland. Jeder Zoll dieser Reiseziele war noch vor zwölf Jahren schwer umkämpfter Boden. Das Blut deutscher Väter hat ihn getränkt in dem heißen Streben, die Heimat und vor allem die deutsche Jugend nicht versklaven zu lassen. Wir hören und lernen von großen Taten der Geschichte. Wie dürfen wir da die heldenmütigen Anstrengungen derjenigen übersehen, deren Lebensopfer nach den harten Jahren des Vernichtungskrieges uns so sichtbar vor Augen liegt?“ Und weiter unten: „Wenn die westdeutsche Jugend vor Unfreiheit und Hungersnot bewahrt werden durfte, so dankt sie dem Lebensopfer der Gefallenen durch ein freiwilliges Gegenopfer an Arbeit oder einem kleinen Geldbetrag...“

Die Verfasser verbreiten also in einer Spekulation auf die Gutartigkeit und den Opfersinn der jungen Leute die Behauptung, es habe sich beim Hitlerkrieg um einen deutschen Freiheitskrieg gehandelt und die Millionen von getretenen und geschundenen Landsern hätten ihn geführt, um die „Jugend nicht versklaven“ zu lassen. Das ist eine glatte Geschichtsfälschung. Wenn jemand versklavt war in diesem Krieg, dann wir Deutschen, die ihn in alle Länder trugen. Und die Toten, die draußen blieben, sie liegen nicht dort, weil jemand die Freiheit ihres Vaterlandes angegriffen hätte, sondern deshalb, weil eine Bande bössartiger Verbrecher im Namen dieses Vaterlandes Europa mit Krieg überzog. „Wenn die westdeutsche Jugend vor Unfreiheit und Hungersnot bewahrt werden durfte“, dann dankt sie das nicht den Toten unserer Wehrmacht, denn die war ein Instrument der Unfreiheit, und ihr Kampf hat den Hunger nicht verhindert, sondern gebracht. Sie verdankt es caritativen Organisationen, hinter denen die Güte von Menschen stand, die Deutschland sich zum Feind gemacht hatte. Außerdem verdankt sie es den Kanonen Amerikas, in deren Mündungen zu laufen die Bolschewiki sich hüteten. Und schließlich verdankt sie es der Energie der Überlebenden, die sich über die Sinnlosigkeit der Kriegsoffer keine Illusionen machten und, anders als nach dem Ersten Weltkrieg, nicht versuchten zu beschönigen und zu verklären, was nicht zu entschuldigen ist.

Der Aufruf ist unterzeichnet von Oberregierungsrat Rust als Schriftführer und von Dr. Linkenbach als Geschäftsführer, welcher der Verfasser des Textes ist. Nach unseren Feststellungen liegt hier ein Fall schwerer Entgleisung und vernachlässigter Aufsichtspflicht vor, aber nicht die Absicht einer Brunnenvergiftung. Im Interesse der von ihm vertretenen Aufgabe, die zu unterstützen wir Alle bereit sind, sollte der Volksbund ein für allemal Vorsorge treffen, daß künftige Veröffentlichungen auch in der Wortwahl der Würde und dem Ernst der Sache entsprechen.

Zum Gedächtnis Carl Augusts von Weimar

Ruhm, der einer bestimmten Epoche angehört oder gar von höfischer Liebedienerei künstlich erzeugt wurde, überdauert schwerlich die Zeitspanne von zwei Jahrhunderten. Das Bild des 1757 geborenen Herzogs von Weimar, an dessen Rangerhöhung zum Großherzog im Jahre 1814 sich Mit- und Nachwelt nie gewöhnen konnten, ist umwoben vom Nachleuchten der Unsterblichkeit. Verdankt er sie ausschließlich dem Bunde, den er achtzehnjährig mit Goethe schloß? Verdankt er sie seiner Herkunft von den alten, ruhmgekrönten Ge-

schlechtern der Welfen und der Hohenzollern? Carl August ist mehr gewesen als Goethes Freund und Gönner, mehr auch als der Nachfahre bedeutender Ahnen. Der Dichter selbst bezeichnete ihn als geborenen großen Menschen, als dämonisches Wesen. Carl August von Weimar vermochte nicht, eine „Pyramide seines Daseins“ zu errichten, sich in strebendem Bemühen selbst zu gestalten. Er lebte das ihm Mitgegebene aus, unbekümmert und gelegentlich hemmungslos, ohne jegliche Sentimentalität und keineswegs frei von Banausentum. Die ungeschmeichelten Porträts bestätigen die Bemerkung Adele Schopenhauers, daß der Herzog von Weimar einem Pächter ähnlich gesehen habe. Gedrungen, mit fast gewöhnlichen Zügen hätte er unschön und grob gewirkt ohne die strahlenden Augen und die Aura seiner Güte. Kurz vor und noch zu Carl Augusts Zeiten war einem Souverän alles gestattet, er war niemandem Rechenschaft schuldig, unterstand keiner Gerichtsbarkeit, durfte mit seinen Untertanen, die eigentlich Leibeigene waren, nach Gutdünken verfahren. Das Stäupen und Hängen, das Spinnhaus und das Speißrutenlaufen gehörten zu den üblichen Strafen. Zusätzliche Einnahmen verschafften die Fürsten sich durch den Verkauf ihrer Landeskinder an fremde Kriegführende, und Karl Eugen von Württemberg, der begabte Knaben aus der elterlichen Obhut in eine Schule nahm, über der er persönlich wachte, hielt sich für einen sehr humanen Herrn, wenngleich er einem Schiller verbot, zu dichten.

Schon Carl Augusts Mutter, Herzogin Anna Amalia, besaß andere Vorstellungen von Rechten und Pflichten des Regenten als die Mehrzahl ihrer Zeitgenossen. Sie bereits wollte für Land und Leute etwas tun, eine saubere Verwaltung einführen, integre Persönlichkeiten heranziehen, persönliche Verantwortung tragen. Zwar wurde Weimars Erbprinz viel zu streng erzogen, viel zu lange gegängelt, so daß er, mündig geworden, sich in erschreckenden Formen austobte. Das Beispiel der Mutter, die milde Lehre des weisen Wieland, in dessen Obhut sie den Knaben einst gegeben, bewirkten dennoch, daß Carl August sich inmitten des dunklen Dranges des rechten Weges fast immer bewußt blieb. Einen bürgerlichen Dichter berief der Jüngling an seine Seite und legte mit dieser Lebensfreundschaft seinem Dämon jene Zügel an, ohne die er sich selbst und sein Ländchen zerstört hätte. An Goethes Hand tat Carl August im Lauf seines Lebens den bedeutsamen Schritt vom Landesherrn im herkömmlichen Sinn zum Landesvater, wie ihn damals nur Weimar besaß.

Im Bereich der Denker und Dichter Jenas und Weimars, im Bezirk der Staatsbeamten war es vorwiegend des Herzogs Stärke, anzuregen, geschehen zu lassen, Neuem offenzustehen und sein Vertrauen mit erstaunlicher Instinktsicherheit den Richtigen zu schenken. Als Souverän hat dieser große Gönner niemals Günstlinge um sich geduldet, niemanden gestattet, sich „ruhig auf ein Faulbett zu legen“. Tüchtigkeit, Leistung und Größe bewunderte er anerkennend in jeder Form, auf jeglichem Gebiet, neidlos, ohne Geltungssucht sah er den Glanz, den der Genius Männern um die Stirnen wob, die seine Untertanen waren. Er konnte dank seines Fürstseins von Geblüt, dank seiner überlegenen Persönlichkeit darauf verzichten, sich durch drakonische Verordnungen und uniformierte Popanze in Respekt zu setzen, ja er durfte es sich sogar leisten, durch eine Verfassung dem Adel, den Bürgern und den Bauern seines Landes ein Mitspracherecht zu gewähren. Jahrzehntelang hatte

der Herzog, bei Licht besehen, sein Ländchen und dessen Bewohner vernachlässigt, in fremden Diensten als General seiner Neigung zum Soldatendasein nachgegeben. Eine von Goethe herangebildete Beamtenelite führte die Regierungsgeschäfte, und erst nach der furchtbaren Niederlage von 1806 wandte sich der Fürst seiner nächsten und natürlichsten Aufgabe wieder zu. Seine Untertanen nahmen ihm nichts übel, sogar seine Nebenehe mit der Jagemann nicht, denn Carl August besaß die geheimnisvolle Fähigkeit, volkstümlich zu sein, ohne jemals um Popularität zu werben. Er ließ sich nur scheinbar zu den Leuten herab, hob sie in Wirklichkeit durch sein Beispiel über sich hinaus. Das zeigt am deutlichsten eine der schönsten Anekdoten, die Schöll vor hundert Jahren in sein Carl August-Büchlein aufnahm. Der Schinder und sein Knecht galten zu des Herzogs Zeiten noch als Geächtete, die jeder mann mied. Als Carl Augusts Lieblingsroß eingegangen war, ließ der Fürst, an dem Goethes naturwissenschaftliche Studien nicht spurlos vorübergegangen sind, es in seinem Beisein sezieren. Dann wurde der Pferdekadaver vom Schinderknecht abgeholt. Carl August gab einem Lakaien ein Geldstück für den Mann, das der Bediente, um die Hand des „Ehrlosen“ nicht berühren zu müssen, auf den Wagen legte. Bereits im Gehen wandte Carl August sich um, nahm das Geldstück auf und drückte es dem Schinderknecht mit den Worten in die Rechte: „Hier! Das ist für Dich — von Deinem Herrn!“

Die Bedeutung solch beispielhafter Geste kann ermessen, wer einer jüngsten Vergangenheit gedenkt, in der Vorurteil und engstirnige Überheblichkeit mörderischem Wahnwitz den Steigbügel hielten. Das Erinnern an hervorragende Persönlichkeiten und wahrhaft originale Gestalten vom Range Carl Augusts von Weimar hat überhaupt nur einen lebendigen Sinn, wenn man sich der Tatsache bewußt bleibt, nicht ohne Schamgefühl dieses menschlichen Mannes und mannhaften Fürsten gedenken zu können. Wenn Rückblicke mehr sein sollen als Anlaß zu schönen Worten, dann muß das Andenken an die Großen in allen Ständen den Vorsatz beleben, vor ihnen bestehen zu wollen, den Willen, den Wunsch beflügeln, das eigene Handeln vor ihnen zu verantworten.

Unternehmerinnen sind keine Stars

In letzter Zeit ist häufig davon die Rede gewesen, daß in der Bundesrepublik jeder fünfte Betrieb von einer Frau geleitet wird. Die Statistik hatte errechnet, daß 610 000 jener 3,2 Millionen deutscher Betriebe, die man westlich der Elbe zählt, eine Chefin und keinen Chef haben. Diese Tatsache rief auch nach geraumer Spanne die illustrierten Zeitschriften auf den Plan und ließ sie, zumal ein internationaler Unternehmerinnenkongreß in Bad Godesberg noch besonderen Anlaß dazu gab, die schönste, die älteste, die jüngste und die kleinste Frau als Arbeitgeberin präsentieren. Dem Wettlauf nach dem Superlativ, den Gepflogenheiten des Starkultes, sollten sich auch jene Frauen fügen, deren Arbeit alles andere als dazu angetan ist, Starallüren zu kultivieren. — Wenn ein versierter Bildreporter zu Gina Lollobrigida sagt, „ach bitte, setzen Sie sich doch einmal auf dieser Schiebkarre in Pose“, dann kann das allenfalls noch zu einem Pin-up-Photo werden. Wenn er es aber, wie nicht nur in einem Falle vorgekommen, an eine Frau richtet, die

einigen hundert Menschen Lohn und Brot gibt, dann steht die Lächerlichkeit dabei Pate.

Die Realität der Chefin ist auf gar keinen Fall mit jenen Traumbildern zu verwechseln, die man heutigentags noch immer auf der Leinwand sieht. Gewiß, man mag sagen, sie ist nicht unbedingt neu. Arbeitgeberinnen gab es bereits, als die Frau noch vergebens um ihre Zulassung auf Hochschulbänken kämpfte. Aber von der — wie in früheren Jahrzehnten in der Mehrzahl üblich — geldeinnehmenden Tochter oder Witwe des Fabrikanten bis zur selbständig denkenden und verantwortungsbewußten Mutter des Betriebes ist es doch ein reichlich weiter Weg. Obendrein hat es sich jene Organisation der Vereinigung für Unternehmerinnen, die in der Bundesrepublik heute über 500 Frauen zusammenfaßt, als Ziel gesetzt, nur wirklich arbeitende Chefinnen zu ihren Mitgliedern zu zählen. Zu ihnen gehören Frauen, die Brotfabriken leiten, wie jene, die einem Brauhaus vorstehen, eine Zigarrenfabrikantin, die Chefin eines Betonwerkes, Straßenbauunternehmerinnen, sowie Frauen, die eine Reederei führen. Ihre Vorsitzende ist die Inhaberin und Leiterin der größten Eisenhütte Norddeutschlands, die 3000 Seelen betreut. Diese Frauen haben heute bereits in allen Ländern der Welt ihre Schwestern, und die deutschen schlossen sich einer seit Kriegsende bestehenden internationalen Organisation erst vor zwei Jahren an.

Es war Yvonne Foinant, die Witwe eines Pariser Maschinenfabrikanten, Brotherrin für 300 Leute, die als erstes weibliches Mitglied der Pariser Handelskammer vor 12 Jahren die Femmes Chefs d'entreprise gründete. Sie war es auch, die sich mit aller Energie für die Aufnahme der Deutschen einsetzte, obwohl ihr Mann dereinst selbst an der französischen Front gegen die Deutschen gefallen ist. Sie ist es, die heute in ihrer Person einen beispielhaften Kampf für den Weltfrieden kämpft und Frauen ihrer Nachbar- und Freundschaftsländer mit den Deutschen wieder an einen Tisch gebracht hat, obwohl z. T. auch deren Männer in Buchenwald und Auschwitz vernichtet wurden. Heute ist sie die Präsidentin der zur Weltorganisation gewordenen Frauenvereinigung. Seit kurzem gehört auch Kanada dazu, Belgien ist mit 40 000 Unternehmerinnen das älteste Mitglied; ihm folgen die Niederlande mit 200 000 Unternehmerinnen einschließlich der Landwirtschaft, England mit 70 000 und die Spitze hält nach wir vor Frankreich mit 3,2 Millionen weiblicher Unternehmerinnen. Die Französin hat auch die älteste Tradition und kann auf die Geschichte verweisen, die ihr schon unter Ludwig XIV. das Alleinrecht für jede Art von Stickereibetrieb und für den gewerblichen Blumenverkauf zusicherte. Es ist also eine konsequente Entwicklung, wenn die moderne Organisation von Unternehmerinnen auch von der Seine ihren Ausgang nimmt. Dort, wie in allen anderen Ländern, ist die Mehrzahl der unternehmerisch tätigen Frauen verwitwet und führt den Familienbetrieb weiter. Oft hat sie ihn unter Aufbietung aller Kraft aus der Kriegszeit gerettet. Manchmal auch ist sie Gründerin eines ganz neuen Unternehmens geworden. Auf jeden Fall aber fängt das Erfolgsalter jener Frauen international gleichbleibend erst dort an, wo die Angestellte heute ihre besten Chancen schon verspielt hat: mit 45 Jahren. Es gibt nur wenige jüngere, aber sehr viel ältere Unternehmerinnen. Das Ziel ihrer Vereinigung ist es, auch in den offiziellen Wirtschaftsgremien mitreden zu dürfen und anerkannt zu werden.

Zum Tode Otto Kleppers

Otto Klepper, der am 2. Mai in Dahlem, 69 Jahre alt, gestorben ist, hat ein wechselvolles Leben, nicht frei von Tragik, ein Leben voller Abenteuer wider Willen, aber auch ein Leben ganz nach eigenem Willen geführt. Er stammte aus Brotterode, und die Brotteroder sind, wie in einem alten hessischen Geschichtsbuch zu lesen ist, „Leute von Mut und Entschlossenheit“, er wuchs in Kassel auf und ging dort zur Schule.

Der junge Anwalt Klepper geriet nach dem Ersten Weltkrieg in die Strudel der Politik, ganz gegen seine nachdenkliche, zuweilen schwermütig erscheinende Natur, er hatte auch ungewöhnlich lange Zeit auf Universitäten verbracht, die Folgen zahlreicher Mensuren sah man noch im breiten, auseinandergefalteten, leicht geröteten Gesicht des alternden Mannes, er war ein guter Fechter und war auch stolz darauf.

In den Tagen des Kapp-Putsches scheint er geschwankt zu haben, wohin er sich wenden wollte, aber kurze Zeit später wirkte er in der „Staatspartei“ und hat dann jahrelang Otto Brauns berühmtem Preußenkabinett angehört, er hat auch Bankinstitute geleitet, und sicher verstand er viel von Finanzfragen und vor allem von Landwirtschaft. Es hat in jenen Jahren oft Streit um und mit Klepper gegeben, er war kein leidenschaftsloser Mann und ließ sich nichts gefallen. Am 20. Juli 1932 reizte es ihn zur Mensur anzutreten, ganz allein widersetzte er sich hartnäckig im Kabinet der Bereitschaft, kampflos vom Platz zu weichen, er riet, die Gewerkschaften und das Reichsbanner zu mobilisieren, niemand hörte auf ihn, und Severing wich der Gewalt. Später kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, aber man konnte Klepper nicht nachweisen, zurückgewichen zu sein.

Im Jahre 1933 ging er in die Emigration, und damit begann das Abenteuer. Hitler forderte bald nach der Flucht Kleppers seine Auslieferung von der französischen Regierung, man wollte ihm den Prozeß machen, auch Max Brauers Auslieferung wurde damals verlangt. Mit Hilfe des französischen Diplomaten Henry de Hoppenot entkam Klepper in Marseille auf ein Schiff, das nach Schanghai fuhr.

Klepper hielt sich einige Jahre lang in China auf, ist Finanzberater Chiang-keicheks gewesen und lernte die chinesischen Probleme kennen, studierte die geplanten Agrarreformen und ist nach Frankreich zurückgekehrt, nicht ohne einen tiefen Pessimismus mitgebracht zu haben. Er lebte in Paris bescheiden, fast arm im Emigrantenquartier nahe der Place de Convention und Rue Vaugirard. Köstler und Manus Sperber lebten dort, einige Ärzte, Schriftsteller.

Klepper nahm an der amüsantesten Gründung teil, die wir damals im Jahre 1938 unternommen haben, nämlich der mysteriösen „Deutschen Freiheitspartei“, deren Briefe insgeheim nach Berlin gingen und dort in Briefkästen geworfen wurden. Er schrieb in Münzenbergs „Zukunft“, und im Mai 1940 schickten ihn die Franzosen ins Lager. Er entkam, lebte illegal auf dem Lande, gelangte unter falschem Namen nach Bermuda, wo ihn die Engländer vom Schiff herunterholten und für Propagandaarbeit gewinnen wollten. Er lehnte energisch jede Tätigkeit ab, man ließ ihn weiterfahren, und endlich landete er wiederum nicht ohne Schwierigkeiten in Mexiko, wo

er sich ausruhte, ohne Ruhe zu finden. Er hat dort einsame Jahre im Kriege erlebt, auch wenn er eine Stütze nicht entbehrt hat. Beim Kriegsende dachte er nur daran zurückzukehren, aber als er von der Schweiz aus die Einreise in sein Land verlangte, verweigerte man ihm das Visum. Er ging illegal über die Grenze, und eigentlich beginnt nun die Tragik in Kleppers Leben. Er hat es nie überwunden, daß er, der arme, herumgetriebene, bedrohte Emigrant, der sich einst Papen widersetzt hatte, zurückkehren mußte, überhaupt um Erlaubnis zur Rückkehr ansuchen sollte, eine Ablehnung erfuhr und nun im Schatten leben sollte. Vielleicht ist auch tatsächlich niemals zuvor Emigranten nach dem Sturz eines Regimes, das sie verjagt hatte, ein solches Schicksal widerfahren wie Klepper und anderen.

Klepper hat sich nicht unterkriegen lassen, er hat zäh um Anerkennung gerungen, gründete die „Wirtschaftspolitische Gesellschaft“, sammelte einen Kreis von Menschen um sich, versuchte Einfluß zu erhalten und gewann auch Anhänger. Er fuhr nach Amerika und warb erfolgreich für seine Gesellschaft, hörte nicht auf, Vorträge zu organisieren, hielt den Blick über Deutschland hinaus in die Welt gerichtet und wartete auf seine Stunde. Er war überzeugt, man würde ihn rufen. Der Ruf ist aber nicht erklingen, vielleicht fand man ihn zu selbständig, vielleicht fürchtete man, er wäre unbequem, vielleicht stieß man sich am Ruf des Emigranten, vielleicht wollte man auch nicht vergessen, daß ihn die Nazis einst bitter gehaßt hatten, daß er Papen Widerstand hatte leisten wollen. Man kann es bei der Entwicklung in der Bundesrepublik verstehen, daß Klepper gesagt hat: „Wenn ich wüßte, was ich heute weiß, wäre ich nicht zurückgekommen.“

Werner Bergengruen 65 Jahre

Die Leser der Deutschen Rundschau werden sich noch an den großen Aufsatz mit dem Titel „Die Rose von Jericho“, geschrieben von Ida Friederike Görres, im September-Heft 1952 der Deutschen Rundschau erinnern, der zum 60. Geburtstag von Bergengruen eine umfassende Würdigung seines Schaffens brachte. Sie feierte Bergengruen als den echten Dichter, dem auszusprechen gegeben ist, nicht nur was er litt, sondern auch was ihn freute. Dem die Schicksalsgnade neben seiner Dichterkraft zuteil wurde, daß ihn ein reich bewegtes Leben in viele Räume unserer Welt führte, in denen er zum Teil heimisch werden konnte, ohne seine Urheimat, das Baltikum, jemals zu vergessen. Um die Heimat unserer Sehnsucht, die „heile Welt“, hat sein lyrisches und erzählendes Schaffen immer wieder gerungen. Er hat sich in den schweren Jahren, die er im Tausendjährigen Reich durchzumachen hatte, als *Mann* bewährt in großartiger Haltung und hat damals und später für Viele das gesagt, was sie damals empfanden, aber nicht zu formulieren wagten. Von der großen Zahl seiner Werke sind in jüngster Zeit verschiedene Neuauflagen erschienen und von dankbaren Lesern begrüßt worden. In Amerika konnten wir feststellen, daß er neben Gottfried Benn zu den bekanntesten deutschen Dichtern dort gehört.

Die Deutsche Rundschau hat mit stärkster innerer Beteiligung seine beiden Bücher „Der Rittmeister“ und „Die Rittmeisterin“ begrüßt, die in gewissem Sinne eine Krönung des Werkes dieses begnadeten Erzählers bedeuten. Zu

seinem 65. Geburtstag nun, an dem wir wie immer dankbar dessen gedenken, was er uns geschenkt hat, will er als schönste Gabe den dritten Band des Rittmeisters uns bescheren.

Konjunktur in Gottes Namen

Die Gotteserkenntnis der Schriftsteller ist allzu groß. Sie wächst immer weiter, geht aber schon jetzt auf keine Kuhhaut mehr. Die Autoren haben augenscheinlich eine direkte Leitung zum Himmel, über welche sie die neuesten Nachrichten beziehen. Hans Helmut Kirst erfuhr, daß Gott in Masuren schläft, und rückte diese Neuigkeit in den Titel eines Romans. Gabrielle Roy teilt mit „Gott geht weiter als wir Menschen“. Hans Disselhoff vermutet „Gott muß Peruaner sein.“ Auch sonst gibt es kleine Unsicherheiten, welche die Theologen nur allzu gut verstehen werden. Heinrich Zerkaulen spricht von einem „feurigen“ Gott, Otto Zierer dagegen von einem „goldenen“, Johannes Hohlenberg weiß von einem „atmenden“. Franzjosef Schneider hat „Gott unter Wölfen“ kennengelernt, Otto Neubert erblickte ihn in goldenen Särgen und Cor Ria Leeman gar am Strang. Margret Kennedy spricht nur von „Gottes Finger“, William Barrett kennt immerhin „Gottes linke Hand“, Erwin Rainalter meinte wohl die gleiche, als er einen Roman „Gottes Hand“ taufte. Es dürfte wiederum dieselbe Hand sein, aus der Hans Werner Richters Romanfiguren fielen. Rainalter kennt obendrein „Geigen Gottes“, Jan de Hartog spricht von „Gottes Trabanten“, und Dino Buzzati weiß von einem Hund, „der Gott gesehen hatte“. Ich wüßte gern, ob er identisch ist mit Arthur Heinz Lehmanns „Herrgott der Pferde“. Aber — Herrgottnochmal — unser-einer wird das nie erfahren, er gehört nicht zu den unterrichteten Kreisen, die sich ihren Titelhelden einfach aus dem Himmel holen. Der Arzt und Autor Hans Kilian spricht für sie alle, wenn er sagt: „Hinter uns steht nur der Herrgott“. Man soll zwar den Namen Gottes nicht verunehren, wie das zweite Gebot sagt, aber das Gebot der Stunde heißt nun einmal, die Auflage in Gottes Namen in die Höhe zu treiben.

Auch die Bibel ist brauchbar, sie hat immer recht, wenn Narokows Salzschal wird, wenn Weisenborns Bonn auf Sand gebaut ist, wenn Dudinzews Mensch nicht vom Brot allein lebt. Und wenn der Autor so gottverlassen war, sich den Teufel um dieses himmlische Erfolgsrezept zu scheren, dann kann der christliche Übersetzer den Schaden noch ausgleichen. Gegen den ruchlosen Hans Habe ist man natürlich machtlos, der schreibt einen Schelmenroman „Im Namen des Teufels“. Aber solche Leute, die in drei Teufels Namen Geld verdienen wollen, sind bei uns Gott sei Dank selten. Wir können getrost jubilieren: „Hölle, wo ist dein Sieg? Der Himmel ist nie ausverkauft!“ Wobei wir uns schon wieder die erleuchteten Titel von zwei Romanen zu eigen machten. Man sollte auch unseren Klassikern durch zeitgemäße Titel aufhelfen, sie haben Konjunktur verdient. Statt „Jungfrau von Orleans“ empfiehlt sich „Die Braut Gottes“, statt „Faust“: „An Gottes Segen ist alles gelegen“, statt „Götz von Berlichingen“: „ . . . und sagte nicht Grüß Gott!“.

Weiß der Himmel, wie war Dante doch mit seiner „Göttlichen Komödie“ der Zeit voraus!

Zusammenbruch der Welt?

Das pfeifen ja nachgerade die Spatzen von den Dächern, daß die Welt, in der wir alle aufgewachsen sind, oder auch in der die abendländische Menschheit seit rund 2500 Jahren zu leben sich gewöhnt hat, zusammengebrochen ist und fortfährt zusammenzubrechen. Als Ausgangspunkt, oder auch als Ursache, der Katastrophe werden uns genannt: die Relativitätstheorie; der Erste und der Zweite Weltkrieg; der Marxismus und die bolschewistische Revolution; das Erwachen der farbigen Völker und das Ende des Kolonialismus; Industrialisierung, Technisierung und Automatisierung; Massenpropaganda; das Schrumpfen räumlicher Entfernung; Psychoanalyse; die Aufsässigkeit der Jugend; die sexuelle Ungebundenheit, die Geringschätzung moralischer Gesetze und der Abfall von Gott. Manche dieser Ursachen, oder auch jede einzelne von ihnen, werden je nach Belieben auch als Folgen des Zusammenbruches hingestellt.

Das sinnfälligste und zugleich das peinlichste Ergebnis des großen Umschwunges ist, wie mir scheint, seine Wirkung auf die produktive Leistung unserer Zeit, auf Literatur, Kunst, Musik und Philosophie. Sie besteht in einer weitverbreiteten und offenbar wachsenden Unverständlichkeit, vor der wir schlichteren Gemüter völlig fassungslos stehen. Es herrscht — wenn ich mir den respektlosen Ausdruck gestatten darf — eine Schwafelsucht, die sogar in so praktischen Gebieten wie der Architektur zu Tage tritt und von der ich im Zweifel bin, ob es sich dabei um einen Sport, ein Laster oder eine Krankheit handelt; vielleicht um etwas von allen dreien. Wenn du nicht verstehst: ja eben, mein Lieber, es gibt da nichts zu verstehen, und du sollst gar nicht verstehen, denn die verständliche Welt befindet sich im Zustand des Zusammenbrechens. Wenn du die Wohlgestalt des menschlichen Körpers vermisst: aber in einer zusammengebrochenen Welt *hat* der menschliche Körper nicht wohlgestaltet zu sein. Wenn du dich empörst über ethische Zügellosigkeit: ha, da haben wir's, du steckst noch tief im Victorianischen Zeitalter. Und kurz und gut, es ist besser, du hältst den Mund.

All right, ich bestehe nicht darauf, in Fragen der geistigen Bewegung mitzureden. Aber ich lasse mir nicht verbieten, über das, was sich da abspielt, nachzudenken und zwar auf meine Weise, selbst wenn es eine altmodische Weise sein sollte. Und ich gestatte mir zunächst zu fragen: Ist das, was da an Veränderung vorgeht, ganz und gar unerhört? Oder hat es das selbe oder etwas ähnliches schon früher gegeben?

Friedrich Nietzsche — aber vielleicht gilt in unserer hetzenden und getetzten Zeit auch er schon als rückständig — nennt seine, und unser aller, Aufgabe: Umwertung aller Werte. Ihm, wenn irgendeinem, ist zuerst fühlbar geworden, daß die Erde bebt, und er, wenn irgendeiner, hat seine Mitlebenden und ihre Nachkommen ermutigt, unbeirrt und unerschreckt die Folgerungen zu ziehen. Sein Alarm — wie doch die Zeit vergeht! — liegt auch schon wieder über ein halbes Jahrhundert zurück. Also gehört das Phänomen selbst garnicht

unserer gegenwärtigsten Gegenwart an, es ist nicht modern im Sinne der intellektuellen Snobs. Wertungen, Jahrhunderte oder Jahrtausende alte, mußten auch früher schon umgeformt werden, die Entwicklung zwang dazu. Teils wissen wir es, teils dürfen wir es erschließen. Was für ein Getöse werden die Snobs der Urzeit angestellt haben, als es gelang, das Feuer in den Dienst des Menschen zu stellen, als die Töpferscheibe erfunden wurde, das Rad, das Spinnen; als man unter der Erde Eisen entdeckte und seine vielfältigen Eigenschaften zur Erfüllung unzähliger menschlicher Wünsche verwenden lernte! Die Götter Babylons, die rund 3000 Jahre lang die Welt regiert hatten, verloren eines Tages die Herrschaft; den Göttern Ägyptens geschah ungefähr gleichzeitig dasselbe. Das Christentum kam auf, und der Olymp verödete. Das kirchliche Dogma wurde durch den Scheiterhaufen geschützt; aber Martin Luther, auf die Gefahr hin, selber als Ketzer verbrannt zu werden, leugnete die Autorität des Papstes. Die Erde hatte die Form einer flachen Scheibe, vom Ozean umflossen, Sonne, Mond und Sterne kreisten um diesen Mittelpunkt. Aber seit Kopernikus drehte sich die Erde um sich selbst und umtanzte die Sonne. Und nachdem Magellans Expedition von Spanien nach Westen ausgesegelt und von Osten her zurückgekehrt war, hatte man die unvorstellbare Behauptung überspannter Theoretiker, daß wir auf einer Kugel leben, durch Erfahrung demonstriert. Eine mächtige Geistesbewegung genannt die Aufklärung zerstörte den Glauben an die Autorität der Bibel, an Autorität überhaupt, drängte die religiöse Intoleranz zurück und stürzte das ancien régime. Und in unseren eigenen Lebzeiten ist der Versuch gemacht worden, den kategorischen Imperativ zu ersetzen durch den Willen eines „Führers“, ein Experiment, das in erschreckendem Maße erfolgreich gewesen ist. Umwertungen an sich also sind der Menschheit geläufig. Ja, man darf behaupten, daß die gesamte Kultur- und Geistesgeschichte aus einer Folge von Umwertungen besteht. Und auch der einzelne Mensch sieht sich gezwungen, immer wieder alte Werte zu begraben und neue sich zu erobern, oder er vertrocknet. Mit Goethe zu reden:

„Und solange du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.“

Dabei hege ich den Verdacht, daß die aufgeregten Zeitgenossen, die vom Zusammenbruch der Welt ein solches Wesen machen, von dem wirklichen Ausmaß der Veränderung keine klare Vorstellung haben. Am Anfang des 19. Jahrhunderts konnte noch Napoleon Armeen nicht anders in Bewegung setzen als ein paar tausend Jahre vor ihm Caesar, Hannibal und Alexander: er mußte sie marschieren lassen. Er konnte auch Befehle nicht anders übermitteln als jene antiken Feldherrn: durch Kommando, so weit die Stimme reichte, oder durch Boten oder durch Lichtsignale, die von Etappe zu Etappe weitergereicht wurden. So und nicht anders wurde schon Trojas Fall der Heimat gemeldet, wie aus Aischylos' Tragödie „Agamemnon“ hervorgeht.

In der unvorstellbar langen Geschichte der Menschheit, die dem 19. Jahrhundert vorausgeht, welche Naturkräfte standen zur Verfügung? Hebelkraft, eine erstaunlich vielseitige Kraft, auf der zum Beispiel der Vorteil des Ham-

mers beruht; Wind, nicht nur für Schifffahrt ausgenutzt, sondern auch als Antrieb auf festem Lande (Windmühle); Wasser, dessen Gefälle ebenfalls auf dem Lande motorisch verwendet wurde (Wasserrad); Schwerkraft (Ramme); Federkraft (der Bogen, der den Pfeil abschießt). Was diese einfachen, von der Natur kostenlos gelieferten Kräfte nicht übernahmen, mußte von menschlichen und tierischen Muskeln geleistet werden. Freilich, da wurde eines Tages, um 1300, das Pulver entdeckt oder erfunden. Es revolutionierte die Kampftechnik und machte dem Rittersum ein Ende. Die wirtschaftlichen Folgen und die seelische Erschütterung können wir uns gewiß nicht groß genug vorstellen. Aber niemand kam auf den Gedanken, die Explosivkraft als produktives Hilfsmittel auszunutzen. (Das geschah erst durch den Dieselmotor, patentiert 1892.)

Von Erschaffung der Welt an gab es als Helfer menschlicher Arbeitsleistung neben den paar Zug- und Reittieren nur die eben genannten Naturkräfte. Bis zum Jahre 1778. Da erfand der Engländer James Watt die Dampfmaschine. Daß kochendes Wasser Dampf erzeugt und daß dieser Dampf stark genug ist, den Topfdeckel zu lüpfen, hatte man, versteht sich, längst beobachtet. James Watt leitete ihn in einen Zylinder, damit er dort einen Kolben bewegte, der seinerseits ein Rad antrieb. Damit erhöhte er die Arbeitsleistung in ungeahntem Maße; denn die Maschine kannte keine Müdigkeit. Das Werkzeug, das sie trieb, vermochte rascher zu produzieren als die menschliche Hand, ohne deswegen flüchtig zu arbeiten; im Gegenteil, es schnitt oder stampfte oder preßte mit vorher unerreichbarer Präzision.

Den Menschen fiel eine Binde von den Augen: Was alles ließ sich von der Maschine hervorbringen oder erledigen. Wenn ein findiger Kopf oder ein Kollektiv von Köpfen die entsprechende Apparatur ausdachte und ausprobierte, so gab es, wie sich herausstellte, beinahe nichts, was nicht die Maschine übernehmen konnte. Dem Menschen blieb fast nur noch die Aufgabe, die Maschine selbst zu überwachen. Die Bemühung, uns durch die Technik ablösen zu lassen — wie wir längst wissen, nicht nur ein Segen, sondern auch ein Fluch — steigt rapide an und verspricht oder droht, immer weiter erfolgreich zu sein.

Nachdem die Menschheit eine Ewigkeit sich ohne Dampfmaschine beholfen hatte, wurde ihr keine hundert Jahre später eine neue Antriebskraft beschert, noch mächtiger als der Dampf: der elektrische Strom der Dynamomaschine. Sie beruht auf einem Witz der Natur, auf den jemand zufällig gestoßen war. Wenn man ein mit Draht umwickeltes Eisen um einen Elektromagneten bewegt, so entsteht in dem Draht elektrischer Strom. Umso mehr Strom, je länger der Draht, je stärker der Magnet und je schneller die Bewegung. Nach oben scheint es für Hervorbringung dieser Wunderkraft keine Grenzen zu geben. Fragt sich nur, wie die Bewegung zustande kommt. Längst dreht man nicht mehr den umwickelten Eisenring, sondern in seinem Innern den Magneten, den „Anker“. Erst trieb man ihn mit Dampf, das heißt mit Kohle. Aber der Kohlenvorrat unserer kleinen Erde erschöpft sich rasch, im nächsten Jahrhundert wird praktisch keine Kohle mehr verfügbar sein. Heute verwendet man mehr und mehr das Gefälle des Wassers, das an vielen Stellen unerschöpflich und völlig umsonst niederstürzt. Mit dieser elektrischen Kraft, aus dem Nichts hervorgezaubert, beleuchten wir Stuben und Straßen, bewegen wir

Werkzeuge und Bahnen. Nichts davon kannten oder ahnten noch meine beiden Großväter. Wir heute aber fliegen wie die Vögel, schneller, höher, weiter als die Vögel. Und in der Atomenergie haben wir schon wieder eine neue Kraft. Zu welchen Leistungen oder zu welcher Katastrophe sie uns führen wird, vermuten wir allenfalls. Die Aufgabe, die Erde zu verlassen und in den Welt-raum zu reisen, steht bereits im Stadium des Experiments und der Konstruktion. Ich hoffe, es wird sich herausstellen, daß der Mensch außerhalb dieses Planeten so wenig zu leben vermag wie der Goldfisch außerhalb seiner Glaskugel.

Wenn man sich die Umschwünge klar macht, die sich in den letzten hundert Jahren zugetragen haben, so sollte man erwarten, der Zusammenbruch würde noch viel ärger sein, als er tatsächlich ist. Wir brauchten uns nicht zu wundern, wenn die Welt unserer Vorfahren uns nur noch als ein Scherbenhaufen erkennbar wäre. Aber wenn diese versunkene Welt vor uns aufgebaut wird, so erleben wir sie gar nicht als fremd, sondern finden uns ganz leicht darin zu-recht. „Das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten.“ Dies ist der Anfang der „Lehrjahre“. Die Kutschen, nicht die Autos. Sie rasselten, denn sie fahren nicht über Asphalt, sondern über Kopfsteinpflaster. Wilhelm Meister macht sich auf die Reise: zu Pferde. Der Wanderbursche in Eichendorffs „Taugenichts“ fährt davon: in der Postkutsche. Nichts davon befremdet uns, als wären wir selber noch in der Postkutsche oder zu Pferde gereist. Molières Eingebildeter Kranker bekommt keine Antibiotica und wird nicht durch-leuchtet, sondern mit Klystieren und Aderlässen behandelt. Nehmen wir daran Anstoß? Es ist kein Schraubendampfer, auf dem Tristan seinem König Marke die Braut Isolde zuführt: wir bemerken es kaum. Wie kommt es, daß die Menschen der Bibel oder Homers uns fesseln oder rühren, begeistern oder empören, ja, daß wir sie mit ihrem Fühlen und Wollen überhaupt verstehen, wenn sie doch in einer ganz anderen Art von Welt gelebt haben? Am Ende ist ihre Welt, allen technischen Unterschieden zum Trotz, garnicht ganz an-derer Art gewesen?

Wir sollten uns nicht nur die Unterschiede zwischen damals, einem sehr nahen und einem weit entfernten Damals, klar machen; wir sollten uns auch ins Bewußtsein rufen, was sich nicht verändert hat, garnicht, durch sechstausend Jahre übersehbarer Geschichte und eine unübersehbare lange Vorgeschichte nicht ein bißchen, nämlich der Veranstalter und Träger all dieser Veränderungen: der Mensch. Solange wir von ihm wissen und darüber hinaus, hatte er alle Organe, über die er heute verfügt, und sie funktionierten seit je her so wie heute. Nur unser Wissen von ihnen hat zugenommen. Manchmal wird behauptet, er sei gewachsen, zum Beispiel nach den Ritterrüstungen, die er-halten geblieben sind. Wahrscheinlich ist die Variationsbreite zwischen klein und groß unverändert geblieben; zum Teil hängt verkümmerter oder strotzen-der Wuchs von sozialen Umständen ab. Seit je her muß der Mensch wie alle Säugetiere im Mutterleib empfangen werden, im Verborgenen sich entwickeln und den Akt der Geburt überstehen. Das Risiko ist vermindert worden, und ebenso die Kindersterblichkeit. Davon haben wir die Folgen vor unseren

Augen in der Massenhaftigkeit, die ohne Zweifel noch nie so groß gewesen ist wie heute und die immer weiter und bis zur Bedrohlichkeit anzuschwellen scheint.

Der Mensch muß sich das Wissen seiner Zeit aneignen, jeder für sich allein und jeder ganz von vorn. Oder wissen wir heute mehr als unsere Vorfahren? Vermutlich wissen wir nicht mehr, sondern etwas anderes. Wir wissen, wie man elektrisches Licht einschaltet. (Nebenbei: wieviele Zeitgenossen wissen, woher es kommt, daß es hell wird, wenn man einschaltet?) Aber jeder von uns außer ein paar Fachleuten würde kläglich versagen, wenn er sich vor die Aufgabe gestellt sähe, die eßbaren Kräuter in der Natur zu suchen oder das Wild, das er braten will, erst zu fangen. Den Menschen auf einer gewissen Kulturstufe waren diese Fertigkeiten geläufig. In Amerika wissen die jungen Damen von fünfzehn, sechzehn Jahren ohne Ausnahme, wie man ein Auto steuert; aber sie brauchen nicht zu lernen, wenigstens nicht in der Stadt, wie man Geflügel ausnimmt; denn man bekommt es ausgenommen und sogar zerteilt und gebraten zu kaufen.

Der Mensch muß sich seinen Platz in der Gesellschaft erobern; wiederum jeder für sich. Der Abstand zwischen sozialer Höhe und Tiefe ist heute empörend groß, zum Beispiel zwischen einem amerikanischen Multimillionär und einem Obdachlosen in New York oder Chicago; aber das hat es auch früher gegeben: zwischen dem gottgleichen Pharao und dem Feldsklaven, der den Pflug ziehen mußte. Vielleicht hat sich auch die Zahl der möglichen Berufe vermehrt, was die Wahl nicht erleichtert, sondern erschwert. Aber warum sollen im untergegangenen Ninive Eltern nicht darüber gesprochen haben, ob ihr Ältester einmal Gelehrter werden soll, was damals hieß Priester, oder Krieger oder Landmann oder Händler oder Handwerker? Warum soll nicht die Mutter, auf assyrisch, versteht sich, gesagt haben: „Er bastelt gern und hat Geschmack; vielleicht geben wir ihn zu einem Silberschmied in die Lehre?“ Strebsame junge Leute aus der Provinz gingen ins kaiserliche Rom, wo sie mit einer bescheidenen Stellung angefangen oder die Universität bezogen haben werden. Also muß es unter Augustus die Institution der Zimmervermieterin gegeben haben, mit den Vorzügen und Schwächen einer Zimmervermieterin von heute. In Badenweiler im Schwarzwald — wie ich zufällig weiß — besteht ein modernes Hallenbad neben den Ruinen eines altrömischen Bades; Reste der Holzkohle, mit der einmal das Wasser erwärmt worden ist, hat man noch gefunden. Könnte ein Bademeister von damals mit einem von heute sich unterhalten, sie fänden mehr Berührungspunkte als ein zeitgenössischer Bademeister mit einem Atomforscher. Erfolg war im alten Byzanz so wichtig wie im neuen Paris, er hing an denselben Eigenschaften und Fähigkeiten, er wurde derselben Art Menschen zuteil und blieb derselben Art Menschen versagt. Die Lebensdauer unter Angehörigen der weißen Rasse ist ja wohl gestiegen, dank unserer Pillen und Tabletten; aber das Erlebnis des Heranwachsens, Reifseins und Alterns ist unverändert geblieben.

Und wie steht es um die Beziehung der Geschlechter? Es gibt Gesellschaften, in denen die Frau unter strenger Kontrolle gehalten wird, und andere, in denen sie sich frei bewegen darf. Es gibt Gesellschaften, in denen Vielweiberei herrscht, und andere, die den Anspruch erheben, daß die Ehe streng monogam geführt werde. Es gibt Kreise, die diesem Anspruch genügen, und solche, die

ihn heimlich oder zynisch umgehen. Hier wird verlangt, das Mädchen solle unberührt in die Ehe treten, dort wird es nicht verlangt, und anderwärts ist es üblich oder wird gefordert, es solle schon Erfahrungen gesammelt haben. Scheidung ist unmöglich, oder sie ist möglich oder sogar üblich. Manches von diesen Sitten ist gesetzlich festgelegt und durch Strafen geschützt, manches nur durch das Herkommen geregelt, und solche Regelung braucht nicht weniger unerbittlich zu sein. Diese Verschiedenheiten haften an Rassen, an Völkern, an Ländern und an Zeiten und wechseln mit dem Ablauf der Zeit.

Aber das Grunderlebnis des Verlangens nach einander, der eigensinnigen Wahl, der ausschließenden Bevorzugung eines bestimmten Partners, der Eifersucht, der Beglückung im Besitz und der Verzweiflung über Verlust ist allgemein menschlich und hat sich in der Zeit, von der wir wissen, nicht geändert. „Stark wie der Tod ist die Liebe“ aus dem Hohen Lied wird noch immer verstanden, obwohl die Verse sich auf Menschen im Orient beziehen und obwohl seit ihrer Prägung mindestens 2500 Jahre vergangen sind. Was den Königssohn Paris gereizt hat, die Ehefrau des Königs Menelaos zu überreden, mit ihm zu fliehen, und was in Helena vorgegangen ist, als sie dem Verführer folgte, beides vermögen wir noch immer nachzufühlen. Man reinigt die Wäsche nicht mehr am Strande, und es sind nicht mehr die Prinzessinnen, denen dieses Geschäft obliegt. Aber die Begegnung des schiffbrüchigen Odysseus mit der jungen Nausikaa wirkt wie eine moderne Novelle. Was zwischen dem gerade zur Weiblichkeit erwachten Mädchen im Schutze ihrer Gespielinnen und dem athletischen Manne von etwa 50 Jahren seelisch schwingt, darüber sind wir bei aller Wortkargheit nicht im Zweifel.

Es hat sich in Jahrtausenden nichts geändert an der grausamen oder tröstlichen Gewißheit, daß der Mensch sterben muß; auch nicht daran, daß er nicht weiß, wann das Ende eintreten wird. „Des Menschen Leben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, 80.“ Er mag auch die 90 oder 100 oder 110 erreichen; er kann auch mit 17 abberufen werden. Schopenhauer wundert sich, daß wir unsere Tage nicht verbringen mit den Beklemmungen eines Verurteilten, der auf seine Hinrichtung wartet. Aber wir treiben ja im Ganzen unbekümmert unser Wesen. Daß wir auf die „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens“, wie Goethes Egmont sich ausdrückt, eines Tages verzichten müssen, und daß wir um jeden, der unserem Herzen nahe steht, täglich und stündlich zu zittern hätten, wenn wir nicht glücklicherweise leichtsinnig wären, das gibt unserem Leben Färbung und Tiefe heute wie immer.

Wir heute mit unseren vorwitzigen Forschungsmethoden haben herausgefunden, daß auch das Sonnensystem entstanden ist und vergehen wird. Allein für die paar Jahrtausende, die wir hinter uns wissen und die uns noch bevorstehen, unterliegen die Menschen in ihrer biologischen und psychologischen Struktur keiner Veränderung. Ihre Grunderlebnisse mit Tag und Nacht, Hunger und Sättigung, Geburt und Tod, Sonnenschein und Sturm, Glück und Unglück, Liebe und Haß sind dieselben geblieben.

Gibt es produktive Geister, die so genial sind, daß sie beim besten Willen nicht vermeiden können, unverständlich zu bleiben? Vielleicht. Nur die Vorstellung, die Welt sei zusammengebrochen, für sich allein braucht sie nicht daran zu hindern, sich verständlich auszudrücken. Denn genau besehen stammt die ganze Aufregung einfach aus einer Tatarennachricht.

Zukunftsland am Polarkreis

Lappland — Dorado Finnlands

Finnland ist seit einigen Jahren dabei, sich in seiner nördlichsten Provinz Lappland ein erstaunlich lebendiges und produktives neues Gebiet zu schaffen. Wahrscheinlich ist diese Provinz, die mit ihren 100 000 Quadratkilometern so groß ist wie Belgien, Holland und die Schweiz zusammen, die aber bisher nicht viel mehr als 180 000 Menschen beherbergt, jetzt die aktivste in ganz Finnland und weit darüber hinaus. Mit einer Initiative fast ohnegleichen, mit echt finnischem „Sisu“ — jener Eigenschaft zäher, durch nichts abzulenkender, dazu phrasenloser Energie — ist man darangegangen, die bisher nur zu einem geringen Teile erschlossenen Möglichkeiten und Rohstoffe dieses weiten Landes um den Polarkreis herum zu öffnen und in das gesamtfinnische Wirtschaftsleben einzuschalten.

Gegen dieses einsame, herbe, dabei aber auch unvorstellbar schöne Gebiet, das zu zwei Dritteln über den 67. Breitengrad hinausragt, schien sich lange alles verschworen zu haben: Vor allem natürlich das Klima, das zwar im südlichen Teil der Provinz noch eben den Anbau einfacherer Feldfrüchte gestattet, die sich aber sehr beeilen müssen, um in wenig mehr als drei frostfreien Monaten ihre bescheidenen Ergebnisse zu bringen. Allerdings ist es in diesen drei Monaten — märchenhaften Monaten — auch Tag und Nacht hell. Jedoch macht dies Klima den Ackerbau in Lappland zweitrangig und zwingt die ländliche Bevölkerung mehr zu Vieh- und Waldwirtschaft. Wenn aber auch das lappländische Holz dreimal so lange Zeit braucht, um schlagreif zu werden, wie der Wald in Südfinnland und fünfmal so lange wie in Mitteleuropa, stand bislang die Schwierigkeit des Transportes überall da im Wege, wo nicht große Ströme und die ihnen zufließenden kleineren Wasserläufe das Problem von selbst lösten; das war aber trotz der zahlreichen Wasser doch nur für vergleichsweise kleine Waldgebiete der Fall.

Nachdem sich in den dreißiger Jahren trotzdem eine gewisse Entwicklung Lapplands durch den Bau der imposanten Eismeerstraße von Kemi am hohen Bottnischen Meerbusen über Rovaniemi bis nach Petsamo am Eismeer sowie durch die großen Hoffnungen abgezeichnet hatte, die man an den eisfreien Hafen dort oben geknüpft hatte, verlor Finnland dies hoffnungs- und zukunftssträchtige Gebiet am Meer mit seinen Schiffahrtsmöglichkeiten und dazu mit beachtlichen Nickelgruben durch den unglücklichen letzten Krieg an die Sowjetunion. Weiter kam es durch betrübliches menschliches Versagen bei Kriegsende und beim Abzug der deutschen Truppen aus Nordfinnland leider zu umfangreichen Zerstörungen. Sie betrafen bei den verschiedenen Objekten bis zu 90 % und mehr und betrafen beispielsweise fast alle Brücken und andere technischen Anlagen; und die Metropole Rovaniemi wurde völlig vernichtet.

Trotz dieser empfindlichen Rückschläge ging man aber bald nach dem Kriege in Lappland mit beispielloser Kraft und mit einem unvergleichlichen

Optimismus an den Wiederaufbau. Er hat in 12 kurzen Jahren das ganze Land in einen besseren Zustand versetzt, als er je bestanden hatte. Man kann nicht umhin, angesichts der Entwicklung und der heutigen Situation Lapplands von einem Wunder zu sprechen, auch wenn man sich vor diesem Wort ein wenig scheut. Lappland, das oft „Land der Zukunft“ genannt wird, ist heute schon eine durchaus gegenwärtige Realität. Natürlich ist, über das bereits Stehende und Erreichte hinaus, noch sehr vieles Plan und Projekt; das Wort vom „Land der Zukunft“ hat daher für Finnland selbst, zunehmend aber auch für das Ausland seine Berechtigung.

Man geht an die Überfülle der Aufgaben, die sich stellen, auf folgende Art heran: Da das Hauptziel die Nutzbarmachung der unermesslich großen, bis zu über 90 % sich bisher selbst überlassenen Wälder ist, wahrer Urwälder, wenn auch im nordischen Sinne dieses Begriffes, gilt es, das Land in möglichst umfangreichem Maße für den Verkehr zu erschließen und die technischen Möglichkeiten und Anlagen zu schaffen, um die ungeheuren Mengen des zu erwartenden wertvollen Rohstoffes zu verarbeiten.

Für den Verkehr hat man ein nur beschränktes Eisenbahnnetz zur Verfügung, das, zumal bei der heutigen Tendenz der Verkehrsentwicklung, kaum wesentlich ausgebaut werden wird. Es sind hauptsächlich die Linien Kemi—Rovaniemi im Süden Lapplands, Kemijärvi—Rovaniemi im Osten und Kemi—Tornio—Aavasaksa an der lappländisch-schwedischen Grenze entlang im Westen und in Richtung Norden.

Statt dessen aber ist das Land in den letzten zehn Jahren über die vorher schon vorhanden gewesenen Straßen hinaus für den Auto- und vor allem den Lastkraftwagen- und Autobusverkehr erschlossen worden, wie es erforderlich war, wenn man wirklich das ganze Land in die gewollte Entwicklung einschalten wollte. Lappland verfügt heute schon über ein Autobus-Linien-System, das auf die doppelte, wenn nicht die dreifache Zahl seiner derzeitigen Bewohner berechnet ist. Zur Zeit wohnen in dieser Provinz, wie schon kurz erwähnt, knapp 200 000 Menschen. Von ihnen sind übrigens nur etwa 2 500 eigentliche Lappen, also Angehörige jenes heute immer wieder ein wenig romantisch geschilderten halbnomadischen Stammes der arktischen Samojuden.

Die großen Hauptverkehrsadern sind dabei drei große, in gutem Zustande befindliche Straßen: Die sogenannte Eismeerstraße, die von Kemi nach Rovaniemi und von dort nach Ivalo führt und dann noch 100 Kilometer nach Nordosten; dort endet sie heute an den russischen Grenzpfählen. Die Fahrt auf dieser im Winter wie im Sommer gleich eindrucksvollen und durch große Schönheiten der einsamsten Natur ausgezeichneten Straße nach Petsamo betrug vor dem Kriege — von Rovaniemi aus — 530 Kilometer; das war die längste Autobuslinie Europas.

Die zweite große Straße zweigt bei Ivalo von der ersten ab und führt über Inari nach Karisgasniemi an der hohen norwegischen Grenze; sie wurde im Kriege von der deutschen Wehrmacht ausgebaut. Die dritte Straße verbindet Rovaniemi mit der finnisch-schwedisch-norwegischen Dreiländerecke; sie erreicht Kilpisjärvi über Kittilä und Muonio.

Fügt man zu diesen drei Hauptstraßen noch das ebenfalls Hunderte von Kilometern lange Straßensystem von Tornio nach Muonio, dann hat man das Skelett vor sich, von dem aus sich die Stränge der kleineren und einfacheren

Straßen, hundertfach, wie ein Spinnennetz durch Wälder, Fjäll, Seen- und Mooregebiete ziehen und das Land in gewissem Umfange erschließen.

Eisenbahn, Straßennetz und die nach wie vor besonders wichtige Transportmöglichkeit, die sich in den ungeheuren Strömen und reißenden Flüssen bietet, im Verein mit Tausenden von Bächen und kleineren Wasserläufen, tragen schon heute unvorstellbare Mengen von Bäumen und Stämmen zu den Sägewerken, den Papier- und Zellulosefabriken. Es ist ein gewaltiger, ein fast unvorstellbarer Eindruck, die Millionen und Abermillionen Stämme bei Einsetzen der Frühjahrsschneesmelze die Wasser hinabtreiben zu sehen — das Produkt der Arbeit Zehntausender von Männern, die dunkle Wintermonate in harter Arbeit in den Urwaldeinsamkeiten verbrachten und die nun, wie zu einer Art nordischen Frühlingsfestes, dieses Holz stromabwärts gleiten und flößen.

Bahn, Straßen und Ströme sind im Begriff, diese Massen des weißen lappländischen Goldes — das sich zuverlässiger und sicherer bietet als das trügerische gelbe Gold, das der Goldrausch auch Lapplands vor jetzt 80 Jahren versprach — nunmehr an auch andere und mehr Orte zu tragen als bisher, wo an den Mündungen der großen Ströme, in Kemi und Tornio, die einzigen holzverarbeitenden Großbetriebe lagen; so etwa Veitsiluoto vor den Toren Kemis, der größte derartige Betrieb Europas.

Für die neuen und zum Teil gewaltigen Fabriken schafft Lappland zur Zeit die nötigen Kraftwerke. Für sie steht in den Strömen eine nahezu unerschöpfliche natürliche Kraft zur Verfügung. Allein der Kemijoki kann fünf Milliarden Kilowattstunden im Jahr erzeugen; das ist ein Drittel des gesamten derzeitigen finnischen Wasserkraftpotentials.

Für die zahlreichen, erwartungsgemäß meist kleinen Orte und Siedlungen in diesem jungfräulichen Gebiet, die aus diesem oder jenem Grunde zu den schon länger bestehenden kleinen Ansiedlungen hinzu im letzten Jahrzehnt geschaffen worden sind und steigend mehr geschaffen werden müssen, ist Rovaniemi das Zentrum der Verwaltung der Wirtschaft, des Verkehrs und zunehmend auch des kulturellen Lebens. Rovaniemi, das noch gar nicht den Titel einer Stadt besitzt, sondern offiziell ein Marktflecken ist, repräsentiert in ganz besonderem Maße den erstaunlichen, den sprunghaften Entwicklungsgang dieser Provinz. Nachdem es nahezu völlig dem Erdboden gleichgemacht worden war, ist es mit ganz besonderer Energie und Schnelligkeit wieder aufgebaut worden, schöner, stabiler, größer und großzügiger als vorher. Es hatte 1944 knapp 8 000 Einwohner, es zählt heute um 20 000, und es wird mit größter Wahrscheinlichkeit in zehn Jahren 50 000 erreicht haben. In solchen Ausmaßen nämlich wird Rovaniemi gebaut, nicht nur als Zentrale für die 180 000 Menschen, die Lappland zur Zeit beherbergt, sondern für die halbe Million und mehr, die in der Provinz wirken sollen und wirken werden, wenn alle die Sägewerke, Großkraftwerke, Papier- und Zellulosefabriken in Betrieb genommen sein werden, die jetzt aus dem Boden schießen; und dies alles geschieht mit einer so zielsicheren, unbeirrbar Kraft, wie sie auch für ein zehnmal so großes Volk bewundernswert wäre, und fügt sich, Stück für Stück, mosaikartig zu dem großen Gesamtprojekt, das sich Entwicklung Lapplands nennt.

Diesem Aufbauwerk in Lappland gehört das Herz aller Finnen. Es ist keineswegs so, daß es als eine Art Strafversetzung gilt, nach Lappland berufen zu werden; es ist vielmehr eine Auszeichnung gerade für die Besten. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat fast wächst die Bevölkerung, und nicht nur durch den Zustrom aus dem Süden des Landes, sondern auch durch gesunde, jugendliche eigene Kraft. Nicht weniger als 37 % der in Lappland lebenden Menschen sind jünger als 20 Jahre, eine wahrhaft erstaunliche Ziffer für ein solches Land.

Eine neue, sehr männliche, gerade auch in ihrer phrasenlosen Bescheidenheit äußerst sympathische Gesellschaft ist dort im Begriff sich zu bilden. Sie hat viel von echtem Pioniertum an sich. Davon sind auch die Frauen und Mädchen durchdrungen und geprägt, die der großen Aufgabe nicht weniger verschworen sind als ihre männlichen Kameraden. Ihre Wünsche für Erholung von wahrlich schwerer Arbeit — so sehr lieben sie dieses ihr Land — gehen nicht so sehr nach Süden. Im Sommer wie im Winter haben sie sich dort oben Plätze der Ruhe und Entspannung geschaffen, in einer Natur, die der Schöpfer zum Ausgleich für Kälte und Eis und Dunkelheit oft mit umso größerer Schönheit und Reinheit ausgestattet hat; in einer Natur, die heroische Einsamkeiten unermesslicher Urwälder und Ödmarken, urwelthafte Seen und märchenhafte Moore, tundrenhafte Hochebenen und schemenhafte Berge, zauberhafte Pastellfarben und einen sommerlichen Lichtrausch wie kaum ein anderes Land der Erde bietet.



Neu-Guinea wurde am Samstagabend geschaffen

Reisebriefe V

Man sagt in Neu-Guinea, der Herrgott habe dieses seltsame Land am Samstagabend geschaffen, in großer Eile, um ja endlich mit der Schöpfung fertig zu werden. Was ihm von den fünf Kontinenten übrig blieb, was er dort nicht gebrauchen konnte, das warf er hier kurzerhand ins Meer. Und so entstand die zweitgrößte und gebirgigste Insel der Welt: Neu-Guinea. Sie wurde das wildeste und unwegsamste Land der Erde — so wild und zerklüftet, daß niemand zu glauben wagte, daß es hier auch größere Täler gibt. Die deutschen Karten des einstigen Kaiser-Wilhelm-Landes zeigten nur Berge. Und erst vor 27 Jahren fanden zwei australische Goldsucher heraus, daß diese Karten nicht stimmten. Sie stießen 1930 entlang des Ramu-River nach Westen vor und entdeckten das weite Tal von Goroka im östlichen Hochland von Neu-Guinea. Wo man zuvor angenommen hatte, daß es nur Felsen und keine Menschen gäbe, entdeckten sie den fruchtbarsten und schönsten Teil Neu-Guineas, mit einem herrlichen, gemäßigten Gebirgsklima — und mehr als 300 000 Menschen!

Aber Mick Leahy und Mick Dwyer öffneten damals nur ein Tor zum Garten Eden. Die zweite Pforte öffnete Mick Leahy mit seinem Bruder Danny vier Jahre später, als sie das 150 Kilometer lange Wahgi-Tal entdeckten, das sich von Chimbu bis Mount-Hagen erstreckt, mit etwa 200 000 Bewohnern.

Inzwischen wurden noch mehrere andere Täler entdeckt. Erst Mitte 1954 fand eine australische Patrouille das Lavani-Tal, das die Zeitungen prompt ein „neues Shangri-La“ taufen — und viele weitere Täler mit mindestens einer Viertelmillion Bewohnern warten noch auf ihre Erschließung. Weite Gebiete sind noch weiße Flecke auf der Landkarte. Andere Teile des Hochlandes tragen die Bezeichnung „uncontrolled areas“, unkontrolliertes Gebiet. Dort hat die australische Administration noch keine Außenposten errichten können.

Das ist Neu-Guinea: das primitivste und zurückgebliebenste Land der Erde, aber zugleich zauberhaft schön und faszinierend! Wie ein riesiges, vorweltliches Tier räkelt es sich auf der Karte der südlichen Hemisphäre inmitten des tiefblauen Korallenmeers. Der Kopf dieses Dinosauriers mit seinem aufgesperrten Maul berührt fast den Äquator. Unwirklich und vorweltlich sieht Neu-Guinea auf der Karte aus. Und unwirklich und vorweltlich erscheint sein Hochland beim Blick aus dem Flugzeug. Man hat unwillkürlich das Gefühl, daß heute der erste Tag nach der Schöpfung ist. Wind und Regen hatten noch keine Zeit, die rasiermesserscharfen Bergrücken abzuschleifen und zu runden. Verkohlte Baumkrüppel schieben ihre kahlen Äste gespenstisch in die tief herabhängenden, weißgrauen Regenwolken. Der Boden ist hier noch so heiß, wie am Tage Null der Weltgeschichte. Dichter, weißer Dunst steigt aus den nackten Wipfeln empor.

Nicht nur die relativ dünne Besiedlung des Hochlandes lockt die asiatischen Völker an. Neu-Guinea besitzt neben Java die fruchtbarsten Böden Südostasiens, die sich ausgezeichnet für intensive Landwirtschaft eignen. In diesen Höhenlagen kann erstklassiger Kaffee angebaut werden, der mit den besten kolumbianischen Sorten konkurrieren könnte. Auch Tee gedeiht sehr gut, Viehzucht ist möglich, und Kakao kann an der Küste kultiviert werden. Dazu kommen reiche Mineralvorkommen. Allein während der letzten 25 Jahre wurde in Bulolo Gold im Werte von 300 Millionen DM gefördert. Außerdem fand man Zinn, Kupfer, Mangan, Blei, Osmiridium und Platin. Erdölvorkommen werden in weiten Gebieten des Hochlandes vermutet, und über 160 Millionen DM wurden bisher für Bohrungen aufgewendet.

Australien ist dieses Gebiet von den Vereinten Nationen zur Verwaltung anvertraut worden, um es möglichst rasch der Selbstregierung und Unabhängigkeit entgegenzuführen. Die australische Verwaltung steht dabei drei Aufgaben gegenüber:

Entdeckung und Erschließung des gesamten Territoriums.

Errichtung einer wirksamen Verwaltungskontrolle, die den jahrtausendealten Stammesfehden ein Ende setzt und Frieden und Ordnung bringt.

Überführung der Eingeborenen-Bevölkerung aus der Steinzeit in das Atomzeitalter, unter Herstellung der sprachlichen und politischen Einheit.

Diese Dinge sind leicht gesagt, aber schwer getan: Wie kann man z. B. den Eingeborenen, denen ein gebratener Menschenschenkel mindestens ebenso gut schmeckt wie eine Schweinskeule, innerhalb weniger Jahre durch sechs Jahrtausende Menschheitsentwicklung in unsere Zeit versetzen und zur demokratischen Selbstregierung befähigen? Wie kann man für Menschen die politische Einheit herstellen, die keinerlei Nationalgefühl besitzen, ja keines besitzen können, da sie nichts voneinander wissen und über 250 grundverschiedene Sprachen sprechen — von den unzähligen Dialekten zu schweigen! Wie kann man diesen tausenden von Stämmen und Clans dauerhaften Frieden und Ordnung bringen, wenn sie einer blutigen Fehde untereinander etwa die gleiche Bedeutung zumessen wie wir einem Fußballspiel oder Tennismatch?

Australien darf auf seine Nachkriegs-Leistungen in Neu-Guinea mit Recht stolz sein. Es hat ein Gebiet von der annähernden Größe Bayerns neuerschlossen und für mehr als 500 000 Menschen Frieden von Verfolgung gebracht. Durch eine über 400 Kilometer lange Gebirgsstraße wurde das westliche Hochland um Mount-Hagen mit der Küste verbunden. Diese Straße wurde ausschließlich von den Eingeborenen angelegt. Trotz zahlreicher Brückenbauten betrugen die Baukosten pro Kilometer nur 120 DM. In Zukunft wird es möglich sein, die Agrarprodukte des Hochlandes, die bisher ausschließlich auf dem Luftwege befördert wurden, per Straße zum Verschiffungshafen Lae zu transportieren.

Darüber hinaus ist der Zeitpunkt, an dem das ganze Territorium erschlossen sein wird, beträchtlich näher gerückt. Wenn das gegenwärtige Erschließungstempo beibehalten wird, dürfte bis 1965 Papua und Neu-Guinea vollständig befriedet und unter Verwaltungskontrolle sein.

Das eigentliche Problem für die australische Administration ist also nicht die Erschließung und Herstellung der Verwaltungskontrolle für dieses Gebiet

— das ist nur der erste und zugleich leichteste Schritt — sondern die Erziehung der Bevölkerung zu Menschen unserer Zeit, denen man die Selbstregierung anvertrauen kann. Optimisten sagen, daß man dieses Ziel vielleicht in zwei bis drei Generationen geduldiger und opferbereiter Arbeit erreichen kann — wenn überhaupt!

Es ist verblüffend und bewunderungswürdig, was die paar hundert jungen australischen Patrouillen-, Verwaltungs- und Erziehungs-offiziere bisher geleistet haben und weiterhin täglich leisten — in vielen Fällen unter Aufopferung ihrer Gesundheit und in manchen Fällen unter Einsatz ihres Lebens. Es seien hier nur einige Bestimmungen erwähnt, die den Geist kennzeichnen, mit dem die australische Verwaltung diese Aufgabe zu bewältigen sucht:

Jeder Eingeborene hat Anspruch auf unentgeltliche Gesundheitsfürsorge, einschließlich komplizierter Operationen, Geburtshilfe oder Versorgung mit kostspieligen Medikamenten wie Streptomycin oder Aureomycin.

Jeder Eingeborene kann kostenlos eine Schule besuchen. Besonders Begabte werden zur weiteren Ausbildung nach Australien geschickt.

Wenn ein Europäer einen Eingeborenen beschäftigt, muß er ihm neben dem gesetzlich vorgeschriebenen Lohn eine Lebensmittel-Ration, Eßgeschirr, Wolldecken und ein Hüfttuch stellen. Hierdurch soll verhindert werden, daß ein Eingeborener, dem der Wert des Geldes nicht geläufig ist, seinen Lohn verschleudert und nachher hungern muß.

Auch die Länge der Arbeitszeit ist gesetzlich geregelt. Wird ein Eingeborener länger als die zulässige Stundenzahl beschäftigt, so müssen die Überstunden extra bezahlt werden.

Ein Weißer, der einen Eingeborenen schlägt, kann eine Gefängnisstrafe erhalten und aus dem Territorium verbannt werden.

Ein Verwaltungsoffizier, der mit einer Eingeborenenfrau illegitime Beziehungen aufnimmt, wird degradiert, erhält eine Geldstrafe und wird außerdem in schweren Fällen ebenfalls aus Neu-Guinea verbannt.

Ein europäischer Siedler kann Landbesitz nur durch die Administration erwerben, die darüber wacht, daß nur ein begrenzter Prozentsatz an Europäer verkauft wird und daß den Eingeborenen gute Böden verbleiben — selbst wenn sie sie ihrerseits zu verkaufen wünschen.

Die australische Rechtssprechung sieht für Vergehen der Eingeborenen relativ milde Strafen vor: für Vergewaltigung kann ein Australier nach australischem Recht lebenslänglich Zuchthaus erhalten. Ein Eingeborener im Mekeo-Gebiet, der vor kurzem eine weiße Frau überfiel, erhielt aber nur zwei Jahre Gefängnis, da der Richter überzeugt war, daß der Eingeborene das Ausmaß seiner Schuld nicht kannte, als er die Tat beging. Während auf Mord beispielsweise in Australien die Todesstrafe steht, erhält ein Eingeborener in neuerschlossenen Gebieten nur zweieinhalb bis drei Jahre Gefängnis, da die Administration geltend macht, daß diesem Eingeborenen der Wert eines Menschenlebens nicht bekannt ist.

Um die Schwierigkeiten zu verstehen, auf welche die Erschließung Neu-Guineas stößt, muß man sich einmal klarmachen, was die Ankunft des ersten weißen Mannes für die Eingeborenen bedeutet. Man stelle sich vor, wie der Durchschnittseuropäer auf glaubhafte Rundfunk- und Presseberichte reagieren

würde, daß mehrere fliegende Untertassen mit unzähligen tausend Marsmenschen auf der Erde gelandet seien. Daß diese Marsmenschen körperlich genauso geformt sind wie wir, nur etwa dreißig Zentimeter länger und, sagen wir einmal, hellblaue Haut besitzen. Daß ihre sonderbar geformten Luftschiffe aus einem uns unbekannten Metall bestehen, das viel härter ist als unser bester Edelstahl, aber gleichzeitig bedeutend leichter als Duraluminium. Daß die Haltbarkeit ihrer seltsamen Kleidung unseren Nylon oder Perlon als einen albernern Kinderscherz erscheinen läßt. Daß sie alle uns bekannten Krankheiten heilen können und zum Beispiel jede Art von Krebserkrankung mit einer einzigen Pille restlos beseitigen.

Nehmen wir ferner an, daß diese Marsmenschen eine Sprache sprechen, die wir nicht verstehen, daß sie eine Unzahl von Geräten haben, deren Gebrauch wir nicht kennen, daß ihre gesamte Lebensweise uns vollständig ungreiflich ist, dann kann man bis zu einem gewissen Grade ihre Gefühle ermessen.

Diese sogenannten Wilden hielten sich für hochzivilisiert. Sie waren glücklich — bis der weiße Mann kam, mit seinen Flugzeugen, Autos, Gewehren, Funkgeräten, Konserven und unzähligen anderen unverständlichen Dingen. Von einem Tag zum anderen versank ihre Welt, ihre gewohnte Lebensordnung wurde sinnlos.

Man ließ diesen Menschen keine Zeit, den Weg durch die Jahrtausende behutsam zurückzulegen, wie es der Rest der Menschheit tat. Mit einem Sprung, buchstäblich aus heiterem Himmel, landete bei ihnen das Maschinenzeitalter und mit ihm die Geldwirtschaft. Den Eingeborenen war diese Veränderung ihres Lebens so unfassbar, daß sie beispielsweise die ersten Flugzeuge innen und außen abtasteten, um herauszufinden, ob diese sonderbaren Wesen männlich oder weiblich seien! Und Lebensmittel unter die Tragflächen legten, um das Flugzeug bei guter Laune zu halten.

Alles, was diese Menschen bisher als gut und schön betrachtet hatten, war mit der Ankunft des weißen Mannes degradiert, war nur noch stümperhaft und wertlos. Ein tiefgreifendes Unterlegenheitsgefühl war die Folge, die Selbstachtung der Eingeborenen war durch die offenkundige Überlegenheit der weißen Eindringlinge schwer verletzt worden.

Und so verschiedenartig, wie jede Familie, jedes Volk auf einen derartigen Umsturz reagieren würde, so verschiedenartig reagierten auch die Menschen Neu-Guineas. Wie etwa zum Beispiel die Goroka-Gahumas im östlichen Hochland: vor genau sechs Jahren siedelten sich die ersten „Rothäute“ — für die Papuas sind die von der Tropensonne verbrannten Australier und Europäer nämlich keine Weißen — in diesem paradiesisch schönen Tal an. Sie brachten mit sich das System der mit Geld bezahlten Arbeit, anstelle des bisher gewohnten Tauschhandels mit Naturalien. Aber heute haben schon mehrere tausend Eingeborene bei der Commonwealth-Saving-Bank oder der Bank of New South Wales ihre Bankkonten.

Die Höhe der Konten variiert im allgemeinen zwischen 100 bis 2000 Mark. Aber es gibt auch einen Eingeborenen in Goroka, der von den Weißen das Kaffeepflanzen lernte und jetzt schon ein Konto von über 4000 Pfund, d. h. 40 000 DM besitzt! Er kann nicht lesen und nicht schreiben, seine Zahlungsanweisungen zeichnet er mit seinem Fingerabdruck. Und doch hielt er erst

vor sechs Jahren die erste Threepence- oder Sixpence-Münze in der Hand. Er hat rasch gelernt, Geld zu machen. Gegenwärtig sitzt er übrigens im Gefängnis, weil er ein paar seiner Landsleute verprügeln wollte, die höhere Löhne forderten. Er hat auch rasch gelernt, geizig zu sein . . .

In wenigen Tagen wird ein Dorf in der Nähe von Goroka seinen ersten Lastwagen kaufen, um Kaffee und andere Agrarprodukte in eigener Regie zum Markt zu fahren. Jahrelang hat dieses Dorf gespart, hat eine Genossenschaft gebildet, um die erforderlichen 18 000 Mark für einen schweren Laster zusammenzubringen. Jetzt ist es soweit.

Das ist jedoch nur eine Seite des Bildes. Die andere Seite ist zum Beispiel die Haltung der Kukukuku, die anscheinend entschlossen sind, den Weißen bis zum letzten Pfeil Widerstand zu leisten. Seit 50 Jahren bemüht sich die australische Verwaltung, diesen etwa 40 000 Menschen zählenden Stamm zu befrieden. Die Zahl 40 000 ist, nebenbei bemerkt, nur eine sehr oberflächliche Schätzung, denn das von der Südküste Papuas bis zum Hochland Neu-Guineas reichende Kukukuku-Land kennt bisher keine Volkszählung, kennt keine Verwaltungskontrolle. Nur ein einziger australischer Vorposten konnte sich an der Grenze dieses „Landes ohne Gnade“ halten: Menyamya im Hochland.

Das Kukukuku-Land ist „restricted area“, das heißt, ein Besucher braucht eine Sondergenehmigung des Leiters der Kolonialverwaltung in Port Moresby, um es überhaupt betreten zu dürfen. Und selbst wenn er diese Genehmigung erhält, was unwahrscheinlich ist, so darf er die Regierungsstation Menyamya nur unter Polizeischutz und nach Hinterlegung von 250 Pfund verlassen — zur Deckung der Begräbniskosten, wie man in Neu-Guinea sagt.

Kukukuku bedeutet für alle anderen Stämme Neu-Guineas so viel wie Mörder, Totschläger, Menschenfresser und Räuber. Kukukuku heißen für die Eingeborenen die kleinen unmenschlichen Teufel in Baumrindengewändern, die zu uns kommen, um uns umzubringen und unsere Eisenäxte und Messer zu rauben. Kukukuku ist der Mythos des Schreckens und der Furcht, bei Tag und bei Nacht, Tag für Tag, für alle benachbarten Stämme.

Zwischen der Anpassungsbereitschaft der Goroka-Gahumas und der unerbittlichen Abwehr der Kukukuku ist nun ein weites Feld an Reaktionen und Gefühlen. Ein weites Feld, in dem auch Verwirrung, Mißverständnisse, verletzter Stolz, falsche Propheten und Schwindler Platz haben. Es ist der Nährboden für den Cargo-Kult, jenen merkwürdigen Versuch der Bevölkerung, die sie verwirrenden Wunder der weißen Zivilisation zu erklären (DR 3/1957). Neu-Guinea ist ein Land ohne Eisenbahn und mit nur wenig Straßen. Die Güter der Weißen, der „Cargo“, wie es im Pidgin-Englisch heißt, werden deshalb größtenteils im Flugzeug befördert, fallen also für die Eingeborenen aus dem Himmel, wo nach ihrem Glauben die Vorfahren wohnen. Was liegt näher als der Gedanke, daß alle diese Cargo-Lieferungen in Wirklichkeit Geschenke der Ahnen sind, welche die Weißen nur abgefangen haben und nun für sich selbst benützen. Denn daß die Weißen alle diese herrlichen Sachen selber herstellen, können und wollen viele Papuas nicht glauben.

Begegnung mit Makarios

Es war Nacht. Das Schiff war an Sunion vorbei gezogen in Richtung auf Siros, Zykladen. Die drei orthodoxen Priester, die mit uns im Piraeus an Bord gegangen waren, rauchten mit dem Kapitän auf der Brücke. Ihre Soustanen und ihre Bärte flatterten im Winde. Sie hielten sich die zylinderförmigen Hüte fest.

Als sie in den Salon kamen, erwachte das Schiff. Die Drei drangen zur Mitte vor. Der Größte, ein ungeschlachter Mensch, dessen Gesicht fast ganz hinter dem ungeheuren Bart verschwand, postierte sich allen sichtbar, hob die Hände und fing an zu singen. Tiefes Schweigen ringsum, immer mehr Menschen in den Türen. Er sang ein zypriotisches Heldenlied. Seine Stimme war schön, sein Vortrag eindrucksvoll. Die Zuhörer waren hingerissen. Das Lied hatte zwanzig Strophen, man verlangte alle. Der Priester kannte seine Wirkung. Er sang.

Die letzten Strophen begleitete bereits ein fanatischer Chor. Dann begann er zu sprechen. Er war mit Makarios in der Verbannung gewesen. Auf den Seychellen. Sie hätten kein Wasser gehabt, keine Post erhalten, seien schlecht bedient worden. Aber freilich, dieses Jahr der Gefangenschaft bedeute nichts, gar nichts, gemessen an den Leiden der zypriotischen Brüder.

„Gott hat uns als freie Hellenen erschaffen. Jahrhunderte haben wir, die Kirche, gegen die türkischen Sklavenhalter für Eure Freiheit gekämpft. Die Zyprioten, Griechen wie Ihr, wechselten aus der türkischen in die englische Sklaverei hinüber. Helft Eurer Kirche, Eure hellenischen Brüder aus der englischen Sklaverei zu befreien. Die Freiheit von Zypern ist Gottes Wille.“

Psalmen folgten. Die beiden anderen Geistlichen hielten ähnliche Reden. Die Stimmung war heiß, erregt wie die ägäische Nacht, die folgenden Gespräche bar jeder politischen Raison.

In Athen im Autobus: Ein Blinder steigt ein, postiert sich neben den Schaffnersitz, beginnt mit eindringlichen Gesten zypriotische Freiheitslieder zu deklamieren. Das Publikum lauscht schweigend, ergriffen, gibt reiche Spenden. Viele solcher Homergestalten ziehen für die zyprische Sache in Griechenland umher.

Ein Dorf in den Bergen von Kreta: Es ist Sonntagnachmittag. Die Bevölkerung sitzt auf der Platia. Um den Popen sind die Schulkinder versammelt. Sie haben ein kleines Podest errichtet. Ein Kind nach dem anderen steigt hinauf und trägt, laut, klar mit entschiedenen Gesten, ein zypriotisches Heldengedicht vor. Die Anteilnahme ist vollkommen.

In allen Provinzen Griechenlands das Gleiche: die Gedanken sind auf Zypern konzentriert, die Gespräche im Cafeneion haben ein Thema: Zypern.

Wie sieht der Mann aus, der diesen, selbst für griechische Verhältnisse, ungewöhnlichen Fanatismus in einem ganzen Volk erweckt hat? Obgleich die Griechen wahrhaftig genug innerpolitische Probleme haben, schlägt die Forderung nach „Enosis“ mit Zypern im Volk hohe Wogen. Die Regierung, noch heute mit den Hinterlassenschaften der Türken in den Nordprovinzen und

mit der Einverleibung von zwei Millionen kleinasiatischer Flüchtlinge ringend, lenkt bewußt das öffentliche Interesse von den Mißständen im Land auf die nationale Forderung: Zypern gehört zu Griechenland. — „Noch jede Regierung hat dem Volk einen Brocken hingeworfen, an dem sich unser hochexplosiver Nationalismus austoben kann!“ — sagte mir ein junger Liberaler. Dabei werden die Anwesenheit und politische Aktivität von Makarios in Athen von den Verantwortlichen als lässig empfunden. Man spricht von erheblichen Spannungen zwischen ihm und Averoff.

Ich traf Makarios in einem kleinen Kreis, im Hause von Freunden. Zwei schwarze Wagen fuhren vor, geleitet von großem Polizeikordon. Jubelnde Menschen stauten sich vor dem Hause. Der Ethnarch — so wird Makarios als gewählter Volksführer genannt — und sein Gefährte in der Verbannung aus Zypern, der Bischof von Kyrene, Kyprianos, betraten gemeinsam die Wohnung. Sie reichten allen die Hand, dem Verteidigungsminister, dem Diplomaten, dem Serviermädchen und dem Geheimpolizisten, schlicht, herzlich, wie alle Griechen. Es gab keine Standesfragen. Während des zweistündigen Beisammenseins redete man, teils griechisch, teils englisch — wie unter alten Freunden, das Serviermädchen und der Polizist einbegriffen.

Die orthodoxe griechische Kirche fühlt sich als Trägerin der Hellenischen Idee, ist es zweifellos durch Jahrhunderte gewesen. Griechische Sprache, Sitte, Kultur hätten die Türkenzeit nicht überlebt ohne die Zentren in den griechischen Klöstern. Während die Popen sich aus Seminaren rekrutieren, zur Ehe verpflichtet sind, gehen die Bischöfe aus dem Mönchstum hervor.

Der Erzbischof, im Kloster seit seinem dreizehnten Lebensjahr, ist heute hier die ideale Verkörperung von „Kirche“ und „Hellenentum“, ein lebendes Idol. Tatsächlich verbinden sich in seiner äußeren Gestalt alle Eigenschaften, die diese hellenischen Augenmenschen entzücken.

Makarios ist jung, schön und elegant. Die Kammerfrau des „Grande Bretagne“, das er trotz des Namens zu bewohnen geruhte, hat ausgeflüstert, Seine Eminenz wechsele fünf mal am Tag die Soutane, parfümieri sich und verwende Stunden auf die Pflege seines Bartes. Mag sein. Der Erfolg lohnt die Mühe. Es war erfreulich, nach den Scharen schmutziger, primitiver, dickbäuchiger Priester, denen man im Lande begegnet, diesen Grandseigneur zu sehen, dem das große goldene Kreuz auf der schmalen Brust ein selbstverständliches Spielzeug für seine gepflegten Hände ist. Die schwarzen Ärmel der Soutane scheinen nur dafür gemacht, die schmalen Handgelenke zur Wirkung zu bringen. Aus dem gelockten Bart quillt der etwas zu volle Mund, lächelnd. Ist dies Lächeln, das stereotyp auf seinen Lippen, in den Winkeln seiner schwarzen Augen mit den tief herabgezogenen Lidfalten liegt, eine Maske, fragt sich die ganze Welt.

Als der zypriotische Junge ins Kloster eintrat, ließ er sein Bauerngesicht zurück. In der Zeitspanne zwischen Klosterschule und Erzbischofspalast hat Makarios sein heutiges Ikonengesicht entwickelt. Daß er dies mit der gleichen Konzentration getan hat, mit der er seinen Bart pflegt, aber auch die Liste der englischen Grausamkeiten auf Zypern zusammenstellt, ist anzunehmen. Es ist nichts Unehliches daran. Lächeln und Konzentration entsprechen seinem Wesen. „Ich bin von Natur Optimist“, sagt er selbst jedem, ohne Pose. Was

die Engländer im Umgang mit ihm zur Raserei gebracht hat, was man ihm grimmig vorgeworfen hat als Falschheit, Unverschämtheit, Eitelkeit, Verlogenheit — sind unfreundliche Umschreibungen für außergewöhnliche Beherrschtheit, Konzentration, Ruhe und — Optimismus.

Während seine Linke zerstreut über den herrlichen Knauf seines Stabes fährt, speißt er mit der Rechten genussreich ein Lukkestückchen nach dem anderen auf das Hölzchen. Seine milden, fast zärtlichen Augen blitzen zu packend auf, wenn er sein Opfer gefaßt hat. Seine Gespräche mit britischen Militärs mögen ähnlichen Charakter gehabt haben wie dieser Genuß seiner Teestunde.

Ganz anders Kyprianos, von dem die Engländer behaupteten, er hintertreibe die Politik seines Erzbischofs, um ihm die Zypernentscheidung aus der Hand zu winden. „Wir hasssen die Engländer“, leitete der kurze sanguinische Priester das Gespräch ein. „Es gibt keine Verständigung. Sie sind unsere Todfeinde.“ Wahrscheinlich hatte Kyprianos einen schärferen Ton der Note an den englischen Außenminister verlangt.

Milde erstaunt erklärt Makarios immer wieder: „Aber ich wurde ja gewählt. Ich bin kein Politiker, schon garnicht aus eigenem Wunsche. In Zeiten der Not tritt der Priester für das Volk ein. Es gehört zu meiner Aufgabe als Erzbischof.“ Er wird Ethnarch bleiben, bis die Zypernfrage gelöst ist. „Was nachher geschieht, hat allein das Volk zu bestimmen.“

Daß er einiges dazu getan hat, Ethnarch zu werden, steht außer Zweifel. Darüber äußert er sich nicht, nur das Lächeln in den geschlitzten Augenwinkeln vertieft sich, wenn man ihn fragt: Seit wann haben Sie sich auf die Befreiung Zyperns vorbereitet? „Seit er auf der Schulbank saß“, sagt sein alter Lehrer.

Während er mit unnachahmlicher Grazie eine Orange schält, wird Markarios etwas konkreter. „Mit den Engländern ist nicht zu verhandeln“. Darin gibt er Kyprianos Recht. „Aber“, fügt er hinzu, „ich habe gute Freunde in London. Wenn die Labours an die Regierung kommen, werden wir eine annehmbare Lösung finden“.

„Warum führt die EOKA immer weiter ihre Guerillakriege auf Zypern, wenn Sie diese Hoffnung haben?“

„Ich bin nicht Soldat“, weicht Makarios aus.

„Als gewählter Ethnarch von Zypern müssen Sie einen Einfluß auf die Handlungen der Freiheitskämpfer haben“, beharre ich.

„Ich bin von Zypern verbannt“. Das Tabu ist nicht zu durchbrechen. Auch die griechische Presse, die täglich spaltenlang sowohl über Makarios' Schritte in Athen wie über die Taten des Digillis in den Bergen über Nikosia berichtet, vermeidet peinlich, beide im gleichen Zusammenhang zu nennen.

„Erst die Einmischung der Türken“, sagt Makarios, „hat die Schärfe in die Auseinandersetzung gebracht. Vor fünf Jahren war ich in Istanbul, hielt Vorträge, predigte, wurde liebenswürdig empfangen. Es gab keine Zypernfrage. Sie ist von den Engländern erfunden worden, um die türkische Minderheit gegen uns Griechen aufzuhetzen. Erst seit die Türken einen Anspruch auf Zypern angemeldet haben, können die Engländer argumentieren: Wenn wir die Insel verlassen, schlagen sich Griechen und Türken gegenseitig tot.“

Die 18 % Türken fühlten sich wohl, partizipierten am wirtschaftlichen Wohlergehen, hatten und haben eigene Schulen und Moscheen. Erst seit England den Teilungsgedanken propagiert hat, interessiert sich die Türkei für ihre Minderheit. Ohne dieses künstlich geschaffene Problem hätte England dem Selbstbestimmungswunsch der Zyprioten längst nachgeben müssen.“

Makarios verliert nichts von seiner unverbindlichen Heiterkeit, während er spricht. Er hat die Entwicklung im Sudan studiert, plant über Indien nach Australien zu reisen, um auch dort persönliche Fühlung zu nehmen. Er weiß, daß er seiner Sache dient, wenn er sie in der Welt verbreitet. Dafür ist er bereit, selbst Ilja Ehrenburg zu empfangen. Um ihren Ausgang scheint er völlig unbesorgt.

„Es kommt bei Zypern hinzu, daß es völkisch zu Griechenland gehört, also ein abgezwingerter, fremd besetzter Teil eines freien Landes ist“, präzisiert er. Er läßt keinen Zweifel darüber, daß er die Wiedervereinigung Zyperns mit Griechenland wünscht. „Aber“, sagt er mit dem Lächeln, das seine Feinde zur Verzweiflung bringt, „das ist meine Privatsicht. Zu entscheiden hat allein das Volk. Als Ethnarch wünsche ich weiter nichts als eine Abstimmung, die alle Möglichkeiten offen läßt“. An seinen feinen Fingern zählt er auf: „Selbstverwaltung im Rahmen des Commonwealth, völlige Unabhängigkeit als eigener Staat, Anschluß an Griechenland. Bei Garantien für die türkische Minderheit.“

Sofort fügt er hinzu: „Um meinen Versöhnungswillen zu zeigen, bin ich bereit, eine vorübergehende internationale Kontrolle auf einige Jahre anzuerkennen.“

Kyprianos schweigt und sieht finster aus. Ob die EOKA auf Zypern auch an solche Konzession denkt? Kaum.

Ruhig zählt Makarios einige der sachlichen Gründe auf, die den Haß gegen England auf den heutigen Siedepunkt gebracht haben.

„Zypern ist reich, hat gut ausgebaute Erzminen, die heute fast alle in englischen und amerikanischen Händen sind. Selbst das würden wir akzeptieren, wenn diese Reichtümer unserer Insel nicht vernachlässigt würden. Seit dem Krieg ist in Zypern nichts modernisiert, nichts ausgebaut worden. Die Bevölkerung zahlt Steuern, für die sie nichts erhält. Wären wir, die Kirche, nicht reich, es gäbe nicht einmal ausreichende Schulen. Die Kirche finanziert aus ihren Ländereien und Liegenschaften die höheren Schulen.“ (Daß sie ihnen gleichzeitig mit den Pfunden den hellenischen Nationalgeist einflößt, kein Wunder).

Die Volksschulen sind in englischer Hand. Alle zukünftigen Lehrer müssen ihre Examen auf dem englischen Lehrerseminar ablegen. Der dort unterrichtende Geschichtsprofessor ist ein englisch sprechender Türke!

Daß es englische Höhere Schulen gibt, erwähnte Makarios nicht. Offensichtlich werden sie kaum besucht.

Auf die Frage, warum er sich nicht um Vermittlung nach USA wende, antwortete Makarios: „Die Amerikaner werden sich nicht um Zyperns Willen mit England streiten. Außerdem haben sie kein Verständnis für nationale Wünsche. Den Kuhhandel, den sie uns anbieten: politische Befreiung — dafür Nuclearbasis, lehnt die Bevölkerung von Zypern leidenschaftlich ab.“

Hier zum ersten Mal kommt Härte in seinen Blick. „Zypern ist kein Han-

delsubjekt. Es hat Anspruch auf Selbstbestimmung wie alle Länder dieser Erde.“

Völlig ruhig bleibt er, als die Rede auf die angeblichen Greuelthaten der Engländer kommt. „Ich habe es nicht glauben wollen“, sagt er „aber ich habe jetzt das Beweismaterial in der Hand, das ich am 28. Juni den United Nations vorlegen werde. Dann mögen sich die Engländer verantworten für ausgerissene Fingernägel, Verwundungen mit Glüheisen und dergleichen.“

„Ich habe Leute herüber kommen lassen“, sagt er, und gibt damit zum ersten Mal eine direkte Verbindung nach Zypern zu, „um die Fälle mit eigenen Augen zu sehen.“

Die öffentliche Meinung in Athen kritisierte die Zurückhaltung der griechischen Regierung im Freiheitskampf Zyperns. Auch in diesem Punkt ist Makarios überlegen, ruhig: „Die Regierung kann uns nicht helfen. Uns hilft nur das griechische Volk durch seine Anteilnahme.“

Sorgfältig läßt sich Makarios auf einen Diwan nieder und unterhält sich mit dem kleinen Serviermädchen, dessen Freundinnen derweil von der Straße herauf gekommen sind und ringsum auf dem Teppich hocken.

Der Priester herrscht heute wie eh und je über den Demos, die Volksgemeinde, einfach und selbstverständlich. Bürgermeister und Lehrer sind reine Funktionäre, gemessen an seiner Autorität. Ohne das Wirken der Priesterschaft durch die Jahrhunderte wäre Griechenland heute ein zweites Bulgarien, ohne nationale Tradition, ohne Kultur. In den Augen der Hellenen sind Kirche, Staat und nationaler Gedanke ein und dasselbe. Seit Byzanz ist es selbstverständlich, daß in Zeiten politischer Schwierigkeiten der Priester Führer, Berater, Autorität ist.

Man muß diese, tief im griechischen Volk verwurzelte, Auffassung hier im Lande erleben um zu verstehen, daß es falsch ist, den Ethnarchen als ambitionösen Priester zu verurteilen, der seine Befugnisse überschreitet.

„Makarios!“ jubelt ein kleines Mädchen neben mir, während ich dies in einem Gasthaus eines peloponnesischen Dorfes schreibe. Sie ergreift das Bild vom Erzbischof, das neben mir lag, andere kommen hinzu, küssen es. Der Autobus fährt vor. Das Bild landet neben der Muttergottes und der Braut des Fahrers über dem Führersitz. Ein kleines rotes Lämpchen mit Batterie brennt darunter. Die Fotografie wurde über eine Ikone des Heiligen Georg geklebt. — Wie lange wird England darauf bestehen, die Rolle des Drachen zu spielen? Inzwischen sind im englischen Parlament die massiven Anklagen des Ethnarchen Fall für Fall widerlegt und die angeblichen Greuelthaten des englischen Militärs als Ausgeburt der überreizten Phantasie oder bestellter Arbeit entlarvt worden — ein Beweis dafür, wie sehr die Autorität des Ethnarchen durch die Abwesenheit von Zypern gelitten hat. Wenn dieser Zustand andauert, wird es ihm von Monat zu Monat schwerer werden, das Prestige des Nationalhelden aufrecht zu erhalten.

Der Rückzug der Engländer aus rein militärischen Gründen aus Zypern wird vorbereitet, auch ohne Makarios' Zutun. Es ist jetzt nur noch eine Frage der Zeit, wann die Zyprioten ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen können. Damit werden alle Probleme der Vereinigung den Griechen überlassen.

USA

Nordamerikanische Notizen II

Über eine der kühnen und für Nordamerika so kennzeichnenden Brücken trug uns die Eisenbahn von Montreal nach White River Junction im Staate Connecticut. Hier wurden wir von dem früheren deutschen Reichskanzler, Dr. Heinrich Brüning, mit dem mich seit langem freundschaftliche Beziehungen verbinden, abgeholt und im Auto nach Hanover gebracht. Wie immer waren die Unterhaltungen mit ihm, die sich nicht nur um deutsche Fragen, sondern auch um die Weltpolitik überhaupt drehten, ein Gewinn. Wir hatten Quartier in dem sehr reizvollen Hotel Hanover Inn, wo wir mit Dr. Brüning und Professor Dr. Eugen Rosenstock-Huessy, der vor dem Hitlerreich und seiner Emigration Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau“ gewesen ist, und anderen zusammenwaren. Mit ihm und seiner Gattin machten wir am nächsten Tage eine große Autofahrt durch die sehr reizvolle und großartige Landschaft am Connecticut-Fluß. Am Tage darauf waren wir bei Dr. Brüning in dem kleinen Hause in Hartland im Staate Vermont, das er in großer Einsamkeit bewohnt. Am Abend brachte er uns nach Windsor, von wo wir am nächsten Morgen nach Boston weiterfuhren.

Hanover ist eigentlich keine Stadt, sondern umfaßt viele Häuser, die um das Dartmouth-College gebaut sind, das nicht nur den Mittelpunkt bildet, sondern dessen Studenten und Professoren die allein maßgebende Schicht bilden. Dartmouth ist eins der größten Colleges von USA. Im Keller der Baker Library mit ihren 700 000 Bänden befinden sich kolossale Wandgemälde des mexikanischen Malers José Crozco. Er hat verschiedene Phasen der Menschheitsgeschichte in drastischen Formen, aber mit großem Wurf dargestellt. Am Ende jeder Phase sieht man den Herrgott in Trauer und Verzweiflung über die immer wiederholten Rückfälle und das Verharren der Menschen in Irrtum, Sünde, Verbrechen und Leidenschaft. Nachdenkliche Bilder, gerade für unsere Zeit, die aber ohne Trost bleiben...

In bemerkenswertem Gegensatz steht dieses Bild mit seinen trüben Aspekten zu den jungen und frischen Studenten des College. Sie beherrschen einfach die Stadt. Wir erlebten im Kino die Aufführung eines einigermaßen kitschigen Kriminalfilms, dessen Regie die Studenten, die mit wenigen Professoren das ganze Theater besetzt hatten, von Anfang an mit amüsanten und witzigen Zwischenrufen übernahmen.

Die Landschaft in Neu-England erinnert in manchem an den Schwarzwald und das Vorland des Harzes, wohl auch an den Thüringer Wald, aber der gewaltige Strom des Connecticut gibt ihr mehr Größe, als die deutschen Landschaften aufzuweisen haben. Bemerkenswert ist die Menschenleere in Neu-England. Der Zug nach dem Westen hat immer wieder die dortigen Siedler fortgezogen, so daß verödete Stellen blieben. Der Geist, der dort in den meisten Bevölkerungskreisen herrscht, ist auch heute noch sehr stark englisch akzentuiert, aber er wird nicht bedrückt von den Nöten, unter denen das Mutterland zu leiden hat, und auch hier spürt man Unternehmungs- und Pioniergeist.

In Harvard

Nach den ruhigen Tagen in Hanover kamen wir nun nach Harvard, wo wir im Hause eines Mitarbeiters der „Deutschen Rundschau“, des Geschichtsprofessors Dr. Reginald Phelps, eine reizende und freundliche Aufnahme fanden. Durch seine Vermittlung erhielten wir die Möglichkeit, mit verschiedenen Professoren der berühmten Universität zusammen und in Kontakt zu kommen. Das bedeutete wiederum eine menschliche Bereicherung. Harvard ist in seiner ganzen Anlage mit den riesigen Gebäuden für die Lehrstätten und die Studenten von stärkstem Eindruck. Eine Stadt, die nur Universität ist. Ihr großer Ruf ist in der ganzen Welt verbreitet.

Zu dem Abendessen im Hause von Professor Phelps kam auch der deutsche Konsul von Holleben. Er hat uns dann in freundschaftlichster Weise die Schönheiten Bostons, die großartige landschaftliche Lage und die reichen Kunstsammlungen zugänglich gemacht. In dem Museum of Fine Arts hatten wir durch Vermittlung von Herrn von Holleben das Glück, von Dr. Hanns Swarzenski geführt zu werden. Dr. Swarzenski ist der Sohn des früheren unvergessenen Leiters des Staedel-Instituts in Frankfurt am Main. Uns beeindruckte besonders die phantastisch reichhaltige Sammlung französischer Impressionisten und die beiden neu erworbenen Rembrandts. Anschließend besuchten wir noch das Isabella Stewart Gardner Museum, das auch wie andere Museen in den Vereinigten Staaten in der Mitte einen schönen Blumengarten hat. Das Haupt- und Glanzstück des Museums ist ein wundervoller Vermeer.

Am zweiten Abend in Harvard konnten wir Wiedersehen mit alten Berliner Freunden feiern, dem Augenarzt Dr. Elsberg, der in Boston den gleichen guten Ruf sich erworben hat, den er vor seiner Emigration in Berlin genoß, und mit seiner Frau, der bekannten Gesangspädagogin. Am dritten Tage fuhren wir im Parlorwagen nach New York. Und nun begann ein echtes Abenteuer durch die nähere Bekanntschaft mit dieser einmaligen Stadt.

New York

Dieses Abenteuer muß man bestehen, auch wenn dem Europäer das zunächst nicht leicht fällt. Die Ankunft zu Schiff nach New York hat man tausendfach durch Bilder und Aufsätze kennengelernt, so daß man mit hochgespannten Erwartungen diesem Anblick entgegenging. Er bleibt überwältigend. Wenn man die Freiheitsstatue passiert hat, die ein kühnes und sich selbst vertrauendes Volk als verpflichtendes Symbol für einen ganzen Kontinent aufzurichten wagte, tauchen die Wolkenkratzer vor einem auf, und man bleibt trotz aller Vorbereitung fasziniert. Diesen Anblick hatten wir schon genossen, als wir mit starker Verspätung vor vier Wochen auf der „America“ eintrafen und nur 12 Stunden für New York Zeit hatten, in denen wir außer dem Hotel und der riesenhaften unterirdischen Central Station und Schweizer Freunden kaum etwas gesehen hatten. Wir hatten in einem Hotel ganz in der Nähe des Glas- und Stahlkastens für die Vereinten Nationen Zimmer reserviert.

Zunächst glaubte ich, in dieser Stadt mich zurechtzufinden, sei ein hoffnungsloses Unterfangen. Aber nach dem Studium des Stadtplanes vereinfachte sich diese Frage in verblüffender Weise. Die Gliederung der Stadt in Ost und West und numerierte Straßen erleichtert die Orientierung, und schon

nach wenigen Tagen wagten wir es, statt mit Taxis zu Fuß einige Ziele zu erreichen. Es ist nicht richtig, daß diese Stadt verwirrend wirkt. Sie ist, sowohl was die Straßenanlage wie die Architektur angeht, gegliedert, und die Wolkenkratzer sind nicht etwas isoliert Dastehendes, sondern organisch eingefügt in eine Stadt, die sich zu helfen weiß und sich helfen muß. Denn auf engem Raum sind nahezu 8 Millionen Menschen zusammengedrängt, und kein Fußbreit des Bodens darf ungenutzt bleiben. Daraus erwuchs allein der Zwang, nicht in die Breite, wo das Wasser hinderte, sondern in die Höhe zu streben, um den Menschenmassen Wohn- und Arbeitsräume zu sichern. Heute ist es wohl so, daß in der eigentlichen City nur noch 1½ Millionen Menschen wohnen. Die Bevölkerung strebt nach draußen, und die Vororte fressen sich bis zu 30 — 40 km ins freie Land hinein. Natürlich gibt es überfüllte Viertel, wo die Menschen fast auf demselben engen Raum leben wie bei uns nach dem Zusammenbruch. Auch die Slums sind noch vorhanden und bedeuten Schönheitsflecken auf einer im Grunde großartigen Stadt, die bei aller Geschäftigkeit nicht hysterisch ist. Imponierend der Verkehr — besonders bei Nacht — und seine Regelung: auf den breiten Straßen fahren die Autos auf jeder Straßenseite in Viererkolonnen in nicht abbrechendem Strom am Tage.

New York brachte uns das Wiedersehen mit alten Freunden, die meist zur Emigration gehörten, und die Begegnung mit ihnen, die schöne Zeiten in lebendige Erinnerung brachte, die wir mit ihnen als Studienkameraden oder auch nach dem Zusammenbruch in Deutschland, als sie mit der siegreichen amerikanischen Armee gekommen waren, genossen hatten, wurde zum Erlebnis. Wir sahen Dr. Moritz Goldstein, wir waren zu Gast bei Manfred George und Frau George, dem Herausgeber des „Aufbau“, wo wir Kurt Kersten und Professor Pinthus wiedersahen, und bei Professor Hans Kohn und seiner Gattin in ihrem Appartement mit dem schönen Blick auf den Central Park, die grüne Lunge der Riesenstadt. Dort lernten wir den Schriftsteller und Goetheforscher Urzidil mit seiner charmanten Gattin und den deutschen Professor Rohde aus Mainz kennen. Wir feierten ein herzliches Wiedersehen mit Hans Wallenberg, dem in Deutschland unvergessenen Chefredakteur der Neuen Zeitung, deren Verschwinden, ohne daß zum mindesten eine Wochenzeitung aus ihr geworden wäre, wir immer wieder bedauern müssen. Wir trafen unsere Schweizer Freunde, Dr. August Lindt und seine Töchter, der aber nur noch vorübergehend in New York weilte, nachdem er die sehr verantwortungs- und ehrenvolle Berufung zum Hohen Kommissar für das Flüchtlingswesen angenommen hat. Ich sprach Max Picard und hatte interessante Begegnungen mit Christopher Emmet und Tibor von Eckard, dem bedeutenden ungarischen Staatsmann. Alle halfen uns zum besseren Verständnis von USA, ihrer Menschen und ihrer Politik. Immer hilfreich erwiesen sich unsere amerikanischen Freunde Edward und Louisa Kirchner, die wir von ihrem Aufenthalt in Deutschland her kannten.

Der Versuch, wenigstens die charakteristischen Teile New Yorks kennenzulernen, glückte, und wir konnten auch das Leben der New Yorker in der Form teilen, wie sie nun einmal dort gegeben ist. Wir besuchten die automatischen Restaurants, aßen in anderen Lokalen das übliche Steak, aber auch in einem französischen Restaurant so köstlich, wie man nur in Paris speisen

kann. Wir sahen das abendliche New York vom Tearoom des Rockefeller Centre und den dämonischen Broadway bei Nacht.

Der Botschafter der Bundesrepublik bei den Vereinten Nationen, Herr von Broich-Oppert, bei dem wir zum Lunch geladen waren, hatte die Freundlichkeit, uns ins Haus der Vereinten Nationen mitzunehmen. Es läßt sich schwer beschreiben, was sich in diesem Riesenbau tut. So interessant die Auseinandersetzungen im Plenum oder im Sicherheitsausschuß sein mögen, die wirkliche Politik wird in der Lobby gemacht. Hier hat mich unser Freund, Dr. Max Beer, früher beim Völkerbund als Korrespondent der DAZ, jetzt Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ bei der UNO, eingeführt. Das Wiedersehen mit ihm war eine ganz besondere Freude.

Eine gute Chance wollte es, daß ich Krishna Menon, den Vertreter Indiens, ausgerechnet über die Kaschmir-Frage sprechen hörte. Die gefährlichen demagogischen Talente dieses Mannes mit seinen starken Sympathien für Moskau, kamen überzeugend zur Geltung in einer langen Rede, die vor nichts zurückscheute. Kollegen bestätigten mir seine allgemeine Unbeliebtheit bei der Presse wegen seines arroganten Auftretens ihnen gegenüber, da er wirklich alles besser zu wissen meint als andere Menschen. Dr. Beer war es auch, der uns in das entzückende französische Restaurant mitnahm zum Lunch mit seiner liebenswerten französischen Gattin.

Die Zeit verging zu schnell, aber die rein persönlichen Eindrücke, die niemals zu einem Urteil berechtigen können, waren doch so, daß wir das Erlebnis New Yorks und der USA, ebenso wie das Kanadas, als bleibenden und uns vielleicht verändernden Besitz buchen konnten.

Ich fand das Urteil meines alten französischen Freundes vollauf bestätigt: Nordamerika war wahrhaftig, wie er mir gesagt hatte, eine erregende Entdeckung. Er schrieb mir, daß drei Wochen zwar keineswegs genügten, sich eine genaue Vorstellung von Rußland oder von China zu machen, aber ein so junges Volk, wie es die Vereinigten Staaten bewohnt, könne man bei gutem Willen leicht begreifen. Es ist wundervoll, daß das Volk nicht gehemmt durch europäische Traditionen und nicht bedrückt ist durch schmachvolle Erinnerungen aus der eigenen Geschichte, in denen das Volk seine Freiheit unter einer Terrorherrschaft verloren hätte. Die Freiheit, wie sie in der Freiheitsstatue symbolisiert ist, ist Allgemeingut. Aus den Angehörigen vieler Völker, die sich in USA zusammengefunden haben und die immer wieder Zuwachs aus ihrer Heimat erhalten, ist eine Nation geworden mit einem ausgeprägten Staatsgefühl. Es wird dem Europäer nicht leicht zu glauben, daß die Annahme einer Nationalität ein Willensakt sein könnte, aber sie ist es in der Tat, und das ist eine echt amerikanische Auffassung. Es gibt niemand von den höchsten Spitzen bis zum einfachen Volk, der nicht stolz darauf wäre, ein freier Bürger eines freien Landes zu sein. Das führt gewiß oft zu einem Hochmut, den man aber verstehen kann. Es ist aber nicht die Rede davon, daß es dort so etwas gibt wie den intoleranten russischen Messianismus.

Zunächst war man wohl betroffen über die — nach europäischen Begriffen — Unhöflichkeit des Personals im Hotel. Gewiß nahmen die Angestellten, wobei man allerdings genau die Spielregeln beachten muß, Trinkgelder, aber sie fühlten niemals die in Europa so oft peinlich servile Verpflichtung gegen den Trinkgeldgeber. Sie nahmen es fast ohne Dank und hielten es auch nicht

für nötig, die freundliche Begrüßung, die wir gewohnt sind, zu erwidern. Aber sobald man sie um etwas bat, um Auskunft oder um eine Hilfe, zeigten sie sich so hilfsbereit, wie es wirklich zum Ruhm der Amerikaner gehört. Diese freien Bürger wissen um die große Verpflichtung, die sie nicht gewünscht haben, daß nun die USA als Weltmacht zum arbiter mundi geworden sind. Auch sie haben ihre Probleme. Aber sie haben die Fähigkeit, ihrer Herr zu werden und unverzagt sich auch an die schwierigsten Fragen zu machen, um sie zu bewältigen. Jeder, auch der einfache Mann, zeigt den Stolz des gleichberechtigten Bürgers allen anderen gegenüber. Sie haben einen unerschütterlichen Glauben an die Verfassung ihres Landes, und das gibt ihnen bei aller Härte des dortigen Lebens eine Sicherheit, die wir so manchem Europäer wünschen möchten.

In Washington

Es hat etwas Rührendes, wie dieses Volk versucht, eine geschichtliche Tradition — aber nicht im europäischen Sinne — zu schaffen. Sie sind stolz, wie auch in Kanada, auf alte Häuser, wobei schon 50 Jahre eine Rolle spielen, und auch die Petroleumlampe, die noch über meiner Jugend geleuchtet hat, wird als Art von antikem Beleuchtungsgerät angesehen. Besonders stark ist der Eindruck einer geschichtlichen Tradition in Washington, wohin wir zu kurzem Aufenthalt von New York fuhren. Dort sind die imposanten Memorials für Washington, Lincoln und Jefferson. In Washington trafen wir zwei alte Freunde aus Deutschland, Frau Hanna Kiep, mit der ich die Haft in Ravensbrück geteilt habe, und Dr. Bruno E. Werner, einen deutschen Pressekollegen, der jetzt in der verantwortlichen Stellung eines Kulturattachés an der Botschaft der Bundesrepublik in Washington fruchtbare Arbeit leistet. Frau Kiep führte uns im Auto nach Mount Vernon, dem Landgut Washingtons, dessen Haus heute ein Nationalmuseum ist, bei völliger Bewahrung seiner Art, als Washington in ihm lebte. Hier wiederum ein rührender Zug: man kann — und davon wird reichlich Gebrauch gemacht — Samen kaufen von Pflanzen und Blumen, die Washington selber gezogen hat, und es gibt kaum einen Amerikaner, soweit er über ein Stückchen Land verfügt, der hiervon keinen Gebrauch machte. Washington ist eine Stadt der Diplomaten, ein Mittelpunkt der Weltpolitik. Man kann viele Kilometer weit fahren, und eine Botschaft fremder Völker reiht sich an die andere. In Washington ist die große National Gallery. Es ist nicht auszusagen, welche Schätze sich hier befinden, und wiederum kommt hier ein Stück Amerika zu lebendiger Geltung. Alle diese Galerien sind aus Stiftungen entstanden und werden aus ihnen erhalten. Sie sind im wahrsten Sinne Eigentum des Volkes bei freiem Eintritt, das mit Kind und Kegel, auch mit Kinderwagen, die Galerien besucht. Glückliches Amerika, das sich das leisten kann!

Und wieder in New York

Beeindruckt wurden wir auch durch ein kleines Erlebnis. In New York wollten wir vor der Fahrt nach Washington noch Wäsche in einer laundry waschen lassen. Meine Frau kam eines Donnerstagsmorgens um 9 Uhr dort hin. Der Besitzer, der schon für uns gearbeitet hatte, lehnte die Annahme der Wäsche ab, mit dem Bemerkten: „The week is over“. Vielleicht liegt in dieser

Selbständigkeit, seine Arbeits- und Freizeit zu bestimmen, eine Quelle der Kraft und des Selbstbewußtseins dieses Volkes. Ebenso auch darin, daß es kein Ladenschlußgesetz — das dümmste Gesetz, das das Bundesparlament je fertiggestellt hat — gibt. Hier kann jeder nach seiner Fassung zwar nicht selig werden, aber arbeiten, und wir nahmen mit Erstaunen wahr, daß wir auch bei später Heimkehr ins Hotel immer noch einen drug store offen fanden, um Lebensmittel und Getränke auch zu mitternächtlicher Stunde, einzukaufen.

Bei der Rückkehr in New York wartete noch eine Überraschung auf uns. Den früheren amerikanischen Hochkommissar für Bayern Dr. Shuster und Mrs. Shuster hatten wir schon in Bayern kennengelernt, und als er von unserem bevorstehenden Besuch hörte, hatte er liebenswürdiger Weise uns aufgefordert, zu ihm zu kommen. Bei dem Besuch in seinem schönen Hause in Stamford sagte er mir, daß der American Council on Germany, dessen Präsident er ist, beabsichtige, mir ein Dinner zu geben, mit der einzigen Verpflichtung für mich, einen kurzen Speech zu halten. Wir hatten geglaubt, daß es sich um einen kleinen Kreis handeln würde, aber in dem schönen großen Hotel Biltmore im 17. Stock wartete eine zahlreiche Versammlung auf uns, und auch hier haben wir amerikanische Freundlichkeit und Fürsorge kennengelernt, an die wir mit Dankbarkeit zurückdenken.

Eine Frage, die immer wieder auftaucht ist die der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Dazu kann ich nur sagen, daß die Männer noch immer nicht die volle Gleichberechtigung mit den Frauen erreicht haben. Denn das Gebären von Kindern bleibt nach wie vor den Frauen vorbehalten, während in den anderen spezifischen Leistungen der Frauen, so in Hausarbeit, Kochen und Kinder versorgen, die Männer immerhin schon erhebliche Fortschritte gemacht haben.

Zurück nach Europa

Unsere Abfahrt stand zunächst unter keinem günstigen Stern, denn die longshoremen streikten wieder einmal und schlossen sich dem Streik der tug boats an. Wenn auch die longshoremen gerade am Tag unserer Abreise ihre Arbeit wieder aufnahmen, blieben doch die tug boats im Streik. Das hatte zur Folge, daß in dem glücklichen Amerika unser großer Dampfer nicht genügend Brennstoff für die Rückfahrt übernehmen konnte. Infolgedessen mußte er nach Halifax in Kanada fahren, um dort seinen Vorrat aufzufüllen. Das bedeutete eine Verlängerung der Überfahrt um 24 Stunden. Das war uns nicht leid, denn so lernten wir noch eine andere Stadt Kanadas kennen, obwohl wir bedauerten, daß der beabsichtigte Aufenthalt in Paris dadurch um 24 Stunden verkürzt wurde.

Die Rückfahrt war glatt, und wir hatten noch die Möglichkeit bei klarem Wetter den irischen Hafen Cob zu sehen. Und dann waren wir wieder in Europa und verließen in Le Havre das Schiff zu einem kurzem Aufenthalt in Paris. Europa hatte uns wieder, aber wir selber waren verändert. Denn der Eindruck des nordamerikanischen Kontinents war so nachhaltig, daß er manche unserer Begriffe erweitert hat und noch lange in uns nachwirkt.

Auguste Comte

Der „Vater des Positivismus“ und seine geistigen Vorväter

Vor 100 Jahren, am 5. September 1857,
ist Auguste Comte in Paris gestorben.

Die Franzosen haben ihrem großen Landsmann, dem Geschichtsphilosophen Auguste Comte (1798 — 1857), den Beinamen „père du positivisme“ gegeben, doch ist Comtes Vaterschaft gelegentlich angezweifelt worden. Allerdings kommen die Ausdrücke „philosophie positive“ und „sciences positives“ auch schon in der Schule Saint-Simons und in einer Frühschrift des Saintsimonisten Adolphe Guérault (1810—1872) vor, aber nur in der vage umrissenen Bedeutung von „wissenschaftlich“ oder „exakt“. Erst in der Mitte der vierziger Jahre, nachdem Auguste Comte, der gemeinsam mit dem ebenso genialen wie chaotisch-unsystematisch denkenden Utopisten Saint-Simon einige entscheidende geschichtsphilosophische Ideen erarbeitet hatte, diese Gedanken auf breiter wissenschaftlicher Grundlage weiterentwickelt, sie mit den empiristischen, metaphysikfeindlichen Elementen seiner eigenen Erkenntnistheorie sinnvoll verknüpft und in den Werken „Cours de philosophie positive“ (1830—1842) und „Discours sur l'esprit positif“ (1844) systematisch dargestellt hatte, wurde die Bezeichnung „positivistische“ Philosophie ein anerkannter Terminus, und Comte gilt seitdem als Begründer des Positivismus.

„Positivismus“ in der Philosophie heißt „Gegebenheitsstandpunkt“ und bezeichnet eine philosophische Richtung, die vom Wirklichen, Empirischen, unzweifelhaft Festgestellten ausgeht, die also auf jede Metaphysik transzendenten Art verzichtet, sich auf reine Erfahrungsinhalte beschränkt und in der mathematisch exakten Beschreibung des Gegebenen ihre Forschungsaufgabe sieht.

Innerhalb der Philosophie, die selbst Anspruch darauf erhebt, für positivistisch zu gelten, gibt es unterschiedliche Strömungen. Auguste Comte ist der Vertreter des *realistischen* Positivismus, jener positivistischen Richtung, die sich am engsten an die Methoden der exakten Naturwissenschaften hält und metaphysische Erörterungen als fruchtlos ablehnt. Jede Aussage — verlangen die realistischen Positivisten — muß verifiziert, das heißt: ihr Wahrheitswert muß aus Beobachtungen (Erfahrung) abgeleitet werden. Ist dies nicht möglich, so ist die Aussage sinnlos, und eine Frage, auf die keine verifizierbare Antwort gegeben werden kann, ist eine Scheinfrage. Zur Zeit Comtes allerdings war es dem realistischen Positivismus noch nicht möglich, den Gebrauch von Wahrscheinlichkeit und Induktion (mit Hilfe analytischer Überlegungen) zu rechtfertigen; der strikte logische Empirismus war nur ein Programm und keine philosophische Theorie. Erst die Wissenschaft des 20. Jahrhunderts konnte die positivistische Forderung erfüllen, daß alle synthetische Wahrheit aus der direkten Beobachtung entspringen und daß sich die Verifizierung auf sinnliche

Wahrnehmung in Verbindung mit induktiven und deduktiven Schlüssen (Wahrscheinlichkeitsrechnung) stützen soll. Hatte Comte noch die physikalische Außenwelt für unerkennbar erklären müssen, so konnten die Neopositivisten (logischen Empiristen) des 20. Jahrhunderts, die man als die Nachfolger der realistischen Positivisten anzusehen hat — dank ihren weiterentwickelten wissenschaftlichen Hilfsmitteln — die Existenz einer realen äußeren Welt als eine „wohlbegründete Hypothese“ bezeichnen.

Im Gegensatz zum realistischen Positivismus des 19. Jahrhunderts, der das Sein für unerkennbar hält, lehrt der *idealistische* Positivismus, daß es ein den Erscheinungen zugrundeliegendes Sein überhaupt nicht gibt (extremer Phänomenalismus); und der *sensualistische* Positivismus, der ebenfalls alle apriorisch gültige Gesetzmäßigkeit und alle selbständige Produktion des Denkens bestreitet, leitet das gesamte Erkennen aus der Sinneswahrnehmung ab und beschränkt das Denken auf die Verbindung und Ordnung sinnlich gegebener Daten. Auch der Sensualismus und die phänomenalistische Schule haben einen wertvollen Beitrag zur Entwicklung des modernen Empirismus (Neopositivismus) geleistet.

Die Historiker der philosophischen Strömungen unserer Zeit sind den Ursprüngen des Positivismus bis in die Antike nachgegangen. Schon bei den Griechen gab es ja Philosophen, die in der Beobachtung die eigentliche Quelle und die letzte Instanz alles Erkennens und Wissens sahen und nicht annahmen, daß der menschliche Geist (Vernunft, ratio) Zugang zu irgendeiner Wahrheit habe — es sei denn die analytische Wahrheit leerer logischer Beziehungen.

Der von D. Hume und J. St. Mill beeinflusste Positivist Ernst Laas (1837 — 1885) hat mit Recht auf positivistische Elemente schon in der Philosophie des griechischen Sophisten Protagoras (480 — 410 v. Chr.) hingewiesen. Der berühmte Protagoreische Fundamentalsatz „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind“ enthält in der Tat neben pragmatischen Zügen auch das eindeutige Bekenntnis zu einer positivistisch-relativistischen Auffassung, die impliziert, daß wir die Dinge nur empirisch in ihren Relationen — aber nicht „an sich“ — erkennen („Gegebenheitsstandpunkt“).

Eine Wendung zum Positivismus ist bei allen *Empirikern* des Altertums nachweisbar. Der hervorragendste griechische „Empirist“ ist Demokrit aus Abdera (um 470 — 370 v. Chr.); hundert Jahre später wurden seine Ideen von Epikur auf Samos (341 — 240 v. Chr.) wieder aufgenommen. Empiristen — oder Verkünder eines sensualistischen Positivismus, wie wir heute sagen würden — sind die Kyrenaiker, die Anhänger des Philosophen Aristippos aus Kyrene in Nordafrika (435-355 v. Chr.). Auch die Skeptiker sind zu den Vertretern des Empirismus zu zählen. Wer absolute (mathematische) Gewißheit als notwendige Form der Erkenntnis betrachtet — und das schien den griechischen Philosophen noch selbstverständlich —, der muß vom Empirismus zwangsläufig zur Skepsis gelangen. Karneadas aus Kyrene, dem heutigen Barkas (214-129 v. Chr.), führte den reinen Empirismus in äußerster Folgerichtigkeit bis zur Skepsis weiter, erkannte jedoch zugleich, daß absolute Gewißheit, wie die Mathematik sie gibt, für die praktischen Zwecke des menschlichen Lebens

gar nicht nötig ist. Diese Einsicht veranlaßte ihn zur Entwicklung einer Wahrscheinlichkeitstheorie. Aus der Darstellung der philosophischen Lehren der skeptischen Schule, die Sextus Empiricus ungefähr 350 Jahre nach Karneadas verfaßte, geht hervor, daß die Skeptiker ihre nur aus Beobachtung gewonnenen Erkenntnisse (Wahrscheinlichkeitsbegriff) als Grundlage zum zielbewußten Handeln für genügend erachteten.

Der Beginn des 17. Jahrhunderts brachte einen gewaltigen Fortschritt zur *positivistischen Philosophie*. In den philosophischen Systemen von Francis Bacon (1561 — 1626), John Locke (1632 — 1704) und David Hume (1711 — 1776) ist die These des Empirismus deutlich formuliert worden: Erfahrung (Beobachtung und Experiment) ist die einzige Quelle und die letzte Instanz der Erkenntnis, und Induktion die einzig richtige Methode, vom Wahrnehmen der Tatsachen zum Erkennen der Gesetze zu gelangen.

Francis Bacon (Baco von Verulam) begründete den methodologischen Empirismus; sein historisches Verdienst ist es, die Bedeutung des Induktionsschlusses für die empirische Wissenschaft herausgearbeitet zu haben. Sein berühmtes Werk „*Novum Organum Scientiarum*“ stellt den ersten Versuch einer induktiven Logik dar. John Locke beschränkte seinen „Empirismus“ auf den Grundsatz, daß dem menschlichen Verstand alle Begriffe, auch die der Mathematik und der Logik, durch die Erfahrung zugeführt werden: *Nihil est in intellectu quod non ante fuerit in sensu*. Der Kritiker der empiristischen Philosophie ist David Hume, der bedeutendste Philosoph der englischen Aufklärung und einer der scharfsinnigsten Denker aller Zeiten und Völker überhaupt. Hume lehrte: alle Erkenntnis ist entweder analytisch oder sie ist von der Erfahrung abgeleitet. Mathematik und Logik sind analytisch; die Quelle der Wahrheit aller nichtanalytischen Erkenntnis ist die sinnliche Wahrnehmung. Der induktive Schluß ist nicht analytisch; die Induktion kann durch Erfahrung nicht gerechtfertigt werden. Als radikaler konsequenter Empirist leugnet Hume daher die Möglichkeit der Erkenntnis; die Forschung nach letzten Ursachen lehnt er ab. Seine in ihrer Logik unangreifbare Kritik führte ihn zum Agnostizismus, zum Skeptizismus. Eine andere Schlußfolgerung war nicht möglich. Auf der Basis der Newtonschen Physik und überhaupt im Rahmen der Wissenschaft des 18. Jahrhunderts konnte das Wesen der empirischen Erkenntnis nicht restlos geklärt werden. Die Lösung des Induktionsproblems wurde erst durch die neue aus der Physik des 20. Jahrhunderts erwachsene Interpretation der Erkenntnis ermöglicht.

Ein Zeitgenosse von Hume ist der französische Enzyklopädist Jean le Rond d'Alembert (1717—1783), der oft als „der erste Vertreter des Positivismus“ bezeichnet wird. Nach d'Alembert kann der Mensch nur die Relation der Phänomene erkennen, nicht aber deren Ursache. Es sei nicht Aufgabe der philosophischen Wissenschaft, Fragen über die „allgemeinen Eigenschaften des Seins und der Substanz“ zu beantworten oder sich in andere unnütze Fragen über abstrakte Begriffe und in Streitereien über die Nomenklatur zu verlieren; die Philosophie müsse eine „Wissenschaft der Tatsachen“ werden, also eine positive Wissenschaft.

Sechzig Jahre nach dem Tode d'Alemberts waren schon die Werke „*Cours de philosophie positive*“ (6 Bände, 1830—1842) und „*Discours sur l'esprit positif*“ (1844) von Auguste Comte erschienen, die im wesentlichen als jene

von dem französischen Enzyklopädisten geforderte „Wissenschaft der Tatsachen“ anzusehen sind. Unter „*positiver Philosophie*“ versteht Comte eine metaphysikfreie Wissenschaft; diese habe nicht die Aufgabe, nach irgendwelchen unbekannten und unerkenntbaren „Ursachen“ zu suchen, sondern die Zusammenhänge der Erscheinungen zu erforschen: „Tous les bons esprits reconnaissent aujourd'hui que nos études réelles sont strictement circonscrites à l'analyse de phénomènes pour découvrir leurs lois effectives, c'est-à-dire leurs relations constantes de succession ou de similitude, et ne peuvent réellement concerner leur nature intime ni leur cause, ou première ou finale ni leur mode essentiel de production“ (Cours de philosophie positive). Die Wissenschaft habe praktische Zwecke, argumentiert Comte, mit ihrer Hilfe will man den Lauf der Geschichte voraussehen, um ihn zu beeinflussen und zu beherrschen: „Le véritable esprit positif consiste surtout à voir pour prévoir, à étudier ce qui est afin d'en conclure ce qui sera“ (Discours sur l'esprit positif). Hatte Francis Bacon schon gesagt: *Tantum possumus, quantum scimus*, so stellte nun Comte als Motto der positivistischen Wissenschaft den Satz auf: *Savoir pour prévoir, prévoir pour prévenir*. Sobald wir die Bewegungstendenzen der Gesellschaft erkannt haben, sind uns die Grundsätze der Politik eindeutig gegeben. Die Politik — folgert Comte — ist zur Wissenschaft geworden.

Unklar zwar und noch unentwickelt sind ähnliche Gedankengänge auch schon bei dem französischen Grafen Saint-Simon, dem utopischen „Sozialisten“ und Weltverbesserer, anzutreffen. Auguste Comte war mit Claude Henry de Rouvroy, Comte de Saint-Simon (1760—1825) im August 1817 bekannt geworden, und als kurz danach Saint-Simons damaliger Sekretär Augustin Thierry (1795—1856), der späterhin berühmte Historiker, Verfasser der „Geschichte des dritten Standes“, seinen Posten bei dem Grafen aufgab, wurde Auguste Comte Mitarbeiter und Sekretär Saint-Simons. Über den großen Einfluß, den der utopische Sozialreformer Saint-Simon auf Comte gehabt haben soll, ist viel geschrieben worden (Friedrich Muckle u. a.), und erst neuere Forschungen, vor allem die minutiösen Untersuchungen von Henri Gouhier, haben ergeben, daß Auguste Comte keineswegs als bloßer Popularisator des Saint-Simonismus oder gar nur als der Eklektiker anzusehen ist, der die Ideen des genialen Grafen „systematisiert und verballhornt“ habe, wie Friedrich Engels behauptete. Auguste Comte ist vielmehr ein fruchtbarer originaler Denker, und das System der positivistischen Philosophie ist unstreitig sein eigenes Geisteserzeugnis. Schon 1822 veröffentlichte Comte eine erste grundlegende Fassung seiner philosophischen Gedanken unter dem Titel „*Prospectus des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société*“ (später „*Opuscule fondamental*“ genannt) als selbständigen Beitrag zu einem Werk Saint-Simons; und gerade weil dieser dem jungen Philosophen viel zu wenig Möglichkeiten zu eigener schöpferischer Arbeit gab, kam es im April 1824 zum Bruch zwischen den ehemaligen Freunden.

Gewiß haben auch Saint-Simon und andere utopische Sozialisten eine Reorganisation der menschlichen Gesellschaft angestrebt, Auguste Comte jedoch war darum bemüht, diesen Versuchen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Das Kernstück der Geschichtsphilosophie von Comte sind zwei Dok-

trinen: das *Dreistadiengesetz* (Loi des trois états) und das *enzyklopädische Gesetz* oder die Rangordnung der Wissenschaften (Loi Encyclopédique ou Hiérarchie des Sciences).

Comte lehrt, daß die Entwicklung der menschlichen Erkenntnis — sowohl beim Einzelnen als auch bei der Menschheit — und somit das historische Geschehen und der Fortschritt der Kultur in drei aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen vor sich geht. Er nennt diese: das theologische oder fiktive Stadium, das metaphysische oder abstrakte Stadium und das positive oder reale (d. h. wissenschaftliche) Stadium.

Auf der untersten Entwicklungsstufe fühlt sich der Mensch von übersinnlichen Kräften, von Dämonen, Göttern usw., abhängig (Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus); in der zweiten Epoche versucht er, absolutes Wissen über Ursprung und Bestimmung aller Phänomene durch abstrakte Begriffe zu erlangen (Ontologie); im dritten Stadium wird die Einbildungskraft der Beobachtung untergeordnet, der menschliche Geist verzichtet auf spekulative Philosophie und absolute Gewißheit, er begnügt sich mit der wissenschaftlichen Korrelation von Tatsachen, ... à représenter exactement les sujets extérieurs de nos constantes investigations, sans que néanmoins la vraie constitution de chacun d'eux puisse, en aucun cas, être pleinement appréciée. Die Erforschung der Phänomene darf indessen nicht zu einer „unfruchtbaren Anhäufung zusammenhangloser Fakten entarten“ (primitiver Empirismus); der Endzweck des Positivismus ist rationale Voraussicht.

Die Hierarchie der Wissenschaften — das „enzyklopädische Gesetz“ — ist ein Ordnungsprinzip der untereinander in einem gewissen Zusammenhang stehenden Einzelwissenschaften nach dem Grundsatz der zunehmenden Kompliziertheit und der abnehmenden Allgemeinheit und Unabhängigkeit. Die Mathematik, diese strengste aller Wissenschaften „von höchstmöglichem Abstraktionsgrad im positiven Bereich“, die die elementaren Formen der Beweisführung entwickelt, hat ihren Platz auf der Basis der hierarchischen Pyramide. Es folgt die „anorganische Physik“, die drei neue Methoden der positiven Wissenschaft lehrt: Beobachtung und Hypothese (Astronomie), Experiment (Physik der Erde) und Klassifikationsverfahren (Chemie). Den höchsten Rang nimmt die „organische Physik“ ein: die Physiologie (Biologie), die die vergleichende Methode hinzubringt, und die „soziale Physik“ oder Soziologie, durch die noch die historische Methode dazukommt. Die Soziologie setzt also die Beherrschung aller Methoden voraus; sie schließt die „natürliche Hierarchie“ ab und ist als Krönung aller Wissenschaften anzusehen: Toutes les sciences aboutissent à la sociologie. Nachdem alle besonderen Ideen positiv geworden sind, können auch die allgemeinen Ideen, d. h. die der Soziologie, positiv werden; die Gesellschaft tritt dann in die wissenschaftlich-industrielle Epoche ein, in der das Ziel der menschlichen Gesellschaft „die Produktion und nur die Produktion“ sein wird.

Auguste Comte hat sich ein unvergeßliches Verdienst erworben damit, daß er das Wort „sociologie“ geprägt und für das früher von ihm verwendete „physique sociale“ (Gesellschaftswissenschaft) eingeführt hat. Er hat jedoch nicht nur die Bezeichnung „Soziologie“ erfunden, sondern hat auch der Soziologie ihr erstes wissenschaftliches System gegeben. In den drei letzten Bänden seines sechsbändigen Werkes „Cours de philosophie positive“ hat er die

Soziologie wie eine exakte Naturwissenschaft entwickelt; im 4. Band (1839) gebraucht er zum ersten Male die Bezeichnung „Soziologie“. Comte gliedert seine Sozialphilosophie in Statik und Dynamik. Die Statik umfaßt die Untersuchungen über die Daseinsbedingungen der menschlichen Gesellschaft; die Dynamik erforscht die Gesetze des gesellschaftlichen Fortschritts. Die Feststellung der naturgesetzlichen Entwicklungstendenz ist — nach Comte — die Vorbedingung für die soziale Reorganisation der Welt. In dieser programmatischen Erklärung sind die Anfänge eines „wissenschaftlichen Sozialismus“ vor-gezeichnet.

Daß Auguste Comte, der Begründer des Positivismus und der Soziologie, in späteren Lebensjahren glaubte, die kulturelle Entwicklung beschleunigen zu können durch Einführung einer allgemeinen Menschheitsreligion, die an die Gefühle der Menschen appellieren und die Massen entflammen sollte, damit sie eigene Aktivität entfalten zur Herbeiführung des neuen Zustands der Gesellschaft („... il faut encore que la masse de la société se passionne pour le constituer...“), wirkte sich im Rahmen der positivistischen Lehre als ein schwerer Rückschlag aus; viele seiner Anhänger wandten sich von Comte ab. Gemessen an der historischen Bedeutung Auguste Comtes ist jedoch seine „soziokratische“ Religion mit der Verehrung des „großen Wesens“ (Grand Etre), worunter man nicht Gott, sondern die Menschheit selbst zu verstehen hat, von keinerlei Tragweite, auch wenn — wie Iring Fetscher berichtet — die Comtesche Religion der Menschheit noch heute in Brasilien offizielle Staatsreligion ist.

Als Auguste Comte am 5. September 1857 in Paris starb, wurde er von seinen noch immer zahlreichen Anhängern wie ein Heiliger verehrt, und seine „positivistische“ Menschheitsreligion stand im Vordergrund des Interesses. Heute, hundert Jahre später, besteht kein Zweifel mehr daran, daß Comte nicht als Religionsstifter, sondern als Philosoph „unsterblich“ geworden ist. In der Geschichte der Philosophie nimmt er seinen Platz ein als Begründer des Positivismus und der wissenschaftlichen Soziologie. Durch die Einführung der soziologischen Betrachtungsweise in die Geschichtswissenschaft ist Comte ein Wegbereiter sowohl für den marxistischen als auch für verschiedene Formen des freiheitlichen Sozialismus geworden. Sein philosophisches Lehrgebäude, aus dem die Metaphysik und die Suche nach dem Absoluten verbannt sind, hat eine Reihe namhafter Philosophen des 19. Jahrhunderts so nachhaltig angeregt und beeinflusst, daß auch noch die neopositivistische Schule, die Philosophen des „Wiener Kreises“ und damit die wissenschaftliche Philosophie des 20. Jahrhunderts (logischer Empirismus, Szientismus, analytische Philosophie) stets bereit sind, anzuerkennen, wie viel wertvolle grundlegende Gedanken sie aus dem klassischen Positivismus Comtes geschöpft haben.

Friedrich Theodor Vischer

zu seinem 70. Todestag am 14. September

Gestalt und Werk Friedrich Theodor Vischers, dessen 150. Geburtstag am 30. Juni gefeiert wurde, ist nicht wegzudenken aus der württembergischen wie deutschen Geistesgeschichte; ja mit seiner umfang- und inhaltreichen „Ästhetik“, dem wissenschaftlichen Hauptwerk seines Lebens, errang er sogar vorübergehend europäischen Ruf. Der engeren Heimat aufs engste durch Geschlechterfolge und eigene Art verbunden, strebte er aus drückender Armut und geistiger Bevormundung mit stark gefühlbetonter Ablehnung der nächsten Umgebung in andere, weitere und höhere Welten, als ihm die schwäbische Wirklichkeit seiner Zeit bot. — Nach dem frühen Tode seines Vaters konnte Vischer seinen Wunsch, Künstler zu werden, nicht erfüllt sehen, sondern mußte den Weg der begabten, aber unbemittelten schwäbischen Jugend gehen: nach bestandnem „Landexamen“ begann er das kostenlose Schul- und Universitätsstudium 1821 auf der Blaubeurener Klosterschule, wo er mit dem ehemaligen Ludwigsburger Spielkameraden und späteren Lebensfreunde David Friedrich Strauß wieder zusammentraf, und wo ihn sein Talent zum Karikaturenzeichnen und sein Sinn für Komik unter den Mitschülern beliebt machten. Die Fülle von Witz und Laune äußerte sich schon früh in den Bänkelsängerversen seines Pseudonyms Philipp Ulrich Schartenmayer, mit deren beißender Schärfe er auch seine Vorgesetzten nicht verschonte. Auf der Universität Tübingen wurde der bedeutende, kritisch eingestellte Dogmatiker und Kirchengeschichtler Ferdinand Christian Baur sein Lehrer; nach eingehender Beschäftigung mit Schleiermacher und unter dem Eindruck eines gründlichen Hegel-Studiums kam er zur Aufgabe nicht nur des durch Not aufgezwungenen geistlichen Amtes, sondern des Christentums überhaupt.

Wie ungeheuer tief die Krise ging, beweist eine Erzählung des fünfundzwanzigjährigen Repetenten „Der Traum“, das Gespräch eines Selbstmörders mit dem Herrgott; es läßt nach seinen eigenen Worten „alle Minen des tollsten Humors gegen die kindischen Ansichten unserer Theologen springen. Der Ungebildete wird meinen, das gelte dem Glauben selber, und man wird den ungenannten Verfasser hinlänglich sieden und braten. Als lyrisches Intermezzo sind alle Gedichte beigegeben, die der finstere Geist mir ausgepreßt hat.“ Der Freund Eduard Mörike, dem er das Manuskript schickte, schrieb eine eingehende Rezension über „das unvergleichliche Gemälde“, betonte aber, „daß diese Art von Spekulation, wo nicht meinem Naturell, doch meiner geistigen Diät und Ökonomie entgegen ist“, nach der Lesung befiele ihn eine Übelkeit, die ihm lange nachgehe. In der späten Selbstbiographie berichtet Vischer von früher Melancholie, die neben der natürlichen Jugendfröhlichkeit in ihm herging und schon den Schüler in Blaubeuren oft erfaßte, ferner von Schmerz über den Verlust des Glaubens, vom Brüten über dem Nichts, dem er sich mehr und mehr hingab. „Ich begriff lange nicht, daß das Nichts,

das mir so viel Not machte, nichts andres sei als die Einheit der unendlichen Fülle und Vielheit der Welt, wenn man sie zur Abstraktion erhebt, d. h. eben vom Weltinhalt trennt; ich begriff aber auch noch nicht, daß wir das Geheimnis des ewigen Übergangs der Einheit in die Vielheit nie enträtseln werden, daß die Philosophie nur eines gewiß weiß: so kann es nicht zugehen, wie die positiven Religionen es sich erklären; daß sie sich bescheiden und damit trösten muß, einzelne Blicke in das Zentrum der Dinge zu tun, auf deren Erkenntnis sie angewiesen ist, und daß sie trotz dieser Schranken das Edelste und Höchste bleibt, was der Mensch treiben kann.“

Die quälenden Selbstmordgedanken, von denen er sich in jenem ersten literarischen Produkt zu befreien versuchte, und die ihn noch in die Mannesjahre seiner unglücklichen Ehe verfolgten, überwand er mit der ungeheueren geistigen Anspannung seiner wissenschaftlichen Arbeit und durch häufige Reisen. Zunächst führte ihn die erste Reise — sie riß den Stiftsrepetenten aus tiefen Gewissensqualen, weil er sich gleichzeitig in zwei unhaltbare Liebesgeschichten eingelassen hatte — in das geistig ungemein rege Berlin, anschließend in die österreichischen Alpenländer; die von den verschiedenen Stationen geschriebenen Berichte an die Familie und die Freunde haben mit ihren fesselnden Einzelheiten auch heute noch kulturhistorische Bedeutung und zeigen des Verfassers reiche Erlebnisfähigkeit, seine anschauliche Schilderungsgabe und sehr entwickelten Sinn für Humor, alles Eigenschaften, die dann in den Briefen von der ersten Fahrt nach Italien und Griechenland 1839/40 einen Höhepunkt erreichen. In Italien fällt viel von dem befangenen Stiftsgeist und der brütenden Problematik seines unreifen Denkens ab: „Philosophiert wird jetzt nicht, sondern angeschaut und etwas wenigens dabei gedacht.“ So darf er schon bald nach Eintritt in „das gelobte Land“ die Hoffnung aussprechen, daß der südliche Mensch in ihm mit seinem nordischen skeptischen Menschen Frieden schließen werde. Mit offenen Sinnen genießt der Provinzler die überwältigenden Eindrücke von Italiens Natur und Kunst, aber mit scharfer, kritischer Beobachtung entdeckt er auch die schweren sozialen Nöte und Schäden im Volksleben, vor denen die gleichzeitigen Italienfahrer zumeist die Augen verschließen. Sein köstlich drastischer Humor verläßt ihn auch in bedenklichen Lagen nicht; unvergeßlich etwa ist die groteske Szene mit einem unbescheidenen Kellner in Terni, dem er seine Unverschämtheit vorhält: „ich wußte aber nicht, was Flegel auf italienisch heißt; er wollte entfliehen, ich hielt ihn aber fest am Frack mit der einen Hand, indessen ich mit der andern das Wort im Lexikon aufsuchte.“

Jedoch auch ein ernstes, edles Motiv erscheint gleich bei seinem Eintritt in Italien: das tiefe Mitleiden mit aller Kreatur und die leidenschaftliche Wendung gegen alle Tierquälerei, wo er sie trifft, ohne Rücksicht darauf, ob er sich selbst Feindschaft oder gar Gefahr damit zuzieht. In dieser Tierliebe, die sich auch in seinem literarischen Wirken immer wieder deutlich ausprägt, offenbart sich Vischers echtes, tiefes Gemüt, das unter der borstigen Oberfläche des oft polternden Stürmers und Drängers sich birgt, sich aber nur selten ausspricht. — Von Sizilien aus wagt er dann den damals noch so ungewöhnlichen Sprung nach Griechenland. Ist er selbst auch weit entfernt von jener unbedingten Hellasliebe eines Hölderlin, lag auch die

geistige Bewegung des Philhellenismus schon ein halbes Menschenalter zurück, so sind doch die Schau griechischen Landes und die Berührung mit dem noch ganz unangetasteten Volksleben für den jungen aufgeschlossenen Dozenten von Bedeutung geworden, und seine Reiseschilderungen haben den besonderen Reiz unmittelbarer Frische und Farbigkeit.

In die Enge des altmodischen Tübingen zurückgekehrt, geht Vischer mit erhöhtem Schwung und vermehrtem Selbstgefühl, das sich oft verletzend in hochfahrendem Wesen oder komisch in übertriebener Eleganz zeigt, an seine Vorlesungen und beginnt mit der Ausführung seiner weitgespannten „Ästhetik“, dem langjährigen Niederschlag seiner reifen und tiefen Kunsterfahrung. Darin verfolgte er das Ziel, Hegel'sche Intuitionen mit eigener Weiterbildung und Darstellung an einem umfassenden Material in ein System zu bringen; dessen Studium setzt guten Willen voraus, der beim heutigen Leser zumeist bald erlahmt, denn die Formulierungen sind oft abstrakt, sprachlich mißgebildet, der Ton professoral; andererseits ist die unglaubliche Weite der Detailkenntnisse und die theoretische Folgerichtigkeit der Beweisführung immer wieder imponierend; am meisten dürfte heutzutage noch Vischers lebendige Shakespeare-Deutung ansprechen, während seine lebenslänglich geübte Kritik an Goethe uns kaum noch berührt.

Nach allerlei vorhergehenden, durchaus nicht immer unverschuldeten Reibungen mit den Kollegen kommt es anlässlich seiner, den herrschenden Pietismus herausfordernden Antrittsrede als Professor an der Universität 1844 zum Zusammenstoß mit dem Kultusministerium in Stuttgart und zu einem jahrelangen Vorlesungsverbot. Allzu übermütig hatte er bei dieser akademischen Gelegenheit nicht nur einer abgestorbenen Theologie, sondern allen veralteten Lebensverhältnissen mit der Forderung nach Freiheit und Menschenwürde den Kampf bis aufs Messer angesagt, und dies in der gewitterschwülen Zeit nach dem Erscheinen vom „Leben Jesu“ seines Freundes Strauß. In der erzwungenen Stille reifen ihm viele seiner Studien zu größer angelegten Arbeiten, aber als das Revolutionsjahr 1848 herannaht, stürzt sich Vischer in die Politik, in der er in merkwürdigem Gegensatz zu seinem sonst so radikalen Freunde, der viel mehr der bürgerlichen Rechten nahesteht, auf dem äußersten linken Flügel seinen Platz nimmt. Als liberaler Abgeordneter in der Paulskirche zu Frankfurt erlebt er die schwerste Enttäuschung aller seiner Hoffnungen, die auf ein freiheitliches, einheitliches Deutschland gerichtet waren. So verläßt er gern auf einen ehrenvollen Ruf hin die Heimat, um fast zehn Jahre lang an der Züricher Hochschule eine umfassende Wirksamkeit auf philosophischem und literarischem Gebiet zu entfalten.

Mit Jakob Burckhardt nur kurz und flüchtig bekannt, pflegt er hier desto mehr die Freundschaft mit Gottfried Keller und erweitert in jener international eingestellten Universitätsstadt seine Kenntnis von Menschen und Verhältnissen. Mit glühender Anteilnahme verfolgt er vom Ausland her die unheilvolle Entwicklung der deutschen Dinge. Nachdem ihn der unglückliche Ausgang des österreichischen Krieges 1866 vorübergehend an der Gerechtigkeit des Weltlaufs und an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln läßt und nachdem er bis dahin heftig gegen Bismarcks preußische Politik eingestellt war, gehört er später zu denen, die infolge des erfolgreichen französi-

schen Kriegen 1870/71 ihr Fähnlein aus dem großdeutschen Lager ins preußisch kleindeutsche schwenken lassen, allerdings nicht, ohne in brieflichen und mündlichen Äußerungen sich schärfste Kritik am neudeutschen Wesen zu versagen. Mit Hilfe heimatlicher Gönner und unter treuester Beteiligung des Freundes Mörike war Vischer dann 1867 wieder nach Württemberg zurückgekehrt, um bis zu seinem Lebensende als Professor für Kunst und Literatur an der Technischen Hochschule der Hauptstadt zu wirken.

Zum tragischen Hintergrund dieses äußerlich so erfolgreichen Lebens gehört, daß es, wohl in erster Linie durch Vischers harte, eigenwillige Natur verschuldet, schon nach wenigen Jahren der Ehe zur Trennung von seiner Gattin kam. Die Sorge um den einzigen Sohn Robert nimmt einen großen Teil seines späteren Lebens außer der fortgesetzten kunstkritischen und schriftstellerischen Arbeit in Anspruch. Die Lebensfreundschaft der beiden Vorkämpfer für einen neuen Glauben ohne Christentum, Strauß und Vischer, stand von jeher im Zeichen großer Problematik; schon früh waren unüberwindliche Gegensätze und Spannungen bemerkbar, die sich auf Seiten Vischers oftmals in heftigen Ausbrüchen entluden; nach Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung „ebenso ehrlich wie gottlos“, vermochte er es nicht, „einen Butzen hinunterzuwerfen“, wenn es jeweils einen Konflikt gab. Strauß spricht schon am 15. Mai 1838 von dem „langen Mißverhältnis zwischen uns und wie unsere von Kindheit an schön zusammengespinnenen Lebensfäden nachher auseinandergerissen, jetzt wieder zusammenlaufen“. Als er, vierundsechzig Jahre alt, sein letztes Werk „Der alte und der neue Glaube“ veröffentlichte und darin den naturwissenschaftlichen Materialismus der Darwin-Haekel'schen Entwicklungslehre als letzte philosophische Erkenntnis anpries, rückte Vischer endgültig von dieser Weltbetrachtung und Ethik ab; aber daß es kurz vor dem Tode des ältesten Freundes zum unheilbaren Bruch mit Strauß kam, läßt einen dunklen Schatten auf das Wesen des noch im Alter hitzigen, rechtshaberischen Mannes fallen, der nicht einmal für den Sterbenden ein versöhnliches Wort findet. Ein Brief an den freisinnigen Schweizer Theologen von Biedermann verrät eher das Schuldgefühl Vischers, als er seine Handlungsweise zu entschuldigen vermag. Als er sich 1884 auf Bitte der Strauß'schen Familie dennoch entschloß, bei der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause in Ludwigsburg eine Rede zu halten, beschloß er sie mit den pathetischen Worten: „Diesem Toten gebührt mehr als eine Gedenktafel; eine künftige Generation wird es, hoffen wir, ihm weihen: ein Monument!“ — Ein groteskes Mißverständnis, aber bezeichnend für den Sprecher.

Das letzte Lebensjahrzehnt dieses vielschichtigen, wirklich originalen, nun einsam gewordenen Geistes war bis zum Rande erfüllt mit Lehrtätigkeit und Schriftstellerei; ja auch der wissenschaftliche Briefwechsel versiegte nicht ganz. Lange Zeit steht die Polemik um das Spätwerk „Auch Einer“ im Mittelpunkt seines Denkens und Schreibens. Dieser Roman, heute nur noch von wenigen gelesen und geschätzt, läßt die ganze Zwiespältigkeit des altgewordenen, dennoch jugendlich kämpferischen Mannes, seine innere echt menschliche Weichheit und die Härte, mit der er sie verdeckt, ergreifend erkennen. Identisch mit dem Helden des Buches, dem er in seiner Autobiographie die längsten Ausführungen widmet, bekennt Vischer, daß es ihm nicht gelungen sei, die

idealistischen Elemente in sein neues realistisches Weltbild einzubauen: er gelangt zur Erkenntnis einer „Relativität aller Kulturgrade und vermeintlichen Kulturgipfel“, es zerfließt ihm sein pantheistischer Monismus; es bleibt ihm der tragisch fundierte Humor; menschliche Komik beruht auf dem nicht-gelösten Widerspruch, „daß dasselbe Wesen, der Mensch, dessen Haupt in der Geisterwelt steht, mit breiter Basis in der Natur steckt, mit langen Wurzeln in die Mutter Erde gesenkt ist. Das Komische ist der ertappte Mensch.“ So ging Vischer bis zuletzt mit unerbittlicher Wahrheitsliebe den Rätseln des Lebens nach. — An seinem achtzigsten Geburtstag beteiligte sich nicht nur die ganze Stadt Stuttgart, sondern weit über Schwabens Grenzen hinaus die ungezählte Leserschaft seiner Schriften; von allen Seiten gratulierten viele Gelehrte und Freunde. Bald darauf ist er dann auf einer Reise in den geliebten Süden inmitten der Alpenberge nach kurzem Kranksein gestorben.



Literatur als Beruf

Der Schriftsteller und Verleger V. O. Stomps

Seinen berühmten Vortrag über „Politik als Beruf“ schloß Max Weber 1919 mit der melancholischen Bitte an die Zuhörer, über all das stürmische, das sie im Revolutionsjahr bei diesem Thema bewege, in zehn Jahren wieder zu sprechen. Wenn dann, sagte er, wie ich leider befürchten muß, die Zeit der Reaktion längst hereingebrochen, und von dem, was erhofft wurde, vielleicht nicht gerade nichts, aber wenigstens dem Schein nach wenig in Erfüllung gegangen ist, dann wünsche ich wohl zu sehen, was aus den „Gesinnungspolitikern“ geworden ist: „Und was wird aus Ihnen allen dann innerlich geworden sein? Verbitterung oder Banausentum, einfaches stumpfes Hinnehmen der Welt und des Berufes oder, das dritte und nicht seltenste: mystische Weltflucht bei denen, welche die Gabe dafür haben, oder — oft und übel — sie als Mode sich anquälen? In jedem solchen Fall werde ich die Konsequenz ziehen: die sind ihrem eigenen Tun nicht gewachsen gewesen, nicht gewachsen auch der Welt, so wie sie wirklich ist, und ihrem Alltag: sie haben den Beruf zur Politik, den sie für sich in sich glaubten, objektiv und tatsächlich im innerlichsten Sinn nicht gehabt. Sie hätten besser getan, die Brüderlichkeit schlicht und einfach von Mensch zu Mensch zu pflegen und im übrigen rein und sachlich an ihres Tages Arbeit zu wirken.“

Das Vergebliche gehört zur Politik, ja es konstituiert sie eigentlich: „Nur wer sicher ist, daß er daran nicht zerbricht, wenn die Welt, von seinem Standpunkt aus gesehen, zu dumm oder zu gemein ist für das, was er ihr bieten will . . . nur der hat den ‚Beruf‘ zur Politik.“ Es ist in den Wind gesprochen, was der Staatsmann der Welt zu sagen hat. Selbst seine Erfolge sind nicht mehr die seinen, denn er verdankt sie der Macht, und die Macht ist ein zerbrechlich Ding. Er muß hinter sie zurücktreten, solange er in ihrem Besitz ist. In Wahrheit hat sie ihn. Mit der Sprache verhält es sich nicht anders. Wie denn die Kunst der Macht und die Kunst der Sprache viel miteinander gemein haben. Sie sind aufeinander angewiesen, und das Schicksal des Schriftstellers unterscheidet sich nur wenig von dem des Politikers: Was er schreibt, es ist in den Sand geschrieben; was er treibt, er ist zum Scheitern verurteilt. Das gilt für die „linke“ wie für die „rechte“ Literatur wie für alle Arten des Umgangs mit der Macht. Eichendorff wußte es so gut wie Bertolt Brecht.

„Ja mach nur einen Plan
Sei nur ein großes Licht,
Und mach nur einen zweiten Plan,
gehen tun sie beide nicht . . .“

Das ist die Resignation des Radikalen, die Einsicht des Neuerers in das Vergebliche seines Tuns, die dem dennoch Handelnden eine menschliche

Würde verleiht, die anzutasten Frevel wäre. Bei Eichendorff, dem in hohem Maße daran liegt, die heilige Ordnung zu erhalten, das Bestehende zu beschützen, lautet der entsprechende Vers:

„Aber andre überwitzten,
Daß ich mit dem Federkiel
Könnt den morschen Weltbau stützen,
Schien mir immer Narrenspiel.“

Schreiben heißt handeln, aber handeln im Bewußtsein der Vergeblichkeit. Mit diesem Wissen beginnt der Beruf des Literaten wie der des Politikers. Ihn ein Leben lang auszuüben, ohne in die Pose, ins Banausentum, in die billige Mystik, die Betriebsamkeit oder in den Mord zu flüchten geht fast über Menschenkraft. Politiker und Literaten sind Wissenschaftler der eigenen Unzulänglichkeit. Sie praktizieren, was die Religionen zu glauben verlangen, daß der Mensch ein Staubkorn sei, das verweht, und dennoch teilhabe an Ewigkeiten. Ein unbequemes Dasein, das nicht zum Glück verhilft. Darum will das Publikum nichts davon wissen. Es verlangt das Trugbild des Politikers als eines „Eisernen Kanzlers“ und wünscht, den Literaten als einen lasziven, in Schmerz vergehenden, auf die milden Gaben gräflicher Damen angewiesenen Dichter zu sehen oder als einen trunksüchtigen Kobold.

Wie anders der literarische Beruf ist, zeigt die Arbeit des Schriftstellers und Verlegers V. O. Stomps, der Ende dieses Monats das sechzigste Jahr vollenden wird. Stomps ist ein *lettré*, ein Herr und ein Gebildeter, der von der und für die Literatur lebt. Hier wäre gleich zu bemerken, daß er besser für sie als von ihr lebt, und das seit über dreißig Jahren. Einer wohlhabenden Juristenfamilie in Krefeld geboren, Freideutscher, Gymnasiast und Kriegersoldat bildete ihn, mehr als seine Universitäten, das Berlin der 20er Jahre. Das weimarische Berlin, eine Stadt, in der sich in ungeheuerem Ausbruch befreite, was das Ancien Régime an Gutem und Bösem unterdrückt hatte. Die deutschen Schriftsteller begriffen, was man ihren öffentlichen Auftrag genannt hat. Die Nation erkannte ihre Autoren. Heute wissen wir, daß es nur ein glücklicher Augenblick gewesen ist, dessen unnachahmlicher Aufschwung bald in sich zusammenfiel und keine neue Erhebung nach sich zog. Stomps erwarb 1926 eine Handpresse. Ihre Hebel standen gespenstisch wie schwarze Vögel gegen die weiße Wand des Kellers, in dem sie untergebracht war. Er nannte sie, und den Verlag, den er anschloß, die „Raben-Presse“. Das war 1926. Zwei Jahre später schon fing die Kritik an, von der „Tradition“ dieses Unternehmens zu sprechen. Worin sollte sie bestanden haben? Eine Zeitschrift „Der weiße Rabe“, eine andere, „Fischzug“, die „blaue“ und die „schwarze“ Reihe des Verlages geben die Antwort. Die Raben-Presse war ein Experimentierverlag. Stomps verlegte nichts, was ein anderer auch hätte verlegen können. Er nahm sich der jungen Dichtung an. Es erschienen dort erste oder frühe Arbeiten von Bergengruen, Rombach, Robert Seitz, Lange, Paquet, Helwig, Gebser, Peter Huchel, George A. Goldschlag, Paul Zech, Oda Schaefer, Jens Heimreich, August Scholtis, Heinz O. Wuttig, W. Oschilewski, M. Herrmann-Neiße und anderen. Gedichte und kleine Prosa. Einige

wenige Essays. Es war wohl so, daß sich in den letzten Jahren der Republik diese Literatur mehr und mehr in sich selber barg. Anakreontik hat sie ein späterer Kritiker genannt; aber das war es nicht, keine Literatur des Rückzuges, eher eine, die blieb, was sie war und es versäumte, sich dem stürzenden Gebäude entgegenzuwerfen, wie das, vermöge ihrer Autorität, die Großen der Zeit taten, Thomas und Heinrich Mann, Fritz von Unruh. Es kamen heraus: die Festschrift zum 50. Geburtstag Wilhelm Lehmanns, 1934 eine Anthologie „Das Leben“, die Biographie von Freda Lawrence und wieder Gedichte: Von Gertrud Kolmar und dem heute vergessenen N. A. Stencel, Übersetzungen aus dem Jiddischen. Oskar Loerke erschien in der Raben-Presse, als die amtliche Öffentlichkeit ihn ausgeschaltet hatte. Eine Anthologie von Gebser und Winstone führte Lorca in Deutschland ein. Die Lese-Abende in der Humboldt-Villa wurden eine feste Einrichtung. Erstaunlich lange ging es gut. Aber als der Verlag zehn Jahre alt war, kritisierte der „Völkische Beobachter“: „Zieht man das Fazit, der an diesem Abend herausgestellten Verlagsproduktion der ‚Rabenpresse‘, dann stellt sich der Stolz des Verlages, seit zehn Jahren eine Linie gehalten zu haben, als Versäumnis einer Aufgabe heraus. Denn die Dichtung, die bei diesem ‚Lebendigen Almanach‘ zu Worte kam, hat wirklich nichts anderes als Kennzeichen, als daß sie den Geist von 1926 auch noch 1936 ausspricht. Und als ob diese unzeitgemäße Abseitigkeit, die sich sicherlich auch noch im Martyrium ‚letzter‘, sog. ‚reiner‘ Lyrik gefällt, eine aufschlußreiche Illustration finden sollte, hatte man den Saal mit Dichterporträts Erich Büttners geschmückt, auf denen man kopfschüttelnd unter anderen z. B. Max Herrmann-Neiße und Alfred Mombert wiedererkannte.“ — Bald danach war der Verlag am Ende. In der „Eremiten-Presse“ ist er wieder-erstanden, lange nachdem Stomps aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war.

Die Zerstörung der Literatur in den 30er Jahren traf nicht nur den Verleger, sie lähmte auch den Autor. Nach Gedichten und Zeittheater, so „Hupp Hinrichtung“, einem aggressiven Stück für die Abschaffung der Todesstrafe, erschien die erste größere Prosaarbeit 1934: „Die Fabel vom Peter Lech.“ Der kleine Roman spielt zwischen Traum und Tag: „Es ist ja im Wandel vom Wachsein zum Schlafen, vom Schlafen zum Wachsein kein Unterschied. Man begibt sich in diesem Wechsel stets wieder in eine ganz andere Welt, in der die Begriffe des eben Erlebten verloren gehen. Und es mochte wohl diesem der dunklere Lehteil, der Schlaf der Bergende sein, ganz so wie bei mir nur das Wachsein die Sicherheit vor diesem Fremden zu bringen vermochte.“ Dieser Fremde, das ist eben der Peter Lech, ein widerwärtiger Einbrecher in das Leben des Erzählers von früher Jugend an. Die Handlung geht immer wieder auf Reflexion zu, die in behutsamen Kreisen nach Wahrheit sucht. Nicht selten endet sie abrupt, kaustisch, unmittelbar auf die Realität des Lesers zurückführend: „So sind wohl die Träume der Ausdruck unseres Gewissens, sie vermögen nicht nur in drohenden Bildern zu schrecken, nein, ebenso sehr in jenen Visionen, die uns anzusprechen verstehen.“ Daß der Lech ein verbrecherischer Ruhestörer, Einbrecher, ist, hat seine persönliche Bedeutung. In der zweiten Erzählung, der „Fabel von Paul und Maria“, 1936, bestimmt das „Eindrängen der Fremden“ das traurige Dasein von Mann und Frau. Die Fremden haben sie zusammengebracht, aber ihre Bindung bleibt

ohne innere Notwendigkeit. Die Kinder leiden darunter, und eine Familie kommt erst nach dem Tode des Mannes und Vaters zwischen der Mutter und den Kindern zustande. Aber es bleibt nicht bei dieser einen Interpretation, Stomps folgt auch den anderen Ansichten seiner Charaktere. Sein skrupulöser Gerechtigkeitssinn verbietet ihm die einseitige Analyse. Psychologisches Denken findet „erst dann sein Recht, wenn es sich vor den letzten Dingen auf die Forderungen der menschlichen Gesellschaft besinnt“. Die ausländische Kritik hat die beiden schmalen Bücher damals mit dem mächtigeren Kafka verglichen. Aber Stomps inszeniert nicht, wie Kafka inszeniert, er folgt den Verbindungen des Menschlichen ins Unmenschliche hinunter. Es ist nichts Provokatives in seiner Dichtung; aber sehr viel Kontemplation, gütiges Bedenken. Loerke sagte von ihm in den „Tagebüchern“ es sei „viel dienende Güte in ihm“. Das ist es. Daß der Mensch gut sei, widerspricht nicht der Einsicht des erfahrenen Manes, die er in dieser Zeitschrift unlängst äußerte, daß sachlich gemeinte Unternehmungen immer besser seien als gut gemeinte. Die späteren Fabeln, zarte, nervöse Gebilde, die niederzuschreiben, die immer neue Sorge um den Verlag kaum erlaubte, bezeugen das. Mehr noch die Gefäßtheit, mit der er seinem Beruf nachgeht, auch wenn „die Welt“ nicht will, was er ihr zu bieten hat.

Literatur als Beruf ist vom Markt abhängig, wie jeder Beruf. In unserer Zeit regiert Konsumsteigerung das Geschäft. Stete Steigerung der Literatur nach Markterfordernissen ist nicht möglich. Der nachfolgende Aufsatz von Hans Daiber handelt davon. Wie bewahrt sich der Literat der feindlichen Sozialtendenz gegenüber? In Stompsens jüngster „Fabel vom Tingo, Bummobommo und Publico“ finden sich die Sätze: „Ohne Glauben zu haben, lassen sich keine Lunten legen. — Diese Weisheit bezog Herr Tingo auf alle explosiven Geschehen der Weltgeschichte, von der Sintflut bis zur Atomexplosion.“ Eine grimmige Weisheit. Humor und Grauen liegen nahe beieinander. Im Gleichgewicht hält sie, was Jeanne Hersch eine „onthologische Heiterkeit“ genannt hat, eine Seelenverfassung, die sich nicht unablässig nach Rechtfertigungen umsieht. Ein Lebensgefühl, das nicht darauf ist, *mehr* sein zu wollen als zu scheinen, wie die anmaßend-hochmütige Formel lautet, sondern entkrampft und entspannt das ganze Leben zu bewältigen sucht. Das „Mehr sein als scheinen“ ist ein Konkurrenzideal, geprägt im Staatsdienst zudem. Als soziales Postulat müßte es heißen „Weniger scheinen als sein“. Aber was könnte man mit solcher Parole im strebsamen Deutschland bezwecken? Nichts. Dem Beruf des Literaten freilich widerspräche sie in dieser und jener Form. Seine Maxime sind andere, individuellere und zugleich allgemeinere, menschlichere.

Vielleicht hilft das zur Erklärung, warum es die Literaten in Deutschland so schwer haben, und gerade solche wie Jean Paul und Stomps.

Die Masse macht's

Unliterarisches zur literarischen Lage

Die Bedeutung des Buches wandelt sich in diesen Jahren so stark, daß der Respekt vor Lessing und den Folgen nicht entmutigen darf, erneut über Buch und Buchkritik zu schreiben. Der Kritiker sieht sich immer deutlicher zum Partner von Geschäftsleuten werden. Er steht dem zunehmenden Ausstoß von Bücherfabriken gegenüber. Die Bücherfabriken und literarischen Warenhäuser werden von wirtschaftlichen Gesetzen regiert. Die sich vergrößernden Produktionsstätten müssen immer mehr produzieren, um rentabel zu bleiben. Infolgedessen muß der Absatz steigen, muß eine dem Angebot entsprechende Nachfrage geweckt werden; man kennt das von der Verbrauchsgüterindustrie her. Auch die Bücher sind heute „zum alsbaldigen Verbrauch“ bestimmt. Ihre Produktion ist jedoch im Gegensatz zu der von Seife nicht nur eine Frage des Kapitals und der Rohstoffe. Bei Büchern kann die Steigerung der Quantität nur auf Kosten der Qualität gehen. Dieser Niedergang setzt sogar vorzeitig ein, da die „Erfinder“, von denen die Bücherindustrie lebt, vom Produzenten und vom Staat normalerweise schlecht oder wenigstens falsch behandelt werden. Immerhin tun sie, was sie können, teils aus angeborenem Eifer, teils weil sie mehr verdienen wollen (und müssen), teils weil sie „im Gespräch“ bleiben wollen (und müssen), oder weil die Bücherfabriken sie antreiben (müssen). Es empfiehlt sich darum, so zu schreiben, wie eine Steinhäger-Fabrik zu trinken rät: mäßig, aber regelmäßig. Zusätzlicher Antrieb wird gegeben mittels belebender Spritzen, die dem verbotenen Dopen im Sport zu vergleichen sind. Es werden also befeuernde Mittel eingespritzt oder eingeflößt, die Höchstleistungen bewirken, denen ein Kollaps folgt. (Mit dem Kollaps ist sicherer zu rechnen als mit der Höchstleistung.) Im Rennsport verwendet man Strychnin und Preise, im Literaturderby hingegen nur Preise. Und zwar eine besondere Art von Literaturpreisen, die besser als Leistungsprämien bezeichnet würden. Sie werden ausgezahlt für die Lösung einer bestimmten Aufgabe. Es handelt sich hier um nichts Geringeres als um das Resultat materiellen Denkens in einer der literarischen Welt angemessenen Tarnung. Diese Tarnung ist bezeichnend, sie zeigt das schlechte Gewissen, das solch eine Umwertung im Lande der Dichter und Denker begleitet. Die Struktur unserer Wirtschaft läßt keinen prinzipiellen Unterschied mehr zu zwischen Buch und Seife. Morgen werden an den Litfaßsäulen zwischen den Waschmitteln und Zigaretten die ersten Bücher angezeigt werden. Wenn der Büchermarkt durch Reklame und Vertrieb nicht mehr intensiviert werden kann, wird die Buchproduktion einen Rückschlag erhalten oder gar zusammenbrechen.

Vor der Überproduktion sind alle Dichter gleich. Nicht so vor dem Kritiker! Er hat zu sondern, zu sichten, zu werten, nun erst recht! Darum bekommt er in diesem wirtschaftlichen Kräftespiel immer mehr die Rolle eines Spielverderbers zugeschoben. Man erwartet von ihm die „positive“ oder „auf-

bauende“ Kritik. Das Verständnis für Kritik ist so gering geworden, daß die Wortverbindung „positiv-Kritik“ als Widerspruch ironisiert wird, obwohl es sich um eine Tautologie handelt. Denn Kritik ist immer positiv. Freilich kann sie sich negativ auf das Geschäft auswirken; jedenfalls wird sie als Geschäftsschädigung empfunden oder hingestellt. Dabei wird dem Kritiker allerdings sehr oft zuviel Einfluß zugetraut oder nachgesagt. Allerdings ist es seine Pflicht, Geschäfte mit schlechter Ware zu behindern. Der Vorwurf, er ver- reiße ein Buch um des Schadens willen, den er damit stiftet, kann nicht aus- bleiben, da das Vertrauensverhältnis zwischen Verleger, Autor und Kritiker heute einschneidend gestört ist. Doch die Geschäftsleute können ganz beruhigt sein. Würde der Kritiker geschäftlich denken, dann hätte er schon längst seinen Geist, also seinen Beruf, aufgegeben. Viele seiner Kollegen wählen diesen zeitgemäßen Ausweg bereits. Sie haben den Beruf aufgegeben, aber die Tätigkeit beibehalten. Manche merken es nicht einmal, andere wollen es nicht merken. Ihre Klugheit oder ihr Instinkt haben sie aus der Gefahrenzone ge- trieben. Denn der Kritiker lebt gefährlich, er muß seine geistige Unabhängig- keit notfalls teuer bezahlen — es fragt sich nur wovon. Er trägt sein Risiko, obwohl auch die sogenannte „geistige“ Welt heute dem Risiko und der Ren- tabilität verdächtig aufgeschlossen ist, für ein Honorar, mit dem sich keine Sicherheit erkaufen läßt. Obendrein dienen unsere Steuergesetze kaum be- schönigter Ausbeutung.

Daß der Kritiker wenigstens alle zwei Tage ein Buch „erledigen“ müßte, um auf den Stundenlohn einer Putzfrau oder eines ungelernten Arbeiters zu kommen, ist skandalös. Infolgedessen arbeitet er flüchtig. Die Masse macht's. Er kann sich kein Spezialgebiet „leisten“, obwohl er nur dort wirklich kom- petent wäre. Glücklicherweise der Kritiker, der mit anderer, einträglicherer Arbeit seine Buchkritiken subventionieren kann! Andernfalls muß er das Feld räu- men, und dann dringen die Unqualifizierten ein, die zwar nicht geistig, aber pekuniär in der Lage sind, Bücher zu „besprechen“. Das ist keine Hexerei, wohl aber Hokuspokus, wie das Wort „besprechen“ bereits andeutet.

Hilfsbereit wie der Verleger ist, sagt er dem Kritiker, was er von seinen Büchern zu halten hat mit Hilfe von Waschzetteln, Klappentexten, persönlich gehaltenen Anschreiben, fertig formulierten Vorbesprechungen in Verlagszei- tungen und in sonstigen, dem Produzenten nahestehenden Publikationen. Dankbar ergreift der „Besprecher“ diese Hilfsmittel. Das Ergebnis hat schon Robert Musil eindrucksvoll beschrieben: „Man nehme sich die Mühe und sammle durch längere Weile unsere Buchbesprechungen und Aufsätze, um aus ihnen ein Bild der geistigen Bewegung in der Zeit zu gewinnen. Man wird nach einigen Jahren mächtig darüber erstaunen, wie viele erschütterndste Seelenverkünder, Meister der Darstellung, größte, beste, tiefste Dichter, ganz große Dichter und endlich einmal wieder ein großer Dichter im Laufe solcher Zeit der Nation geschenkt werden; wie oft die beste Tiergeschichte, der beste Roman der letzten zehn Jahre und das schönste Buch geschrieben wird. Wenn man oft Gelegenheit hat, solche Sammlungen durchzublättern, staunt man jedesmal von Neuem über die Heftigkeit augenblicklicher Wirkungen, von denen in den meisten Fällen wenige Jahre später nichts mehr zu sehen ist.“ Musil dachte also noch in Jahren, heute genügt eine Saison, um solche Ein- sichten zu erlangen.

Der Kritiker wurde zum Saisonarbeiter. Im Herbst ist Ernte, da muß er im Akkord arbeiten, daß er weder aus noch ein weiß. Auch der Redakteur, der eine Art Vorzensur ausübt, indem er von Jahr zu Jahr mehr Bücher von vornherein zurückweist, wird immer ratloser. Denn wer die Bücher immer noch liebt, der kann sich nicht zur Rigorosität durchringen. Diese Situation schadet allen Beteiligten: dem Autor, dem Verleger, dem Käufer und dem Kritiker. Dem Autor wird der Kritiker nicht gerecht, weil er alle Bücher über einen Leisten schlagen muß, der Verleger kann seine Ware auf dem Markt nicht zur Geltung bringen, der Käufer wird mangelhaft oder falsch orientiert und kapituliert vor dem Überangebot, der Kritiker untergräbt seinen Ruf durch Fehltritte und Oberflächlichkeit.

Zum Glück für Verleger und Autor wird heute häufiger ungebührlich gelobt als ungerecht getadelt. Denn ein Lob ist unverbindlicher und braucht nicht bewiesen zu werden. Es macht keinen Ärger, der ja sowieso bei diesem Geschäft nicht „rauskommt“. Man macht allenfalls einen vorsichtigen Abstrich, damit deutlich wird, daß der Kritiker wohlwollend über der Sache steht. Da aber das Lob als selbstverständlich vereinnahmt und folglich bald vergessen wird, während sich der Tadel als persönliche Beleidigung festsetzt, bleibt es das Los des Kritikers, sich unbeliebt zu machen.

Mancher Verleger reagiert auf einen Verriß mit dem Hinweis auf den Erfolg des getadelten Buches. Dabei wirft er bewußt oder sogar unbewußt zwei Kategorien durcheinander. Es geht ihm gar nicht um eine literarische Kritik. Er kann sich nur noch nicht dazu entschließen, den Kritiker zu übergehen. Er hält ihn wohl für ein notwendiges Übel. Solch ein Verleger sollte sich die Gepflogenheiten in anderen Branchen zum Vorbild nehmen. Dort werden nur Spitzenerzeugnisse einer besonderen Kontrolle außerhalb der Firma unterworfen und daraufhin — unter Umständen — mit einem Gütezeichen versehen wie Vorzugsmilch. Ein gewisser Prozentsatz von Büchern gehört nur auf den Markt und nicht auf den Redaktionstisch. Verleger, die wirklich etwas zu verbergen haben, erkannten das längst und wenden sich direkt an die mutmaßlichen Interessenten. Der Versandbuchhandel bietet dazu sein immer enger werdendes Verteilernetz an. Die eingesparten Rezensionsexemplare wären geeignete Verkaufsprämien.

Es herrscht große Unsicherheit beim Geschäft mit dem Geiste, das sich aus dem Geschäft für den Geist und um des Geistes willen entwickelte. Die Unsicherheit beginnt beim Autor, geht über den Verleger und macht vor dem Kritiker natürlich nicht halt. Die Ratlosigkeit des Autors und die des Verlegers haben letztlich soziologische Gründe. Dem Dichter fehlt die „Gemeinde“, dem Schriftsteller der ausreichende Interessentenkreis, dem Verleger die homogene Käuferschicht. Die Zersplitterung des Volkes in zahllose eigensüchtige und darum schwer ansprechbare Gruppen ist wohl ein Kennzeichen jeder Spätzeit. Der Verleger, der früher den Zeitgenossen für seine Ideen zu interessieren suchte, richtet sich heute nach den möglichen Käufern. Er treibt Marktanalyse und Meinungsforschung, er legt den Büchern Fragebögen bei und studiert die Erfolge seiner Konkurrenten, um an ihnen teilnehmen zu können. Was an Substanz da ist, wird auf den Markt geschleudert, als könnte es morgen zu spät sein.

Der Kritiker muß der Erzengel dieses Teufelstanzes sein. Das schafft ihm eine neuartige Unsicherheit, die zu den „klassischen“ Schwierigkeiten bei der Urteilsfindung tritt. Man sagt ihm, er habe es doch sehr leicht, er brauche sich nur zu fragen, was der Autor wollte, und dann müsse er beurteilen, ob der Autor sein Ziel erreicht habe. Das klingt sogar ganz plausibel. Es setzt jedoch voraus, daß Autoren nur Lobenswertes wollen. Aber wenn es das Ziel des Autors wäre, nationalistische Gedanken zu verbreiten? Das soll schon vorgekommen sein. Doch es ist ein extremer Fall. Der Durchschnittsautor will (genau wie der Durchschnittskritiker) Geld verdienen. Die „funktionelle Tauglichkeit“ eines Buches ist also nicht die Kernfrage. Man fragt besser nach dem Weg, auf dem der Verfasser zum Ziel zu kommen sucht. Er kann es mit Aktualität versuchen, mit Modernismus, mit der Religion, mit mehr oder minder plumper Erotik. Das alles ist ja meist nur Mittel zum Zweck. Und der Zweck entheiligt die Mittel. Kompliziert wird die Lage dadurch, daß die Autoren oft nicht einmal sich selbst ihre Beweggründe eingestehen, falls sie nicht aus Idealismus schreiben. Man nennt so etwas heute gern das „Anliegen“, noch lieber das „echte Anliegen“. Da steckt die neue Schwierigkeit: der Kritiker muß nicht nur zum Handwerk, sondern auch zur Weltanschauung Stellung nehmen. Und das erfordert Mut, manchmal mehr Mut, als der Kritiker sich leisten kann — oder zu können glaubt.

Aber wer kümmert sich denn überhaupt um Kunstkritik? Die Betroffenen kümmern sich darum und ein kleiner Kreis von Interessenten. Die meisten Zeitungsleser und Rundfunkhörer wollen zwar gern auf ein gutes Buch hingewiesen werden, noch lieber gleich einen Extrakt daraus vorgesetzt bekommen, aber die fachliche Kritik ist ihnen Literatengezänk. Die Literatur hat in den vergangenen Jahrzehnten Position um Position verloren, nicht zuletzt deshalb, weil viele Kritiker aus einem harten Beruf eine angenehme Tätigkeit machten. Andere gingen in den Schmollwinkel, statt sich zu verteidigen. Den Leser oder Hörer, der trotzdem von literarischen Angelegenheiten Notiz nimmt, sollte man belohnen. Der Kritiker ist ein Stiefbruder des Schriftstellers, das heißt, er sollte die Kritik als literarische Form meistern, wie er die Meisterschaft in der größeren Form zu verlangen hat. In schlechtem Deutsch gutes Deutsch zu fordern, ist anmaßend. Der Kritiker sollte sich gefällig äußern können, aber niemand gefällig sein wollen. Die Anmut auch im Unmut soll also nicht schriftstellerischen Ehrgeiz abreagieren, sondern Anreiz bieten, Kritiken zu lesen oder zu hören.

Aber: ist denn Literaturkritik überhaupt notwendig? Man könnte meinen, der Verlust wäre nicht gar so groß, wenn man überhaupt aufhören würde, Bücher zu kritisieren. Man lasse die Schriftsteller und Dichter ungeschoren schreiben, das alte Gesetz von Angebot und Nachfrage werde das literarische Leben schon regeln. Gewiß, es würde geregelt, wenn auch nicht nach den Regeln der Kunst, denn der Schund würde die Alleinherrschaft erringen. Und zwar nicht nur, weil ihm die Vorliebe des Durchschnittslesers gehört und es sich dann noch weniger lohnen würde, etwas Besseres zu schreiben. Die Kritik ist außerdem als normative Instanz an der Entstehung der Kunst maßgeblich beteiligt. Heute aber tritt der Kritiker gewöhnlich erst nach der Publikation als Begutachter in Erscheinung, wenn es also zu spät ist, oder wenn es

sich erweist, daß er nicht benötigt wurde. Diese Afterkritik gilt als hinreichend, ja als einzig erlaubt. Die Literatur fällt entsprechend aus. Heimito von Doderer sagte unlängst in einem Gespräch: „Der Kritiker ist das Wichtigste, was es in der Literatur gibt. Die Literatur und das literarische Leben einer Nation werden nicht von den Autoren geschaffen. Begabte Menschen gibt es überall und an allen Enden. Literatur und literarisches Leben werden geschaffen vom Kritiker, der das Maß aufstellt, um das die Talente kreisen. Der Zentralkörper im literarischen Planetensystem ist der Kritiker.“ Man wird diese Grundsätze aus dem Munde eines bedeutenden Romanciers nicht abtun können, wird sie aber doch wohl auf die Feststellung einer notwendigen Partnerschaft abschwächen müssen. Schöpferisch war die Kritik zur Zeit Lessings und Schillers. Aber diese Überlegungen leiten ja ihre Berechtigung aus der Einsicht ab, daß die Zeit Lessings vorbei ist. Die Einsicht ist alt, neu ist aber der Wille, endlich Folgerungen zu ziehen. Eine neue Taktik ist notwendig. Lächerlichkeit tötet nicht mehr, die Brandmarkung als Pornographie wirkt empfehlend, einen scharfen Angriff faßt der Leser als Beitrag zu seiner Unterhaltung auf.

Man erwartet, daß das Unterhaltungsbedürfnis in den nächsten Jahrzehnten noch gewaltig ansteigt. Auch dies stellt den Kritikern eine neue Aufgabe, die sie anscheinend nicht lösen wollen, weil Lessing sie nicht lösen mußte. Sie halten den Führungsanspruch aufrecht, verzweifeln aber, weil sie nicht mehr an die Macht des Geistes glauben können. Sie sollten es mit List versuchen. Es bleibt die Möglichkeit, in dieser sich ständig verschärfenden Situation mit den Wölfen heulend, den Chor ganz allmählich von innen her umzustimmen. Die Lage ist ernst, aber nicht hoffnungslos, denn der Einfluß auf das Publikum ist noch nicht verloren. Noch nicht.

Zu einem Erzbischof

„Das Golgatha meiner bitteren Verbannung ist vorbei . . . ich sende Euch die Osterbotschaft des auferstandenen Christus . . . Hab Mut, meine Gemeinde, und vergiß nicht, daß die Auferstehung auf Golgatha erfolgte.“ — Also sprach Erzbischof Makarios. Man darf diesen Mann auch einmal außerhalb des politischen Teils, im Kulturspiegel, betrachten. Makarios heißt auf deutsch „der Begüterte“. Er ist es auch, und schon hierin mag man einen gewissen Unterschied zu Jesus erkennen. Wenn aber dieser Begüterte sein Schicksal auf den Seychellen, wo man ihn, gut gefüttert und getränkt, im Liegestuhl photographiert hat, mit dem Schicksal Jesu auf Golgatha vergleicht, so wird dies jedem wirklichen Christen als abscheuliche Gotteslästerung vorkommen. Dieser Stellvertreter Christi, der Mord und Terror bejaht hat, fühlt sich als mit der Dornenkrone geschmückter und ans Kreuz geschlagener Heiland. Doch es langt bei diesem Unheilsbotschafter nicht einmal zum Format des Lucifer . . .

National-Zeitung, Basel. 27./28. 4. 1957.

Der Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte II

Paria- und Passionszeit

Vorbemerkungen: Kurz nach der Begründung des Christentums folgt die definitive Zerstörung Jerusalems durch Kaiser Hadrian 136 n. Chr.

Es folgt die jahrtausendlange Zeit der Heimatlosigkeit des jüdischen Volkes, die zusammenfällt mit der fortgesetzten Verlagerung seines geschichtlichen Schwerpunkts.

. Wer die Jahrhunderte überblickt, hat das Gefühl, einer in Abständen erfolgenden erbarmungslosen Hetzjagd beizuwohnen. Es muß ihn mit Grauen erfüllen, was in dieser Zeit mit dem neben den Griechen und Römern dritten wesentlichen geistigen Grundvolk des Westens geschieht. Er muß sich immer wieder von neuem hinein fühlen in die Tatsache, daß bei all dem Fürchterlichen, mit dem er es dauernd nun immer wieder zu tun hat, dies schlechthin wunderbare Volk in der durch seine Selbstabsonderung geschaffenen Gast- und Parialage, die der äußere und innere Grund seiner Fortdauer, aber auch eine der Ursachen seines Verfolgtseins wird, die Jahrtausende physisch und geistig unverändert durchschreitet; eingebettet dabei wohl auch in zeit- und ortsweise bedingte günstige Existenznuancen, im allgemeinen Trend aber ausgerichtet auf die am Ende fast überall eintretende Ghettoversklavung, dabei stets die Drohung der Verfolgung, ja der Vernichtung bis hin zum schieren Massenmord neben sich und hinter sich. So daß das Hitlersche Hinschlachten von Millionen nur das übermäßig grausige, mit widerlichem technischem Raffinement durchgeführte Finale eines langen Wegs scheint, bei dem das Satanische stets im Hintergrund lauert.

Dies Volk ist dabei physisch und psychisch in den engen Röhren, in die es durch die Jahrhunderte immer wieder und immer mehr gesperrt ward, gesund und so spontaneitätsgeladen geblieben, daß es bei deren Öffnung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem im 19. und der ersten Hälfte des 20., die Welt mit einer Produktivität überschüttet hat, die, auf die Zahl der lebenden Juden bezogen, nach fast allen Richtungen hin so gut wie die aller anderen Völker stark übersteigt.

Ein Eingehen auf die schier unendliche Breite der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Schöpfungen der modernen Juden übersteigt durchaus meine innere Kompetenz. Ehe ich in meinem letzten Teil eine etwas ins Generelle gehende Zusammenfassung der jüdischen Beiträge zur Menschheitsgeschichte zu geben versuche, muß ich allerdings auch eine allgemeine Charakterisierung dieser Produktivitätsexplosion nach dem Austritt aus dem Ghetto vollziehen. Ich gebe aber nur so viel, wie für den Zweck des Gesamteindrucks notwendig ist.

Hier in diesem Zweiten Teil, der die jahrtausendlange jüdische Absonderungsexistenz zum Kern hat, mache ich den Versuch, abzutasten, an welchen Stellen und in welcher Art sich etwas von dem im Ghettoschlauch eingesperr-

ten Judentum unabhängig Wirkendes abgelöst hat oder durch die jüdische Existenz wesentlich mit ausgelöst worden ist. Ich denke dabei nicht bloß an die Mitveranlassung des Islams, ich denke auch an die vom spanisch gewordenen Judentum ausgegangene so wichtige Mitunterbauung der abendländischen mittelalterlichen Hochscholastik, ich denke für eine spätere Zeit an die Ausstrahlungen der vor der christlichen Verfolgung fliehenden Spaniolen, die, abgesehen von dem südlichen Weg um das Mittelmeer herum bis nach Konstantinopel, im Norden vor allem zu Spinoza hinführen. Und ich denke endlich an den aus der alten jüdischen Mystik (Kabbala) in dem zum wichtigsten Fluchtzentrum gewordenen Polen erwachsenen Chassidismus, der seit Martin Buber zum menschlichen Gemeingut geworden ist.

Es zeichnen sich so in allgemeinen Umrissen, sieht man nur auf die großen Erscheinungen, die Etappen unserer nächsten Skizzierungen ab. Ich nenne als solche, um es ausführlicher zu wiederholen, die Zeit der Ausbreitung des Judentums in der späten östlichen Antike, die den Mohammedanismus mitentwickelt, aber auch das jüdische Chasarentum nördlich der Krim entstehen läßt. Ich nenne weiter die Existenz des Judentums im Islam, der als Eroberer nach Westen sich ausbreitet mit der Kulmination in einer Art geistiger jüdisch-islamischer Zusammenarbeit in Südspanien auf der Basis vor allem des Aristoteles, die schließlich zu dem universell werdenden jüdischen Maimonides (um 1200) führte. Ich nenne drittens die vom christlich gewordenen Spanien her aus dem dort aufgezwungenen Scheinchristentum sich ergebende Flucht der Marannen. Wie gesagt südlich ums Mittelmeer herum und nördlich vor allem in die Toleranzinsel Holland. Und ich nenne die Epoche der großen Ostfluchtvorgänge, welche die anderswo beengten oder gehetzten Juden Frankreichs, Deutschlands, Italiens nach Polen treibt, wo sich ein bis zum Hereinbrechen des Kosakentums und dann des Zarismus relativ freier Raum bot, den große Massen der europäischen Juden als Asyl gesucht haben, und wo sie auch nach Hereinbrechen des Zarismus geistig so lebendig und fruchtbar blieben, daß auf der Basis der jüdischen Mystik eben der von Buber uns vermittelte Chassidismus dort erwachsen konnte, noch am Ende des 18. Jahrhunderts.

Indem ich von der angedeuteten großen Produktivitätsexplosion nach der Sprengung des Ghettos vorerst absehe, habe ich für diese ganze Zeit noch zwei meine Kompetenz sehr einschränkenden Bemerkungen zu machen.

Erstens: Immer ist in der jüdischen Geschichte das religiöse Fragen und sind zu dessen Verständnis die religiösen Dokumente entscheidend. Die religiösen Dokumente dieser langen Passionsperiode aber sind mir schon rein sprachlich leider nicht unmittelbar zugänglich. Sie enthalten, soweit sie in Übersetzungen vorliegen, auch dann für einen Laien wesentliche Schwierigkeiten, weil die Art der religiösen Erfahrungen und Auseinandersetzungen derart spezifisch geworden ist, daß man sie in ihrem rechten Gewicht nicht immer ohne Weiteres versteht.

Damit hängt das Zweite zusammen. Ich persönlich kann demnach auch das über das Innerjüdische Hinausragende, auf das es hier vor allem ankommt, wohl als Phänomen in seiner außerjüdischen allgemeinen Bedeutung zu umreißen versuchen, sein *Herauswachsen* aus der jüdisch-geistigen Dynamik aber bleibt mir doch dabei zum großen Teile verborgen. Nur die Art des geistig

wirksamen Gehäuses, das durch die ganze Verlassenheitsperiode das Judentum getragen hat, und das allein überhaupt verständlich macht, daß es nicht geistig in Fetzen ging, obgleich es doch physisch in Fetzen hier und dort hingetrieben wurde. — Dieses Gehäuse, das es überall doch stets als geistig Ganzes zusammenhält und in dem das Geheimnis liegt, daß das Judentum selbst überhaupt produktiv geblieben ist, vermag ich vielleicht einigermassen angemessen anzudeuten.

Ich glaube, dieser *geistige Strukturrahmen*, der tatsächlich dem Wesen nach immer, auch anscheinend in Stücke geschlagen, doch bestehen blieb, und sich immer wieder restituierte, ist in seinem Charakter in den *ersten Jahrhunderten* nach der definitiven Zerstörung Jerusalems geschaffen worden.

Man kann die Zeit, in der er aufgebaut wurde, als eine *Zwischenperiode* ansehen, die etwa bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. anhält. Das Ende dieser Zeit fällt zusammen mit der Christianisierung des bei Rom gebliebenen Teils der antiken Oekumene, die schwere Schatten über das Judentum legte. Es geschieht dies vor allem seit Theodosius II. (400 - 450). An dessen Aufhebung der öffentlichen Amtsfähigkeit der Juden haben sich noch im Laufe des gleichen Jahrhunderts derartige Verfolgungen und Massaker angeschlossen, daß das früher relativ dicht und breit gelagerte Diaspora-Judentum des eigentlich römischen Bezirks, wie der Historiker C. Roth (Geschichte der Juden. S. 75) es ausdrückt, auf zahlenmäßige Bedeutungslosigkeit reduziert ward. Während gleichzeitig der von Rom freie, in seinem Kern parthisch und dann sassanidisch gewordene antike Osten — abgesehen von zwei äußerst brutalen Episoden unter den späten Sassaniden Jezdered (430 - 471) und Firnz (459 - 486) — ein menschliches Verhalten den Juden gegenüber aufrecht erhält, so daß die antike Spätzeit in ihrem Osten im Ganzen ein Gebiet der Flucht-Verbreiterung des Judentums ward.

Aber es ist wesentlich, ganz klar zu sehen: Was auch seit Theodosius im Westen und unter diesen Sassaniden im Osten im 5. Jahrhundert geschah, *ehe* diese Unheilsperiode für die Juden eintrat, wurden, ruhend auf der vorangegangenen Periode des Synkretismus mit ihrer synagoga! ausgebreiteten Diaspora, sowohl in Palästina (Patriarch in Tiberias) wie in Mesopotamien (Exilarch in Sura und Pumbeditha bei Ktesiphon) Ersatzzentren für Jerusalem zur Entwicklung gebracht, die in Mesopotamien sogar eigene Jurisdiktion hatten und für alle schwierigen Fälle durch ihre *Responsa* die traditionelle religiöse Lebens- und Kulturfortbildung pflegen konnten.

Es entstand eine Unsumme von Präzedenzfällen, die man erstmals am Ende des 2. Jahrhunderts in sechs Ordnungen in Palästina zusammenzufassen und dadurch gewissermaßen zu kodifizieren suchte (die sog. *Mischnah*). Das Leben ging aber weiter, und bei den unruhigen Zeiten hatte man, zunächst in Palästina 279, dann in Mesopotamien das Bedürfnis, die eigene Lebensweise (Halacha), wesentliche Erzählungen (Haggada) und schließlich das ganze das Dasein betreffende Wissen, das zur Verfügung stand, aufzuzeichnen, in großen Sammlungen zusammenzuziehen (Ende des 5. Jahrhunderts) und seine Analyse Gelehrten (Saborin) anzuvertrauen. So entstanden zuerst der palästinische und dann mehr als 200 Jahre später der babylonische *Talmud*.

Damit war das geistige Lehr- und Diskussionsgehäuse ins Leben getreten, das gewiß zum Teil voll Spitzfindigkeit, aber im Ganzen doch voll von ge-

löster Lebensproblematik steckte, welche für die Juden Daseinsgewicht besaß und solches für ihren frommen Teil heute noch hat.

Jeder „echt“ gebliebene Jude trägt seitdem dieses geistige Gehäuse und seine Problemlösungen in sich und mit sich, wo er auch ist, in die Welt. Und er steht, da durch den Fortgang des Daseins die innere Problematik, die hier für alle wesentlichen Fälle behandelt ist, nie abgeschlossen ist, eben durch den Talmud mit allen Mitjuden der Welt geistig in Verbindung.

So formalistisch und rituell die jüdische Religion in bestimmten Teilen daher durch ihre Gesamtentwicklung geworden ist, durch die nie abgeschlossene, dem Leben offene Problematik, die sich im Talmud und seiner Interpretation niederschlägt, bleibt sie lebendig und in höchst widerspruchsvoller Weise für die Gläubigen ein nie versiegender Quell. — Das ist ein Versuch der Verständigung über die spezifische geistige Dynamik, in deren Rahmen das Judentum sich weiter fortbewegt.

Wie nehmen sich von dieser Deutungsunterlage her die verschiedenen Perioden aus, von deren Ausstrahlungen allgemeiner Art ich zu sprechen habe?

Epoche bis 800: Mohammedanismus, Chasarentum. Es ist merkwürdig, wieviel Werbekraft das doch reichlich eingekapselte und exklusive Judentum durch die Jahrhunderte n. Chr. zum mindesten in dem spätantiken Osten entwickelt hat. Hier in diesem Osten hatte sich vor den Verfolgungen durch die spätrömischen Herrscher, vor allem in Mesopotamien, jene starke jüdische Bevölkerungs- und Geistesverdichtung vollzogen, welche zusammen mit einer gewissen Literaturblüte die angedeutete Ausbildung des mesopotamischen Talmud trug, von der wir sprachen. Hier in Mesopotamien hat diese Entwicklung, wenngleich etwas abgeschwächt durch sassanidische Herrscher, diese Zeit durchgestanden. In diesem spätantiken Osten, wo sogar im ersten Jahrhundert n. Chr. die Beherrscher des oberen Tigris, die Fürsten von Adiabene, zum Judentum übergetreten waren, muß, vor allem seit der christlich gewordene Westen das Judentum bei sich drangsalierte, auch eine jüdische Expansion weiter nach dem Osten und Norden stattgefunden haben. Juden hatten sich seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. auf der Halbinsel Krim angesiedelt. Sie erhielten später soviel Zuzug, daß im 8. Jahrhundert Phanagoria, die dortige Handelsmetropole, als jüdische Stadt bezeichnet wird. Und zu Beginn des 9. Jahrhunderts tritt der die Ukraine besiedelnde Stamm der Chasaren, offenbar im wesentlichen geschlossen, zum Judentum über.

Wenn das auch nur eine geschichtliche Arabeske geblieben ist, steht doch fest: dieser Staat hat 200 Jahre existiert, ehe er in den letzten seiner Reste auf der Krim von den warägischen Rjurikiden von ihrem Zentrum Kiew aus ganz unterworfen und dann christianisiert worden ist. — Es ist die Zeit, als Juda ha Levi (1075 - 1147), der große jüdische sephardische Hymnendichter des islamisch-jüdischen Raums, von Spanien her in seinem philosophischen Werk Al Chasari die eben untergehenden Chasaren über ganz Europa hin zu begrüßen versuchte (Roth, a. a. O. S. 217, 318 und 338/39).

Diese Chasaren-Episode illustriert wohl am besten die starke Ausstrahlung, welche die Juden in der Spätantike von deren Osten her zu vollziehen vermochten.

Die Entstehung des Mohammedanismus freilich, des weltgeschichtlich größten religiösen Kontaktresultats mit dem Judentum, das dann die nächste Epoche einleitet, hängt wohl mit dieser Ausbreitung nach Osten zusammen, ist in ihrem Verhältnis zum Judentum aber doch komplizierter.

Es muß ein Wort der Skizzierung genügen. Der arabische Hochlandklotz, der, wahrscheinlich in einem gewissen Abstand, seit dem Ende der Eiszeit, genau wie etwas später Hochasien, einem langsamen Austrocknungsprozeß unterlag und dadurch die Tendenz hatte, Bevölkerung, überwiegend natürlich nomadische, abzustößen, hatte in den letzten Monaten vor Christi Geburt eine Wanderungs- und Sprachausstrahlung von seinem Norden her vollbracht, die das Aramäische über Mesopotamien, Syrien und Palästina hin überall zur lingua franca erhob. Auch die religiösen Texte der Juden waren infolgedessen seitdem zum Teil aramäisch geschrieben. Offenbar war nun etwa 500 n. Chr. wieder ein Zustand erreicht, der zu einem Nordausbruch drängte, zumal es den Arabern des alten fruchtbaren Südwestens (Yemen) ebenfalls schlechter zu gehen anfang. Im Innern von Nomadenfürstentümern mit wechselnden Weideplätzen gefüllt, muß man sich diesen ganzen Rand als ein uraltes Handelsstraßengebiet vorstellen, das nicht nur zum Mittelmeer in den afrikanischen Süden führte, sondern im Osten auch in asiatische Bezirke.

Das hieß nun für die Araber in der neuen Periode geistig zweierlei: erstens schob sich durch die von allen Seiten in Handels- und sonstigen Verkehr eindringenden religiösen Einflüsse, gewollt oder ungewollt, eine Art monotheistische Tendenz über den Geister- und Steinkult, mit dem sie sich bis dahin begnügt hatten. Und zweitens erwuchs ihnen die Möglichkeit, sich speziell filiatiiv an das Judentum oder Christentum anzupassen, ohne vielleicht dabei das eigene Wesen ganz zu verlieren.

Die Genialität Mohammeds beruht auf Ausschöpfung dieser so gebotenen Möglichkeiten bei offenbar starken eigenen religiösen Erfahrungen. Er, der Epileptiker, empfand seine Visionen ganz eindeutig als Offenbarungen, die ihm zukamen. Aus diesen Zuständen entstanden bei ihm die Suren des späteren Koran, will sagen die seiner Ansicht nach geoffenbarten Mitteilungen des Koran, die jedesmal eine solche Erleuchtung umreißen, aber um so ausführlicher und eingehender werden, je später diese Erleuchtung erfolgt. Es entsteht für die zunächst noch in Mekka lebenden Anhänger eine fast mit der Familiengemeinschaft identische Gefolgschaft, in Gestalt einer Religion, die sich bewußt monotheistisch, zugleich stark auf das Judentum und Christentum stützt. Allah ist Allah und Mohammed hinter Moses oder Abraham und Jesus sein letzter Prophet. Ich gehe auf die weiteren Eigentümlichkeiten des so entstehenden Islams nicht ein. Historisch hat er sich nach der Flucht Mohammeds nach Medina kämpfend gegen die Sippengemeinschaft von Mekka, die Kuscheiten, durchgesetzt und gewissermaßen durch seinen Sieg Arabien erobert. Ich gehe auch nicht ein auf die eigentümliche Art, wie Mohammed ungeheuer vereinfachend das Judentum und Christentum in seiner Botschaft verwendet und politisch klug gleichzeitig mit der Kaaba, dem zentralen Götzenstein in Mekka, das altmagische Element in diese Religion einbaut, indem er bei den täglichen Gebetsriten diesen zum Mittelpunkt macht, nach dem man geographisch hinschauen muß. Ebenso wenig rede ich von der dieser Religion eigenen Verbin-

4
dung von Ritualismus und Rationalität. Die Rationalität gab zum mindesten das männliche Tribleben ziemlich frei und ließ eine sehr irdisch gedachte Ewigkeit für die den Höllenstrafen Entgangenen im Hintergrunde erscheinen. Ich übergehe natürlich auch die in diese Religion aufgenommene ritualistische Magie, die täglich mehrere Gebete verlangte, und ihre sehr bemerkenswerte Traditionsfortbildung durch die Idschma, den Consensus, den die Ulemas in den Medresen der Moscheen unaufhörlich weiter zu entwickeln vermochten.

Man weiß, diese Religion ist vermöge der Kombination aller dieser Dinge ohne spezifische Propaganda sehr ausbreitungsfähig und innerlich gefestigt geworden bei gleichzeitiger Anpassungsfähigkeit. Die erste Ausbreitung allerdings, die erobermäßig explosiv von Arabien her erfolgte, hat ihre Wurzeln wohl sehr stark, abgesehen von dem arabischen Bevölkerungsdruck, in dem inneren Verfaultsein der zuerst eroberten kleinasiatischen und iranisch-sassanidischen Bezirke. Und sie erhielt die Möglichkeit der Fortsetzung ihrer Eroberung über Nordafrika nach Spanien hin bis zum Gegenschlag Karl Martells bei Tours und Poitiers durch die gleichfalls sehr aufgelockerte politische Qualität aller dieser Gebiete nach der Völkerwanderung.

Für uns ist lediglich interessant: der Islam, der so die zweite große neue Weltreligion des Westens neben dem Christentum wurde, und der sich selbst, wie bemerkt, als eine Fortsetzung von Judentum und Christentum sah, war zunächst weit davon entfernt, vor allem gegen das Judentum tolerant zu sein. Mohammed hat vielmehr den Grund seiner Position in Medina, von der aus er dann den Leuten von Mekka entgegentrat, durch harte Verfolgungen der dortigen starke Teile der Stadt umfassenden Judengemeinden vollzogen.

Und auch weiterhin, in der Zeit der großen Eroberungen, waren Juden wie Christen vorerst nur „geduldet“, ihre Existenz war eigentlich nur durch die Kopfsteuer, die sie zu leisten hatten, und die man nicht vermindern wollte, leidlich gesichert. Jedenfalls von irgend einer tieferen Filiation ist bei dieser Religion nicht bloß gegenüber dem Christentum, vor allem auch gegenüber dem Judentum nicht zu reden. Die Umstände, unter denen sie aufwuchs, ließen das äußere prophetische Taufpatentum der beiden älteren Religionen als zweckmäßig erscheinen. Doch auch das dem Wesen nach lebenspositive Judentum hat gar keine inneren Beziehungen zu dieser, sagen wir einmal, Religiosität eines neuen gottgefälligen Weltgeistes, der erst später über den Sophismus eine eigentliche Vertiefung empfing. Wie das Christentum ist auch das Judentum für die neue Religion im wesentlichen nur der zufällige historische Türöffner gewesen.

Etappe der kulturellen arabisch-jüdischen Koexistenz: Maimonides (um 1200). Die nächste Etappe der jüdischen Ausstrahlung und des Hinausragens des spezifisch Jüdischen ins allgemein Menschliche gipfelt in Maimonides (um 1200) und hat höchst merkwürdigen Charakter. Sie ist eingeschlossen in die große arabische Welteroberung bis 711, die den ganzen alt-antiken Süden einschließlich Spaniens (außer einem kleinen Winkel) in arabische Hände bringt. Sie trägt das Judentum in einer sich anbahnenden sachlichen und geistigen Koexistenz von seinem alten als geistiges Zentrum wesentlich verbliebenen Mesopotamien mit sich fort nach Westen bis nach Cordoba. Sie schafft jene auf der Verwendung der vorgefundenen antiken Zivilisation und Kultur

ruhende schon im 9. Jahrhundert n. Chr. einsetzende frühe islamische kulturelle Blüte, die in dieser Zeit unter anderem den universell gewordenen und bis heute universell gebliebenen islamischen Baustil entstehen läßt. Sie läßt gleichzeitig eine auf der nun rezipierten Antike basierende eigene arabische Wissenschaft entstehen, die, allgemein gesehen, gegenüber dem spätantiken Neuplatonismus und Gnostizismus ein realistisches Zurückgreifen auf Aristoteles darstellt, angefangen bei seiner Physik bis zu seiner Metaphysik und wesentliche eigene Disziplinen von der Astronomie über die Medizin bis zu der etwas alchimistisch eingekleideten Chemie, die aber mit Experimenten arbeitet, entwickelt. Kurz, sie läßt von den realistischen, gleichzeitig aber auch mathematisch logischen Grundlagen her eine erste Wiedergeburt und eine, wenn auch bescheidene, Fortbildung der Antike erwachsen. Und sie erlaubt, dem zu geistiger Koexistenz zugelassenen Judentum eine Mithilfe dabei und zugleich eine Fortbildung zu selbständigen Zielen.

Dies alles zentrierte sich zunächst um das unter den Abassiden unmittelbar mächtig werdende Bagdad. Es bettet sich dann aber ein in die rasch einsetzende selbständige Entwicklung der Teile des arabischen Ganzen. Wobei neben dem ausgleichend in der Mitte stehenden Ägypten das geistige Schwergewicht nach Spanien und dort vor allem nach dem immer omajjadisch und selbständig gebliebenen Cordoba hinwandert.

Ich gehe hier nicht ein auf die bekannte allgemeine, vor allem in der Vermittlung und Verwertung eines vollständigen Aristoteles liegende Entfaltung dieser ersten arabischen geistigen Blüteperiode, die dann auf die abendländische Hochscholastik der etwas späteren Zeit wesentlich eingewirkt hat.

Diese Blüte selbst ist kurz gewesen. Sie hatte, außer in Persien, wohl schon am Beginn des 12. Jahrhunderts ihren Höhepunkt überschritten, also ehe weithin der mongolische Einbruch des 13. Jahrhunderts so vieles verschüttete. — Aber Spanien hatte dabei, und das Judentum in ihm, ein ganz besonderes Schicksal, ein Schicksal, was das Judentum angeht, gemischt aus Glanz und Schmerz, wie es offenbar diesem Volk eigentümlich sein sollte, an dessen Ende aber dann hier wie eine ragende Gestalt *Maimonides* internationale Bedeutung erlangte.

In dem omajjadischen Cordoba gelangten schon im 10. Jahrhundert große jüdische Ärzte, die zugleich Lateiniker waren, zu entscheidendem politischem Einfluß. (Ich denke an Hasdai-ibn Schabrut 917 - 975.) Als dann 40 Jahre nach Hasdais Tod Cordoba von den fanatisch puritanischen Berbern erobert und purifiziert ward, zerstreute sich das dort vorhandene Judentum über ganz Spanien und kam in den kleinen Fürstentümern, die entstanden, fast überall zu recht entscheidenden Positionen. Das war eine Gnadenfrist. Im Übrigen mußten, um der Ausdehnung des an den Pyrenäen liegenden spanisch-christlichen Machtstreifens, der sich über Castilien auszudehnen suchte, Paroli zu bieten, die mohammedanischen Andalusier, die wegen ihres Purismus so gefürchteten Berberstämme (Almoragen) wieder ins Land rufen. Und seit 1172 lag ein geistiges Leichentuch über dem ganzen mohammedanisch orthodox gewordenen Lande.

In der Zeit Hasdais aber hatte sich eine hochstehende, humanistisch jüdische Literatur in diesem Spanien entwickelt. Sie hatte den Höhepunkt in der Person Juda ha Levis (1075 - 1140) gefunden, dessen Hymnen auf Jerusalem

heute noch im Gottesdienst der sephardischen Juden eine privilegierte Stellung genießen. Und während gleichzeitig nördlich der Alpen die antisemitischen Kreuzzugsmetzeleien tobten, hat das in größter Gefahr schwebende Judentum gerade dieser Periode sich geistig weiterentwickelt. Allerdings im Gefühl der Verzweiflung und des drohenden Untergangs und vielfach um den Preis der Annahme eines Scheinmohammedanismus.

Da der Islam, wenn er auch öffentlich gemeinsame Gottesdienste in dieser seiner verkappten Form unmöglich machte, sich doch in die persönliche Devotion in den Wohnungen nicht einmischte, ward so offenbar eine innerlich und äußerlich äußerst heikle Situation heraufgeführt, in der die von Zweifeln gepeinigten jüdischen Massen Stützung und Aufrichtung brauchten. Es ist wieder ein Zeichen für den unzerbrechlichen Genius des jüdischen Volks, daß ihm in Maimonides in dieser Lage eine Persönlichkeit erstand, die diese Rettung geistig zu vollziehen vermochte und dabei über das Judentum hinaus ins allgemein menschlich Objektive hinauswuchs.

Um es kurz anzudeuten: Persönlich machte Moses ben Maimon alle Schwankungen und Gefährdungen durch, welche die Zeit auf das gequälte Volk legte. Geboren 1135 in Cordoba als Sproß einer angesehenen Rabbinerfamilie, die glaubte ihren Ursprung bis zu den Davididen zurückverfolgen zu können, mußte er mit seinem Vater und dessen Familie, insbesondere seinem geliebten Bruder, seit 1149 auf Wanderschaft gehen. Nach 10 Jahren ist die erste nachweisbare Wanderstation Fez, wo aber, da auch hier das Almoragentum herrschte, auf die Dauer kein Bleiben war. Und als man endlich dann in dem zwar politisch nicht ruhigen, aber gegen die Juden toleranten Ägypten landete, hatten sich Vater und Sohn Maimonides schon zur geistigen Hilfsaktion für ihre Stammesgenossen entschlossen. Der Sohn wie der Vater in Trostbriefen an die gesamte Judenschaft, in denen sie ein verkapptes Islamitentum, wie die Dinge lagen, für berechtigt erklärten.

Der Sohn ging alsbald weiter. So wie er gegenüber der seelischen Not des Volkes aktiv war, wollte er auch geistig helfend in die Verfolgungen eingreifen. Er tat das, indem er sich schon auf der Wanderschaft daran machte, die in Gedankenverstricktheit versunkene *Mischnah* des zweiten Jahrhunderts n. Chr. durch einen logisch gegliederten Kommentar wieder zugänglich zu machen. Alsbald aber sah er, daß man den ganzen religiösen Lebensstoff, der bis zur Thora und über sie hinaus angewachsen war, einer systematischen Umgießung mit logischen Untergliederungen unterziehen mußte, um ihn als Halt für das Dasein unbezweifelbar zugänglich zu machen. Er machte sich also alsbald an diese Arbeit, die ein ungeheures Material in Ordnung zu bringen hatte, und schuf innerhalb von 10 Jahren die sog. *Mischnah Thora* (Wiederbelebung der Gesetzgebung), die er 1180 zum Abschluß zu bringen vermochte. Diese Kodifikation — so kann man es ja wohl nennen — die er vornahm, verbreitete sich riesenschnell und ist als Ergänzung der Bibel, der *Mischnah* und der Thora, eins der jüdischen Grundbücher geworden.

Maimonides selbst aber wuchs weiter. Schicksalsschläge trafen ihn, wie der Untergang des Bruders zur See mit wahrscheinlich seinem ganzen Vermögen. Er selbst, gänzlich verarmt, mußte sich durch ärztliche Tätigkeit sein Leben verdienen. Wie alles, was er anfang, gelang das, und er stand als Arzt binnen kurzem dem Hof des judenfreundlichen Saladin nahe. Er wurde Nagib

(ägyptischer Exilarch) der Juden und hatte seitdem in seinem Leben keinen Tag mehr frei. Aber er brachte es trotzdem fertig, noch auf einer zweiten höheren Ebene zu existieren und zu produzieren. In einer wohl für niemand äußerlich erkennbaren Schwermutskrise wandelte und festigte er seine philosophischen Anschauungen, die in seinen jungen Jahren anscheinend eine averroistisch optimistische Färbung hatten. Jetzt drang er durch bis zu einem logisch kontrollierten Erkenntnisverzicht, der die letzten Dinge dem prophetischen Glauben überließ, wenn auch das All in einer spekulativ transzendenten Weltsicht mit Emanation des Höheren in das Niedere gegliedert wurde. Glauben und logisch intellektuelle Weltsynthese waren für ihn damit auf denselben Nenner gebracht, ohne daß noch irgend welcher optimistische Anthropomorphismus sich einmischen konnte.

Auf Bitten eines begeisterten jungen Freundes arbeitete er das aus, und nannte es *Moreh Nebuchin* (Führer der Verirrten). Durch dieses Buch, das in hebräischen Lettern arabisch geschrieben wurde, ist er zum Mitunterbauer der zweiten Periode der europäisch-abendländischen Hochscholastik geworden. Angefangen von Alexander von Halys über Albertus Magnus bis zu Thomas von Aquin und darüber hinaus. Ich vermag nicht nachzuprüfen, wie weit man seine von jüdischen Gelehrten (Guttmann u. a.) nachgewiesenen Einflüsse auf die Scholastik vielleicht im einzelnen etwas übersteigert gesehen hat. In jedem Fall: die von ihm unternommene, auf einem emanativ ergänzten Aristotelismus ruhende sphären-gegliederte Analyse des Alls, die als Krönung an der höchsten Stelle nicht mehr die hier nicht zulängliche Vernunft, sondern die als Prophetie gefühlte alttestamentarische Glaubensform aufweist, hat etwas dem Aufbau der Summa des Albertus Magnus und des Thomas von Aquin mit ihrer Verbindung des Reichs der Natur und des Reichs der Gnade innerlich — die Konfessionsunterschiede in Betracht gezogen — durchaus Paralleles. Und sie hat, ganz offenbar, im Einzelnen und im Ganzen bei dem großen synthetischen Aufbau der abendländischen Hochscholastik ergänzend mitgewirkt.

So besteht die Paradoxie: Während das Christentum im Abendland das Judentum verfolgte und drangsalierte, nahm gleichzeitig die große abendländische Religionsphilosophie des Mittelalters für ihren Aufbau wesentliche Beiträge von ebendiesem Judentum an, indem sie einer über das Judentum selbst hinausragenden großen objektiv menschlichen Erscheinung, die selbst auf der schlimmsten Strecke des jüdischen Passionswegs sich aufgerichtet hat, sachlich die Hand gereicht hat.

Es mußte für das Thema „Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte“ der Versuch gemacht werden, diesen der gewöhnlichen Logik nicht ohne weiteres selbstverständlichen Vorgang in seiner konkreten Erscheinung zum Bewußtsein zu bringen. Denn man darf nicht vergessen, die mittelalterliche Hochscholastik in Gestalt des Thomismus, die hier also mit dem verfemten Judentum sachliche Berührung hat, ist noch heute die offizielle Religionsphilosophie der abendländischen katholischen Kirche.

Spinoza. Benedict de Spinoza schrieb sein Hauptwerk, die logisch-pantheistische Ethik, lateinisch. Sie, deren Inhalt während seines Lebens nur einem kleinen Kreis vertraut war, ist erst nach seinem Tode 1677 erschienen. Der

heute in die Philosophiegeschichte als geistiger Schüler von Descartes und Vorbereiter von Leibniz eingegangene Pantheist, der zunächst fast durchgängig von seiner noch so stark konfessionsgebundenen Zeit abgelehnt wurde, hat seinen Platz als einer der Klassiker der abendländischen neuzeitlichen Seins- und Daseinsinterpretation erst etwa ein Jahrhundert nach seinem Tode erhalten, kurz vor der Zeit, als er auf Goethe so gewirkt hat, daß dieser in „Wahrheit und Dichtung“ sagt, er erinnere sich gar wohl, welche „Beruhigung und Klarheit auf ihn gekommen, als er einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblätterte.“

Wenn man Spinoza, wie *wir* es tun müssen, verstehen will als einen jüdischen Beitrag zur allgemeinen geistigen Geschichte und ihn dabei aus seiner Zeit und dessen Judentum herauswachsend sieht, so enthüllt sich jener in einem bestimmten Sinn kalmierende Pantheismus seines Hauptwerks als das gewissermaßen geheim gehaltene Produkt eines in die Nöte der eigenen Zeit eingestellten und in ihnen tapfer wenn auch zurückgezogen tätig gewesenem Lebens.

Vom Judentum und von der allgemeinen Geschichte her gesehen, spannt sich ein Bogen durch mehr als 400 Jahre von Maimonides her hin zu ihm. Und es kann seine Gestalt und seine Bedeutung nur von diesem Hintergrund her voll gesehen werden.

Das heißt: man muß sich kurz der Stadien der durch alle diese Jahrhunderte fortgehenden Passionsgeschichte der Juden erinnern. Zunächst jenes europäischen Spätmittelalters, in dem 1290 eine radikale Austreibung aller Juden aus England erfolgte, nach schweren Massakern weniger als 50 Jahre später (1329) aus Frankreich; während in Deutschland nur seine partikularistische Zerlegtheit generelle Maßnahmen verhindert hat, im Zusammenhang mit der Pest und dem Schwarzen Tod um 1348 aber die schwersten Judenmetzeleien grassierten.

Man hat hinter all dem vor allem an zwei Dinge sich zu erinnern: einmal dies: Nach der Erleichterung, welche Reformation und Renaissance gebracht hatten, haben die Konfessionalisierungen der Zeit der Gegenreformation zwar nicht mehr zur Wiederholung des Massenmords und der Gesamtaustreibung geführt, wohl aber, gleichgültig ob katholische oder evangelische Bezirke in Frage kommen, zur vollständigen Einsperrung der Juden ins Ghetto. Eine Lage, die wenigstens grundsätzlich durch die weiteren Jahrhunderte bestehen blieb.

Eine besondere Note vertritt Spanien und die Rolle, die die Spaniolen bestraf. In einem allmählich durch Verdrängung des Islams christlich werdenden Spanien hatte sich zunächst beim christlich-kastilischen Königtum ein gebildetes und zum Teil wohlhabendes Judentum ausgebildet, das von den fanatischen Almoragen aus dem übrigen Spanien verdrängt war, und das von den ersten kastilischen Fürsten zum Teil sogar in einflußreiche Stellungen (etwa Finanzverwaltung) gebracht worden war. — Dann aber kam „das jüdische Schicksal“! Und hier in der ganz besonderen Form, daß man hinter Massenmetzeleien zu Zwangstaufen im Großen schritt. Dabei hat offenbar die Stellungnahme des Maimonides betreff der Scheineingliederung eine Rolle für das jüdische Verhalten gespielt. Jedenfalls geben alle jüdischen Historiker zu, daß zum erstenmal viele Tausende zwangsbekehrte Juden entstanden (sog. Maran-

nen zu deutsch Schwein). 1492 erging dann von Isabella und Ferdinand, in der Alhambra unterzeichnet, das berühmte Edikt, das die Vertreibung aller Juden aus Spanien verfügte, wobei ziemlich gleichzeitig die Inquisition eingeführt wurde, die für Marannen eine besonders gefährliche Sache darstellte. Trotz des natürlichen Sich-Ausbreitens der Scheineingliederung wird die Zahl der das Land daraufhin Verlassenden auf mindestens 150 000 geschätzt. Sie verließen zum Teil in großen Zügen mit Musikbegleitung das Land nach Osten.

Um Spinoza geschichtlich richtig einzugliedern, muß man dies alles als seinen, nur ein paar Generationen zurückliegenden, Hintergrund sehen. Der Strom der Ausgetriebenen suchte neben dem Weg in die Levante, wo die Osmanen damals Aufnahme boten, den in die mit Spanien in Konflikt stehenden Niederlande, die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts im Innern auf ständischen Freiheitsgrundsätzen fußend, zu jener unwahrscheinlich großen Handels- und Kolonialmacht aufwuchsen.

Das Ringen und die Konkurrenz der religiösen Denominationen ward in den Niederlanden erstmals in der abendländischen Welt nicht durch Vergewaltigungen, sondern durch Aushandeln von Toleranzkonzessionen zu ertragen gesucht. Hier entstand in und um Amsterdam das damalige nordalpine Dorado der Juden, dem sie als wirtschaftliche Gabe vor allem die Glas- und Diamantschleiferei zum Entgelt mitbrachten.

Man darf das Resultat zum mindesten noch für die Zeit Spinozas sich nicht allzu sehr als Entstehen einer Freiheitsinsel im modernen Sinne vorstellen. Die Konfessionen haderten weiter. Und auch die Juden, die wohl in den verschiedenen Ortschaften ziemlich zusammengesiedelt waren, gliederten sich um ihre Religion und ihren Brauch.

In dies Milieu hinein ward Spinoza 1632 geboren als Sohn eines aus Portugal eingewanderten spaniolischen Kaufmanns. In dieser Situation hat er als erster im übrigen ausgeprägt fromm bleibender Großer vom Judentum konfessionell sich innerlich losgelöst (die äußere Lösung ging von der jüdischen Gemeinde aus, die ihn austieß); und er hat gleichzeitig versucht, den konfessionellen Hader überhaupt zu überbrücken, vor allem dadurch, daß er zur Bibelkritik aufrief. Das zu seinen Lebzeiten publizierte größte Werk, „Der theologisch-politische Traktat“, mit dem er derart beruhigend in die konfessionellen Streitigkeiten einzugreifen suchte, ist, genau hingesehen, inhaltlich im wesentlichen nichts anderes als ein mit den damaligen Mitteln vorgenommenes In-Beziehung-Setzen der einzelnen Teile der Bibel zu ihrem historischen Ursprung, ihre Deutung von daher mit der Schlußaufforderung zu freiem Urteil. Die Wirkung dieses Werks, das auch wieder seiner Zeit um ein Jahrhundert vorauslief, war so negativ, daß er sein eigentliches positives Lebenswerk, die ganz außerkonfessionelle pantheistische Ethik sein ganzes Leben zurückhielt, unaufhörlich an ihr verbessernd..

Diese Ethik war und ist unzweifelhaft wohl weitgehend auch esoterisch, d. h. vor allem für diejenigen gedacht, die tiefer begreifen. Und dem ist hinzuzufügen: nur jemand, der nicht vom Christentum kam, der auf der anderen Seite des Talmud überdrüssig war, aber die logisch nüchterne monumentale Art des Maimonides zu verwenden gelernt hatte, konnte dieses völlig isoliert dastehende Werk schaffen, das carthesianischen Intellektualismus mit Giordano Brunos Unendlichkeitsweite zu verbinden versucht. Gott gleich der endlosen

Substanz und die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit sein Wesen, das in jedem ihrer Teile bei richtigem Erkennen seine Unendlichkeit zeigt. Dies streng logisch im Einzelnen deduziert, bedeutet, ob man dabei sein Genüge findet oder nicht, auch wieder eine von Spinoza offenbar bewußt zurückgehaltene Position, die eben erst in die die Konfessionen lösende Periode, in die Positionen des Aufklärungsjahrhunderts, paßte.

Will man aber das überkonfessionelle Erfassen des Daseins, das in diesem Jahrhundert eintrat, als eine vielleicht den Intellekt etwas überschätzende, aber als eine große Stufe abendländischer Entwicklung nicht preisgeben, so ist Spinoza unzweifelhaft ihr erster entscheidender Vorreiter gewesen. Und es mindert seine Größe nicht, daß man bei ihm überall die Art der Hochscholastik des Maimonides noch zu spüren vermeint. Er ist eben, wie Ludwig Feuerbach es ausgedrückt hat, der erste große abendländische Theologe ohne Theologie.

Polen und der Chassidismus. Als fünfte und letzte Etappe der jüdischen Pariaexistenz wäre Polen, das Schicksal der Juden dort zu besprechen und zugleich der Chassidismus. Aber so wichtig für das Geschick der Juden selbst der Chassidismus sowie ihr Aufstieg und tragischer Absturz in Polen sind, muß ich mir trotz der feinen und eindrucksvollen Vermittlung der chassidistischen Legenden durch Martin Buber ein näheres Eingehen auf diesen und seinen Lebens- und Geschichtshintergrund in Polen als das Thema sprengend versagen. Es muß für den Abschluß der jüdischen Pariageschichte genügen zu sagen: Polen war von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts das große östliche Asyl in den schweren damaligen Zeiten des Judentums im übrigen Europa. Es hat ihnen, als dessen Begründern für die mittleren Schichten Menschen fehlten, das Litauen mitumfassende Jagellonenreich mit Bewußtsein neben den gleichzeitig herangezogenen deutschen Handwerkern vor allem im Handel, im Geldwesen und in der Steuerverwaltung damals einträgliche Stellungen geschaffen und ihnen durch aufeinanderfolgende Dekrete eine gesicherte Selbstverwaltung gegeben. Und das eingewanderte Judentum hat durch Synagogen, Talmudstudien und anschließende Diskussionen insofern etwas für es selbst Besonderes dort geleistet, als es ein gebildetes jüdisches Laientum, ein Intellektuellentum, das ihm derart sonst abging, in sich wachsen ließ.

Als dann mit dem Losbrechen zuerst der Kosaken und dann mit dem Eingreifen des Zarentums nach schrecklichen Metzeleien und späteren unaufhörlichen Ritualmordprozessen, die dort bis ins 19. Jahrhundert sich fortsetzende ausgedehnte Ghettoexistenz entstand, war es dieses jiddisch-deutsch sprechende Judentum, das den „Geist“ und zwar einen ganz besonderen Geist nicht erlöschen ließ. Die jüdische *Mystik*, die es neben dem offiziellen Gesetzesjudentum schon seit dem 7. bis 9. Jahrhundert gab (niedergeschlagen im „Buch der Schöpfungen“), und dann im 12. Jahrhundert in Palästina im „Buch Sohar“ umrankte die uralten, in der „Kabbala“ seit dieser Zeit wirksamen neuplatonischen und gnostischen Emanationsideen. Es schloß sich in Etappen, die uns hier nicht angehen, eine eigentümliche Lehre der Metempsychose an, die an Seelenverbindungen glaubte, durch die man dem Nächsten zu helfen vermag. Und hier gliedert sich der in Polen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts begründete Chassidismus an, der deswegen in diesem Ansatz doch nicht

ganz unerwähnt bleiben darf, weil er ausgreifend panentheistisch, für die Atmosphäre des 18. Jahrhunderts charakteristisch erklären konnte, „Gott sei in jedem Ding als sein Urwesen, und es gebe eine Mystik der *Freude* und nicht der Askese, in der man sich und seine Mitmenschen mit ihm zu vereinigen und zu erlösen vermöchte.“ Diese Lehre, die zeitweise eine Volksbewegung von Millionen schuf, die in der Ukraine in wirklich kümmerlichen Verhältnissen diesen vielleicht sehr einfachen aber doch sehr tapferen Lebenspositivismus getragen hat, hat mit dem rigorosen Ethizismus des alten Judentums augenscheinlich nicht mehr viel Berührung. Aber als eine in der Zeit der Aufklärung Gewicht besitzende jüdische Lebensäußerung ist sie immerhin menschheitsgeschichtlich bedeutsam.

Emanzipation und geistige Explosion

Wer sich ein Bild zu machen sucht von der Art, in der die Emanzipation der Juden, die Aufhebung oder Auflösung ihrer Paria- und Ghettoexistenz seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gewirkt hat, steht heute etwa 150 Jahre nach dem Beginn der Emanzipation vor einer merkwürdigen, komplizierten Summe von Erscheinungen.

Eine Seite dieser Erscheinungen ist, daß die Emanzipation und zwar in steigendem Grade gewirkt hat wie die Öffnung eines Schlauchs, der voll war von angestauten geistigen Kräften, und daß daraus eine Produktivitätsexplosion außerordentlichen Ausmaßes erfolgt ist. In der Art, daß die jüdischen Beiträge zur allgemeinen geistigen Geschichte nunmehr tatsächlich wieder wie am Ende der Spätantike den allgemeinen Geschichtsfortgang vom Geistigen her wirklich mitumgestalten.

Eine weitere Seite ist, daß im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in gewissen Teilen des Abendlandes, die sich für die gesunde Absorption der jüdischen Produktivität nicht stark genug fühlten, vor allem in Deutschland eine Reaktion gegen sie eingesetzt hat, die im deutschen Nazismus schließlich zu der größten Abschachtung von Juden geführt hat, welche die Geschichte kennt.

Drittens ist im Judentum selbst eine Besinnung auf sein altes Eigenleben eingetreten und auf die alte Heimat Palästina, eine Besinnung, die in dem letzten Jahrzehnt praktisch politischen Erfolg hatte, und dort zu einem tatsächlichen sachlichen und politischen Neuaufbau geführt hat.

Der große Vorgang der jüdischen Leistungssteigerung mit der Emanzipation muß für die Umreißung seiner gesamtgeschichtlichen Bedeutung natürlich eingestellt werden negativ in die Tatsachen der schauerlichen nazistischen Reaktion, wie positiv in den angedeuteten zionistischen Aufstieg.

Wir hier haben es bei der Frage des menschheitlichen Beitrags zu tun mit jenem ersten Phänomen der jüdischen Produktivitätsexpansion in den 150 Jahren seit der beginnenden Emanzipation.

Man kann diese außerordentliche Produktivitätsausweitung vielleicht geistig zu bewältigen suchen, indem man sich fragt, welche Teile von ihr sind menschlich daseinsumwälzend geworden, welchen Teilen kann man gerecht werden, wenn man sie als Nüancierungen des allgemeinen geistigen und sozialen Daseinsstromes betrachtet.

Ich setze hier überall die allgemeine Kenntnis des Tatsächlichen voraus und

versuche, ihm nur gruppierend einen einigermaßen zutreffenden Beleuchtungsakzent zu geben.

Zunächst was die eigentlich *revolutionierenden* Ausstrahlungen angeht: ich nenne hier die Namen Marx, Bergson, Freud und Einstein.

Niemand kann im Zweifel sein, daß in der genannten Beziehung Karl Marx derjenige ist, von dem die größte äußere und innere Lebensumwälzung ausging. Gewiß ist der Marxismus erst durch die praktischen Folgerungen, die Lenin ihm gegeben hat, zu jener Macht geworden, die, wo zur Herrschaft gelangt, die ganze bisherige vom Abendland her beeinflusste Geschichte negiert und umgewälzt hat. Er hat sie nach seiner Meinung als auf einem falschen Bewußtsein ruhend, will sagen auf einer Selbsttäuschung fußend, „entlarvt“. Sie meine zu Humanität und Freiheit zu führen, während ihr verkappter Inhalt kapitalistische Sklaverei sei.

Wohl ist erst durch die Leninsche Lehre und Praxis auf dieser Grundlage die heutige Abspaltung eines gewaltigen Teils des Globus von dem übrigen menschlichen Entwicklungsgange erfolgt, und man hat erst seitdem dort die Geschichte unter Zerstörung alles historisch Gewordenen völlig neu anzufangen versucht. Wobei man den seit 150 Jahren im Abbau befindlichen Glaubenszwang wieder eingeführt hat und den übrigen Globus unter fortgesetzte, davon ausgehende revolutionierende Propagandawirkung stellt.

Das alles steht nicht bei Marx, der gewiß revolutionär, aber zugleich evolutiv gedacht hat und seine Diktatur des Proletariats ganz bestimmt nur als ein kurzes Übergangsstadium konzipierte.

Aber Marx wird trotzdem gutgläubig vom heutigen Weltkommunismus interpretierend für die von ihm vorgenommene Fortbildung in Anspruch genommen. Und es würde einer schwierigen Interpretation, die hier nicht vorgenommen werden kann, bedürfen, um den vorleninischen Marx auch nur ungefähr wieder herauszuschälen und das an wissenschaftlicher Leistung herauszustellen, was von unanfechtbarer Qualität ist. Bei der eminenten allgemeinen Bedeutung seiner ideellen Position und seiner dialektischen Methode kann auch der Nichtmarxist und Nichtmaterialist diese unanfechtbare Bedeutung jedenfalls nicht beschränken auf die unzweifelhaft vorhandene Begründung der Soziologie und seine Analyse der sozialstrukturellen kapitalistischen Evolution als deren Zentrum.

Die fruchtbare Fragestellung für eine möglichst objektive Eingliederung seiner geschichtlichen Bedeutung scheint mir deshalb zu dem Problem zu führen, inwiefern das Fortgebildetwerden des Marxismus zu seinem gegenwartsgeschichtlichen Umwälzungseinfluß, will sagen zur heutigen marxistisch-leninistischen Vorstellungswelt *allgemeinere* Wurzeln hat, die auf ein breiteres und tieferes Fundiertsein des Marxismus-Leninismus als gemeinhin zugegeben wird, weisen. Es handelt sich dabei um das Abgebautwerden des reinen Determinismus, der auch im Gewande der dialektischen Evolution für Marx selbst geistig bindend war und um deren Ersetztwerden durch einen voluntaristischen Avantgardismus, mit dem der von Lenin geschaffene Weltbolschewismus in Wahrheit arbeitet.

Die allgemeine Philosophie, aus deren Ambiente dieser Avantgardismus allein erwachsen konnte, ist die Henry Bergsons. Die entscheidenden Lehren sind die vom *élan vital* und der *évolution créatrice*. Hier liegt die allge-

meine Wurzel des Leninistischen im heutigen Marx-Engels-Lenin-Glauben. Und das Interessante ist also, daß die gesamte nachmarxistische Fortbildung des Marxismus danach vor allem von der zweiten großen Produktivitätsquelle stammt, die ich eingangs nannte, aus dem philosophischen Voluntarismus von Henry Bergson.

Es ist wahrhaftig nicht meine Absicht, mit dem Gesagten marxistisch-leninistische Propaganda zu unterstützen. Aber die einfachste Beleuchtung der geschichtlichen Zäsur, vor der wir mit dem heutigen Weltkommunismus stehen, macht diese Konstatierung unter dem Gesichtspunkt unserer Frage nach der Weltbedeutung des Judentums nötig.

Dabei haftet natürlich weder dem Marxismus noch dem Bergsonschen Avantgardismus in Bezug auf ihre sachliche Qualität von diesem ihrem Ursprung oder ihrer Wirkung her etwas innerlich Entstellendes an. Das Besondere ist, daß der radikale Mut, genauer der Extremismus, für beide *da* war. Marx war in seiner Jugend ein Feuerkopf, der idealistische Philosophie trieb und, früh verlobt, leidenschaftliche Liebesgedichte gemacht hat. Und in der Bergsonschen Philosophie ist entscheidend etwas Geistiges. Sie ist durchaus idealistisch. Die Materie ist für sie nur gewissermaßen der Rückstand des aufquellenden *élan vital*, der die eigentliche Daseinsentität darstellt. Hier und bei Marx liegen große Beispiele vor für die ganz komplexe Natur der lebensmäßig grundlegend wirkenden Phänomene, die man für ihre allgemeine Charakterisierung gezwungen ist, an bestimmte Namen zu knüpfen.

Komplex und in mancher Beziehung paradox ist auch die Umwälzungsbedeutung der beiden anderen Großen, durch die das Judentum dieser 150jährigen Explosionsperiode in das Weltgeschehen eingegriffen hat: Albert Einstein und Sigmund Freud. Der wohl am meisten umstrittene, nämlich *Freud*, mag manche von ihm analysierten Phänomene in seiner ersten Entdeckerfreude etwas zu vereinfachend positivistisch unter den Gesichtspunkt seiner psychoanalytischen Deutungen gestellt haben. Tatsache bleibt, daß er durch eben diese Deutungen erstmals ein ganz großes Gebiet, das des Unterbewußten und Unbewußten, in klärender Formung in unser Selbstbewußtsein eingefügt hat. Und die Kategorien, in denen er dieses Unbewußte gesehen hat, etwa Trauma, Komplex, Verdrängung, Sublimierung, um nur die alleralltäglichsten zu nennen, sind heute unentbehrlicher Teil der menschlichen Selbstsicht geworden. Während gleichzeitig die Ergänzung der ärztlichen Praxis durch die Psychoanalyse, global gesehen, ein großes Feld einnimmt. Das ist festzustellen, unabhängig von der Beurteilung oder richtiger Verurteilung, die diese Therapie noch immer von hervorragenden Denkern erfährt.

Diese Diskrepanz zwischen Bewertung des Umwälzungseffekts und der Tatsächlichkeit der Umwälzungsgröße trifft in gewissem Grade sogar zu für den neben Marx wohl größten dieser geistigen Revolutionäre. Es hat bedeutende Physiker gegeben, die sich an die durch die Einsteinschen Entdeckungen und Entdeckungsdeutungen bedingte grundlegende Umwälzung der modernen Physik und ihres Weltbilds nicht zu gewöhnen vermochten.

Man kann gewiß zweifeln, ob der aus der Einsteinschen Lehre für das menschliche Existenzgefühl sich ergebende Effekt und sein neues Weltbild dem Einschnitt, den hier Kopernikus oder Kepler bedeuten, gleichgestellt werden können. Die Kopernikanisch-Keplersche Entdeckung wälzte unmittel-

bar die üblichen Anschauungen der gesehenen Welt um. Die Einsteinsche Welterfassung mag mathematisch begrifflich in einer einzigen Weltformel münden. Diese Weltformel ebenso wie die Relativitätstheorie sagt nichts direkt anschaulich *Erfahrbares* aus. Und die Einsteinschen Relativierungen der Zeit- und Raumvorstellungen mögen manches von dem außer Kraft setzen, das uns seit Kant als Grundkategorien unseres anschaulichen Denkens vertraut ist. Wenn auch grade Kant die Aporien, die unsere heutigen Raum- und Zeitvorstellungen in sich enthalten, durch Hinweise auf ihre nicht volle Vollziehbarkeit klar gemacht hat. Für die Daseinsgrunderfahrung wären diese großen Anschauungskategorien nur außer Kraft zu setzen durch eine andere unmittelbar gegebene Anschauungsweise. Aber das Revolutionäre an dem durch die Relativitätstheorie Einsteins jedenfalls nach bestimmter Richtung zu einer Art Abschluß gebrachten neuen Welterfassung ist, daß sie die Anschaulichkeitsfesseln *sprengt* und nun in der höheren Mathematik eine gewissermaßen hinter aller Anschaulichkeit liegende Welt als die Form der eigentlichen Wirklichkeit faßt.

Die Paradoxie ist, daß die reale Wirklichkeit dieses Unterfangen *bestätigt* und in der Makrokosmik Erscheinungen auf diesem Wege vorausgesagt werden können, in der mikrokosmischen Weltsicht auf ihrer Art Aufbau deren atomare Bausteine und ihre Gleichgewichtszusammensetzung sich so entschleiern, daß man einen praktisch wirksamen Einfluß auf den Kräfteaufbau zu gewinnen vermag. Sodaß die kernphysikalische Kräfteauslösung das ganz unzweifelhaft revolutionärste Ereignis in der Beeinflussung der Natur durch den Menschen darstellt.

Auch hier greift die Paradoxie praktisch weiter aus. Denn die Möglichkeit der Atombombe, die seitdem da ist und als Zerstörungsgeißel über dem Haupt der Menschheit schwebt, glaubte Einstein, der ausgesprochene Pazifist, in einer gefährlichen Lage dem Präsidenten der Vereinigten Staaten enthüllen zu müssen.

Das sind, angedeutet in ihrer Lebensbedeutung, die großen aus dem Judentum herausgewachsenen Elemente, deren Folgewirkung für die Menschheitsgeschichte heute noch gar nicht voll zu übersehen ist.

Sie sind umgeben von einem Kranz alle Lebensgebiete betreffender prominenter Talente, die in dieser Zeit vom Judentum her die geistige Gesamtentwicklung mitfärbten.

Meine Aufgabe kann hier im wesentlichen nur eine quantitativ andeutende sein, denn es erscheint mir wichtig, ein Gefühl zu erwecken von der Wucht, mit der die jüdische Produktivität sich nach allen Seiten in diese Explosionsperiode entlud.

So problematisch hier alles Statistische ist, sei immerhin erwähnt, daß man von italienischer Seite berechnet hat, die prominent gewordenen Erscheinungen seien im Judentum der damaligen Zeit statistisch 15mal häufiger gewesen als in der übrigen Welt (Roth, a. a. O. S. 930). Und von Gewicht ist jedenfalls, daß mehr als ein Drittel aller deutschen Nobelpreisträger in dieser Zeit von den Juden gestellt wurde. Wenn man sich an die Nominierungen in der Rothschen „Geschichte der Juden“ anlehnt, die sicher im wesentlichen nur den Teil dieser schöpferischen Kräfte umfaßt, welcher die konfessionelle Bindung

zum Judentum nicht ganz abgestreift hat, so stehen, von der Wirtschaft und Journalistik ganz abgesehen, also im eigentlichen Kulturellen und geistig Zivili-satorischen, in der Philosophie neben Namen wie Bergson u. a. Husserl, Georg Simmel und Scheler, in den Staats- und Sozialwissenschaften neben David Ricardo der konservative Friedrich Stahl und in den Naturwissenschaften Fritz Haber, in der Technik für die Luftschifffahrt David Schwartz, beim Motorbau Moritz Jacobi, für das Auto Siegfried Markus, in der Medizin neben Paul Ehrlich Haffkien, in der Philologie Isaiah Ascoli, in der Literatur-geschichte Georg Brandes, in der Kunst und Literatur bei allen Sparten große Namen: Schauspiel: Sarah Bernhardt und Rachel, Dramatik: Sutro, Rice, Bernstein, Schnitzler, in der bildenden Kunst: neben Israels, Liebermann, Pissaro, Modigliani und Chagall, in der Musik: die vielleicht am schlech- testen versorgt ist, neben Felix Mendelsohn Meyerbeer.

All diese Namen stehen hier nur als Beispiele, um die universelle Qualität des Regens von Talenten fühlbar zu machen, der überall niederging. Und dabei sind große, wesentlich politische Talente wie Disraeli, oder überragende Organisationstalente wie Albert Ballin, Emil Rathenau und sein so viel- seitiger Sohn Walther Rathenau nicht genannt.

Nur angedeutet wird damit, daß und wie diese Zeit in ihren 150 Jahren, in denen die Juden übrigens erst in der zweiten Hälfte voll zur Eman- zipation gelangt sind, die Welt eine Beschenkung aus dem jüdischen Bega- bungsreichtum erfahren hat, die ihre Vielfältigkeit und ihre außerordentliche Mannigfaltigkeit unzweifelhaft wirksam erhöht hat.

Schluß

Zum Schluß ein paar Worte, die einige allgemeine Züge des menschheit- lichen Beitrags der Juden herauszustellen suchen, wenn wir die verschiedenen Perioden, für die wir ihn betrachteten, kombinieren.

Wir konstatierten als einen Grundzug des antiken Judentums die ethische Leidenschaftlichkeit, die ihm eignet, und die es als ein in dieser Art Neues dokumentiert und in seinen Dokumenten ausgestrahlt hat. Von den cyklo- pischen Worten der großen Propheten über die echte Leidenschaft Hiobs schien uns der dem Judentum eigene Weg zu führen zu dem menschheitlich befreienden extremen Liebeskosmismus der Botschaft Jesu und zu deren Einbau in das Christentum, vor allem das von Paulus geschaffene.

In der so unendlich langen Paria- und Passionszeit ist es gewiß Selbster- haltungsinstinkt gewesen, der das unzerbrechliche Festhalten am rituell ge- stützten Glauben wie eine schützende Schale um das Judentum legte, aber ohne das stille Fortfließen unterirdischer Ströme leidenschaftlicher ethischer Frömmigkeit wäre die gesamte bis zur Tüftelei gehende unaufhörliche Arbeit an den „Schriften“, vor allem Mischnah und Talmud, die in Wahrheit das Judentum durch die Jahrhunderte geistig lebendig erhalten hat, nicht möglich gewesen.

Und was sich bei der einsetzenden Emanzipation mit jener skizzierten Gewalt in die außerreligiöse Produktivität stürzte, sind die großen Durch- brüche gewesen, wie sie Marx in der geistigen Form seiner Ideen materialistisch fundierte oder Freud positivistisch oder endlich Einstein in ganz unanschau- licher Mathematik zu dem ihm notwendig erscheinenden Ausdruck seines

Weltbilds verwandte. Ihre Verkünder sind alle im tiefsten und letzten Anliegen leidenschaftliche „Menschenfreunde“ gewesen. Freilich verwandelte sich dabei frommer Glaube in Wahrheit suchende Unbedingtheit. Aber vielleicht war in dieser die Glaubensformen weithin sprengenden Zeit dieses die zwar nicht einzige, aber eine wesentliche Verwandlungsform früher leidenschaftlichen, religiös gestimmten ethischen Suchens. Sieht man die Dinge so, dann präsentiert sich auch der scheinbar voraussetzungslose Drang zu neuen Letztheiten, der einen bisher nicht besprochenen aber zweifellos vorhandenen Zug der jüdischen Prominenz der letzten 150 Jahre darstellt, als eine der Transformationen jenes alten Charakters.

Freilich liegen hier die Dinge kompliziert. Und man muß, ohne die Hoffnung zu haben, das Charakteristische in der nötigen Kürze vorbringen zu können, wenigstens noch *einen* großen Zug jüdischen Wesens heranziehen, ohne den schon Marx und Einstein gewissermaßen nur von der Peripherie her berührt werden konnten: nämlich Wesen und Charakter der jüdischen Intelligenz und die Stufe der jüdischen Bewußtseinsentwicklung.

Um hier von der üblichen kritischen Beurteilung auszugehen und sie in den richtigen Rahmen zu stellen, der das hier Positive sehen läßt: Bekanntlich bezieht sich die kritische Stellungnahme gern auf das Wort Theodor Mommsens von der dekompositorischen Qualität der Juden, wobei eben an die Ausstrahlungen ihres Intellekts und ihrer Bewußtseinsstufe gedacht ist. Blicken wir auf unsere Skizze zurück und verbinden wir das Vorgebrachte mit etwas soziologischer Einsicht. Es ist klar: Die Juden standen bei der Emanzipation im ganzen Westen überall als ein viel *älteres* Volk unter jüngeren, in deren Lebenstradition sie überhaupt erst hineinwachsen mußten. Etwa 2 000 Jahre waren sie im geschichtlichen Selbstbewußtsein älter und mußten auf einer ganz anderen Bewußtseinsstufe stehen, einen viel größeren Kreis innerer Vorgänge ganz selbstverständlich unter die Beleuchtung ihres Bewußtseins haben treten lassen als ihre Umgebung. Und wenn man einen in der dargestellten Linie langer Ausgeschlossenheit gestandenen Menschen, der sich und dem Leben gegenüber kritisch geworden ist, hineinstellt in geschichtliche Traditionen, an deren Gestaltung er seit langer Zeit nicht mehr teilhaben durfte, ist eine untraditionelle, und auf das eigene rationale Bewußtsein sich stützende Haltung etwas zunächst sehr Naheliegendes, dessen Einfluß dann leicht als dekompositorisch denunziert werden kann.

Das war die allgemeine Lage. Wobei es ganz verkehrt wäre zu leugnen, daß in ihr für einen Teil des jüdischen Durchschnitts Reminiszenzen talmudistischen Denkens als eine erst abzustreifende Gewohnheit dazutreten konnten. Also antitraditionell und radikal?

Ein Blick auf die von uns skizzierte Geschichte zeigt: die *eigentliche* Art jüdisch-geistiger Produktivität, ist damit ganz gewiß nicht getroffen. Man denke an die repräsentativ schöpferisch Großen, jene systematisch denkerische Geschlossenheit, die zugleich die Grenzen des Durchschnittsintellekts gekannt hat, wie etwa bei Maimonides, der das letzte Zentrum seiner im übrigen logisch aufgebauten Weltsicht freiläßt für den Glauben und die prophetische Offenbarung; oder an Spinoza, den anscheinend panlogistischsten von allen, der aber hinter dem intellektuellen Durchschnittsdenken der „Erkenntnis“ ausdrücklich die mit Intuition gepaarte, von ihm so genannte *dritte* Form des

Erkennens für das Erfassen der Wesenhaftigkeiten von Sein und Dasein für notwendig hält. Und neben diesen Großen stehen die weniger überragenden Geister, die auch in der Moderne Typen der Traditionserweiterung und -Konsolidierung vertreten haben, wie etwa Stahl oder Disraeli. Und ist etwa jener sehr alte jüdische Intellektualismus, der sich immer wieder erneut um die Interpretation der Jahrtausende alten religiösen Dokumente bemüht, nicht konservativ?

Das Phänomen der eigentlichen Verbindung von jüdischem Intellekt und jüdischer Art der Bewußtseinsstufe, dieses unzweifelhaft für die Beurteilung des jüdischen Beitrags zur allgemeinen Menschheitsgeschichte vom nichtjüdischen Standpunkt her so wichtige Phänomen, ist vielmehr, versucht man Juden und Nichtjuden allgemein geschichtlich nebeneinander zu stellen, wesentlich anders zu sehen. Es ist allein vom Blick auf die *Geschichtlichkeiten* der beiden Teile der Menschheit her in die in ihm zugehörige Perspektive zu bringen. Eine Perspektive, welche ohne weiteres die völlige Verschiedenheit des geschichtlichen Seins sehen läßt, aus dem Jude und Nichtjude stammen. D. h.: total verschiedener Erfahrungsniederschlag der eigenen Geschichte hier und dort und das damit zusammenhängende verschiedene auch innere Alter als Volk.

Der in seiner geschichtlich begründeten Selbstsicht um 2 000 Jahre ältere Jude steht unentrinnbar mit allen Zeichen, positiven und negativen, eben des *älteren* zwischen den übrigen so viel jüngeren westlichen Völkern. Er hat dadurch in der menschlichen Erfahrung gegenüber diesen anderen Völkern eine andere Note. Es kommt wohl um der menschlichen Verständigung willen und wegen der menschlichen Berührungen mit am meisten darauf an, das *Positive* dieser Lage des Älterseins der Juden zu realisieren.

Dieses Ältersein schließt für den Durchschnitt und in gewissem Grade auch für die Großen ein das Vorhandensein eines viel größeren Maßes bereits ins Unbewußte herabgesunkener Erfahrung. Es schließt ein eine Stufe des Bewußtseins und einen Raum, der dies abgesunken Gewesene als in das Bewußtsein heraufgehobene Selbstsicht mit umfaßt, die eben aus dem Ältersein folgt. Das hat zur Folge eine im Ganzen gesehen *bewußtere* Art aller Reaktionen und ein im Ganzen größeres Maß eigenen Urteils: mit einem Wort: größere Durchreflektiertheit.

Der primitive Commonsense meint, daß eine solche größere Reflektiertheit unproduktiv mache. Die Exuberanz jüdischer Produktivität, die sich in den letzten 150 Jahren auf so gut wie alle Lebensgebiete ergoß, zeigt, daß hier ein Vorurteil vorliegt. Sachlich liegt vor eine andere *Nüancierung* der Produktivität ganz gewiß aber kein Stillstand.

Wir haben von dem Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte zu sprechen. Man sieht: Stellt man die Juden in diese Menschheitsgeschichte, so ist nicht bloß in jeder von deren Phasen von der geschilderten Stärke zu berichten. Es ergibt sich vielmehr, daß gerade ihre im Ganzen qualvolle Geschichte uns beschenkt, da die Juden sie durchgehalten haben. Und dies mit einer besonders gearteten starken Produktivität und zugleich mit einer ganz besonders breiten Art ihrer Aufnahmefähigkeit, die sich, das sei am Schluß noch notiert, durchaus auf das Wiedererstehen unserer eigenen Menschlichkeit in unserer eigenen Geschichte beziehen kann. Ohne solches Wiedererstehen im jüdischen Geiste wären die Werke Friedrich Gundolfs nicht möglich gewesen.

Die deutsche Literatur in der Etappe

Die Situation ist grotesk.

Wir haben unzählige Literaten, aber keine Literatur. Wir haben große Dichter, aber keine Dichtung. Wir haben Myriaden von Büchern, aber kein Publikum. Wir kämpfen gegen die Nivellierung und haben das Nichts nivelliert. Wir verdammten die Perfektion und schreiben perfektioniert. Wir schmähen den Ästhetizismus und werden zu Manieristen. Wir zerstören den Elfenbeinturm unserer Väter und bauen fleißig an einem neuen. Wir sind jung, aber es mangelt uns an der Opposition der Jugend. Wohin wir auch gehen — wir gehen im Kreise. Was wir auch tun — uns bleibt nur die Frage: Was nun?

Was nun? Das ist die Frage der deutschen Nachkriegsautoren, ist der Ausdruck einer Literatur in der Etappe, des Atemholens in der Pause des Wartens.

Die Situation ist nicht nur grotesk, sie ist auch tragisch. Aber nur für den Einzelnen. Innerhalb der Weltgeschichte ist sie ein immer wiederkehrender Zustand — kein Grund zur Unruhe also. Doch weshalb gerade jetzt, in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, dieses lähmende Etappen-Dasein? Diese Frage gilt es zu klären — beantworten wird man sie erst können, wenn ein größerer Abstand zu unserer Zeit gewonnen ist.

Die allgemeine Ansicht lautet: Die Welt, in der wir leben, ist fragwürdig. Jede unserer Handlungen bleibt ohne Sinn. Rolf Arno Hädrich formuliert diese Anschauung, mit dem Blickwinkel auf den einzelnen Typ unserer Gesellschaft, in zwei Epigrammen. 1. „Denker: Liquidiert — / als er noch lebte / war er unsterblich.“ 2. „Friedenskämpferin: Umgekommen durch ein Mißverständnis / Einen Munitionszug aufzuhalten / lag sie auf den Schienen / Der Zugführer / obwohl in der Partei / hatte Verständnis für Selbstmord.“ Gottfried Benn läßt dem „heutigen Menschen“ nicht einmal diesen Ansatz zur Tragik, wenn er von ihm sagt:

... das Innere ein Vakuum,
die Kontinuität der Persönlichkeit
wird gewahrt von den Anzügen,
die bei gutem Stoff zehn Jahre halten.

Der Rest Fragmente,
halbe Laute,
Melodiensätze aus Nachbarhäusern,
Negerspirituals
oder Ave Marias.

Dieser Mensch ist vornehmlich das Produkt seines unaufhaltsamen Fortschrittsglaubens, einer Anbetung, die ihm das Leben komplizierter, gefährlicher und ruheloser gemacht hat, nur nicht glücklicher; eine Anbetung, die ihm immer weniger gestattet, sich zu entfalten, seine Persönlichkeit zu entwickeln, seine ihm angeborenen Möglichkeiten zu leben. Die Folge ist Langeweile: die heutige Münze für ein gesichertes Dasein. Ersatzbefriedigungen

müssen die Leere ausfüllen (Film, Fernsehen etc.). Man könnte ihn mit einem sich sexuell erregenden Voyeur vergleichen, dem von der Liebe (dem Leben) nicht mehr bleibt als ein winziges Guckloch, durch das er die Welt seiner Träume schaut — Träume, die er für Wirklichkeit erklärt. Ein trostloseres Bild vom Menschen läßt sich kaum ersinnen. Wie anders sah es vor bald vier Jahrzehnten aus! Kein Wort ist bezeichnender für das damalige Verhältnis zur Welt als der Titel einer Lyrikanthologie: „Menschheitsdämmerung“.

Der Krieg war verloren. Aber durfte man nicht hoffen, daß er der letzte Krieg gewesen war? Die Demokratie hatte die Monarchie entthront. Die Geistesfreiheit war zur politischen Tatsache geworden. Die bürgerliche Gesellschaft als tragende Schicht des Bildungsgutes fühlte sich noch so stark, daß sie nicht einmal an der Inflation zerbrach. So schienen trotz dem wirtschaftlichen und sozialen Elend die äußeren Umstände für den Künstler günstiger denn je zu sein. Mochte er auch den Bürger ständig provozieren, so behielt er dennoch seinen Platz in der Gesellschaft. Man verhalf ihm zum Erfolg (oder piffte ihn aus), weil man sich der Rolle als Publikum durchaus bewußt war, und weil man die Kunst als eine Art Religion empfand. Ein derartig rauschender, weit über die Grenzen des Landes hallender Kunstbetrieb verleitete sogar Hugo von Hofmannsthal in seiner Rede „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“ (1927) zu den überschwenglichen Worten: „Der Prozeß, von dem ich rede, ist nichts anderes als eine konservative Revolution von einem Umfange, wie die europäische Geschichte ihn nicht kennt. Ihr Ziel ist Form, eine neue deutsche Wirklichkeit, an der die ganze Nation teilnehmen könne.“

Diese „konservative Revolution“ hat stattgefunden. Aber in einem genau entgegengesetzten Sinne zu dem Hugo von Hofmannsthals. Und auch nicht in der Welt des Geistes, sondern in der Politik: 1933. So jedenfalls sieht die Entwicklung der Schweizer Literaturhistoriker Walter Muschg in seinem erregenden Essay „Die Zerstörung der deutschen Literatur“ (Francke, Bern).

Der hohe Bildungsbetrieb fiel 1933 so plötzlich und schnell in sich zusammen, als hätte ein Wind gegen ein Kartenhaus geblasen. Heißt das aber zugleich, daß die Kunst versagt hat, wie Walter Muschg behauptet? War es nicht vielmehr jene Anschauung, daß der Dichter ein Prophet und die Dichtung ein Glaubensersatz sei, die sich nicht mehr aufrechterhalten ließ? War es nicht jene von Schlegel entwickelte „romantische Poesie“ als „Universalpoesie“, die bis zum Expressionismus in immer wieder neuen Kleidern kreierte wurde, sich dann aber beim Zugriff des Widergeistes als gar zu fadenscheinig erwies? Von Klopstock über die Romantiker bis zu Stefan George und Rainer Maria Rilke und Josef Weinheber war stets die Schönheit über das Leben gestellt worden, war der Dichter der Mund seines Volkes, das Leitbild seiner Nation, wenn nicht gar ihr Heiland. Nun auf einmal kehrte das Leben seine schrecklichste und grausamste Seite hervor und triumphierte mit klirrenden Handfesseln und feuchten Gefängnismauern, mit der Vertreibung aus der Heimat und tausendfachem Mord über das Idol der Schönheit. Selbst ein so klarer, weitsichtiger Geist wie Hermann Broch mußte bekennen: „Ich habe gedichtet, voreilige Worte . . . ich dachte, es sei Wirklichkeit, und es war Schönheit.“

Die Wappenträger dieses ästhetischen Ideals flohen ins Ausland, siechten

und starben im Elend dahin oder wechselten die Sprache und waren somit der deutschen Literatur verloren. Nur wenige kehrten nach 1945 zurück. Die meisten sind verschollen, verhungert, vergessen. Die andern aber, die es auf sich genommen hatten, in der Heimat zu bleiben und das Martyrium zu erdulden, mußten ihren geheimen Widerstand mit dem Tode bezahlen oder mit ihrer schöpferischen Kraft. Wieder andere beugten sich dem Widergeist des neuen Regimes oder waren zumindest zu Kompromissen bereit. Und wer ein Jude war und sich nicht rechtzeitig über die Grenzen hatte retten können, wurde von den Meuchelmördern unterschiedslos umgebracht.

Noch ehe die deutschen Städte zertrümmert wurden, war die deutsche Literatur zertrümmert — und mit ihr das Ideal vom Dichter als Propheten. Denn wie konnte man einen, der eben noch Weltgeltung besessen hatte und nun des Landesverrats angeklagt wurde (wie im Ausland Knut Hamsun und Ezra Pound), noch länger als Leitbild anerkennen?

Gewiß, das sind Vereinfachungen. Aber sie rücken vielleicht einige Wahrheiten ins Licht, denen sich der junge Autor 1945 gegenübergestellt sah. Eine dieser Wahrheiten lautet: „daß die Kunst nicht mehr ohne weiteres etwas schlechthin Höchstes ist. Dieser Anspruch . . . ist verbraucht“ (W. Muschg). Denn eines ist gewiß: „die Kunst steht *diesseits* von Gut und Böse, sie kann auch ein Laster sein, Verbrecher können sich ihrer bedienen. Wer das nicht weiß, ist von gestern . . .“ (W. Muschg). Schönheit *allein* ist fade geworden. Ohne moralische Energien bleibt sie kraftlos, ist sie nicht mehr als eine Arabeske des Lebens.

Das Erlebnis des Krieges, die erschütternden Erfahrungen in Feuerregen und Bombenterror taten ein Übriges, das lebensferne Element eines selbstherrlichen Ästhetizismus bloßzustellen. Wer Jahre lang hinterm Maschinengewehr oder am Abwurfsschacht der Bombenflugzeuge oder am Zielgerät eines Kriegsschiffes gehockt hatte, konnte sich nicht mehr als Mittelpunkt der Welt fühlen, konnte nicht länger mehr glauben, daß sich derartige Wahrheiten der Verlassenheit, der Erniedrigung und des Todes mit schönen Worten gestalten lassen. Eine riesige Woge der Ernüchterung erfaßte den Nachkriegsautor. Sein geistiges Klima wurde von nun an durch Kälte, Sachlichkeit, unterdrückte Gefühle und eine überwache, skeptische Intelligenz bestimmt. Die große Masse der Leser aber, denen diese Erlebnisse genau so vertraut waren wie den Autoren und die genau die gleiche Ausweglosigkeit und Einsamkeit empfanden wie der Erzähler, Dramatiker oder Lyriker, suchte jene Wahrheiten um jeden Preis zu vergessen und lehnte Bücher über jene Erfahrungen ab. Diese Kluft zwischen Autor und Leser ist bis heute nicht geschlossen. Den Romancier muß dies besonders schwer treffen. Denn selten hat er so verantwortungserfüllt, so stark und bewußt für den Mitmenschen geschrieben wie heute. Daß jedoch die Schuld — wenn hier überhaupt von einer Frage der Schuld gesprochen werden darf — nicht allein beim Leser liegt, gilt es noch nachzuweisen.

Wer den deutschen Kulturbetrieb nur als Außenstehender betrachtet, mag vielleicht einwenden, daß die gewaltige Buchproduktion, die zahllosen Kulturabkommen, die ebenso zahlreichen Literaturpreise ein Beweis dafür seien, wie hoch die Kunst im Kurs stehe. Das ist jedoch ein Irrtum. Denn die sich

mehr und mehr steigende Buchproduktion ist lediglich durch die immer kürzer werdende Lebenszeit des einzelnen Buchtitels bedingt (sie beträgt selten mehr als ein Jahr), und die Literaturpreise, Kulturabkommen und Buchausstellungen im Ausland sind weiter nichts als ein politisches Kapital, das der Staat oder Interessenverbände in die Kunst investieren. Aber auch ein Ausverkauf des Geistes bringt volle Kassen.

Es dürfte wohl kaum einen deutschen Autor geben, der noch den Traum von einer Literatur als Institution, als Teil des öffentlichen Lebens träumt, der nicht in die Leere hineinspricht, weil mit der Zerstörung der Gesellschaftsordnung auch das Publikum nur noch zu einer hohlklingenden Vokabel geworden ist. Wie aber soll sich ein Publikum bilden, sich eine neue Gesellschaft konstituieren, wenn Gut und Böse zu vertauschbaren Begriffen geworden sind, wenn kaum einer da ist, der eine gesellschaftsbildende Gesittung mitbegründen oder erneuern hilft? Wahrscheinlich wird dies nur ein Genie können. Und wahrscheinlich werden wir bis dahin auf jenes Buch hoffen, von dem Franz Kafka sagte: es „muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns“.

Dies alles hat dazu beigetragen, daß man von den deutschen Nachkriegsautoren enttäuscht ist. Einzelne große Leistungen haben diese Enttäuschung nicht wettmachen können. Es darf dabei aber nicht vergessen werden, daß die Situation von vornherein schon aus den beiden folgenden Gründen ungünstig war. Erstens, das Recht der Jugend, das Recht jeder jungen Autorengeneration, in die Opposition zu gehen und womöglich einen literarischen Aufstand herbeizuführen, war ihr genommen. Denn wie sollte sie Barrikaden stürmen, wenn längst alle Hindernisse gefallen, alle Türen aus den Angeln gehoben waren? Zweitens, welche Fabel der Autor auch spinnen mag — seine Phantasie scheint stets „zu verblassen vor dem, was sich wirklich ereignet hat und jeden Tag wieder ereignen kann“ (Hans Egon Holthusen). Überdies dürfte es einem durchschnittlichen Talent schwerlich möglich sein, die ihm von der vorherigen Generation vererbte Kontaktlosigkeit zwischen Autor und Leser in kurzer Zeit aufzuheben. Diese Kontaktlosigkeit kann wahrscheinlich nur dadurch verringert werden, daß der Autor jener „Erscheinung des Literaten“ nachzustreben bemüht ist, von der Thomas Mann einmal sagte, in ihr seien „Philanthropie und Schreibkunst“ die „herrschende Passion einer Seele“. Wer sich dieser Philanthropie verschließt, wer sich ohne alle Bindungen glaubt und dennoch meint, schreiben zu müssen, wird immer nur monologisieren können, wird ins Nichts hineinsprechen und niemals „seinen“ Leser finden, in dem seine Worte widerhallen sollen. Ein Buch, das in unserer Zeit an niemanden gerichtet ist und sich an niemanden richten will, erscheint mir nicht nur sinnlos, sondern auch verderblich, weil es die Entwicklung der Machtlosigkeit des Geistes beschleunigt und die an sich schon starke Glasscheibe zwischen Autor und Leser auch noch in Milchglas verwandelt.

Die meisten der jüngeren Erzähler und Lyriker sind jedoch auffallend bewußt bestrebt, diese lähmende Kontaktlosigkeit zu überwinden. Günter Eich geht dabei sogar so weit, daß er „alles Geschriebene . . . der Theologie“ annähern möchte. Er versteht darunter aber nicht eine erneute Anerkennung der alten Glaubenssätze, sondern „eher eine Beunruhigung“. Es ist dieselbe Beunruhigung, die auch von der Sprache Ilse Aichingers und von den Ge-

ichten Inge Bachmanns ausgeht. Hier darf man tatsächlich mit dem Kritiker Curt Hohoff sagen: „Die erhabene Vokabel ist eine Waffe gegen das Nihil geworden.“ Diese Erhabenheit der Sprache zeigt sich in jüngster Zeit auch bei den Erzählern, vornehmlich in den Romanen von Gerd Gaiser, Wolfgang Koeppen, Felix Hartlaub und Heinrich Böll. Ihnen ist es gelungen, Rotwelsch und Fachsprache in ihren Wortbestand mit aufzunehmen, ohne sich auch nur ein einziges Mal naturalistisch zu gebärden. Im Gegenteil! Sie wissen ihren gelegentlich angewandten Jargon so zu stilisieren, ins Poetische zu verwandeln, daß die „Würde der Kunst“ nie verletzt wird. Was diese Erzähler auszeichnet, was das Neue ihres Stiles ausmacht, ist ihre intellektuelle Sinnlichkeit, ist ihre Sprache, die den Abglanz jenes magischen Zustandes bewahrt hat, wo das Wort „mit dem gemeinten Gegenstand eins ist, wo es mit der Schöpfung eins ist“ (G. Eich). In diesem beschwörenden Stil, der sich bei dem einen oder anderen Autor einem magischen Realismus nähert, scheinen die ersten Ansatzpunkte zu liegen, von denen aus ein Weg zu der vielzitierten „Neuen Wirklichkeit“ führen könnte.

Diese „Neue Wirklichkeit“ kann nur von dem gewonnen werden, der seinen persönlichen Standort als die ihm einzig verbliebene Realität betrachtet, nachdem ihm das „Gegenüber“, die Welt der Erscheinungen, mehr und mehr ins Unwirkliche entglitten ist. Der Triumph des Apparates über den Menschen, die nur noch rational begriffene Freiheit (Ich *bin*, wenn mich irgendein vom Staat anerkannter oder ausgeschriebener „Ausweis“ identifiziert), die Nivellierung des Gemeinschaftslebens — all dies führt immer häufiger zu der Anschauung, daß unsere Welt einer riesigen Schalttafel gleiche. So nimmt Walter Jens in seinem Roman „Nein — die Welt der Angeklagten“ diesen Begriff als Zeichen der Entpersönlichung des Menschen, Hans Erich Nossack in seinem Buch „Spirale“ als Bild der Nivellierung (nur wer die Schalttafel zu bedienen wisse, könne es sich erlauben, zugleich individuell zu bleiben und somit ein „Doppelleben“ zu führen) und schließlich der Schweizer Max Frisch in seinem Roman „Stiller“ als Metapher für die bewußte Negation der eigenen Existenz, die in die Rolle des „Niemand“ schlüpft, sich der utopisch gewordenen Schalttafelwelt angleicht und somit ihren Standort neu bestimmt. Jeder dieser drei Romane geht von Voraussetzungen aus, die heute fast überall die gleichen sind. Derartige Schilderungen können nicht mehr auf das einzelne Land beschränkt werden. Sie weisen auf übernationale Verhältnisse hin. So zwingen die Perfektion der Technik, das internationale Schlagwortregister und die nahezu weltumfassende Bürokratie den Autor dazu, sein Thema über die eigenen Staatsgrenzen hinaus zu verallgemeinern. Wenn dies das Ende der nationalen Literatur bedeuten sollte, so wäre das nicht auf eine universale Geistes Herrschaft zurückzuführen, sondern auf eine universale Geistesfeindschaft.

Seinen Standort bestimmen kann jedoch nur derjenige, welcher sein (verlorenes) Ich wiedergefunden hat. Dieses Bemühen, die Identität mit dem ursprünglichen Selbst zu erreichen (Werner Warsinsky hat dieses Thema in seinem Roman „Kimmerische Fahrt“ aufgenommen), zeigt deutlich, daß der moderne Epiker nicht nur seine Umwelt als unwirklich empfindet, sondern auch den Menschen und damit die literarische Gestalt. Wenn aber Mensch und Welt nicht mehr für intakt gehalten werden, wenn ihrer beider Ordnung

gestört ist, dann muß der Erzähler seine Rolle dem Erklärer und Deuter abtreten. Ein derartiger Zustand verflichtet den Romancier, das Einzelschicksal nicht sonderlich wichtig zu nehmen — so jedenfalls meinte Robert Musil in seinen Notizen „Zur Krisis des Romans“ (1930). Solange ein allgemeines Weltbild bestehe, dränge der Leser darauf, „etwas Neues“ zu hören, weil es nur wenig gebe, das ihm nicht vertraut sei. In Zeiten des Übergangs jedoch, in denen sich das Vertraute in das Fremde verwandele, erhoffe man, hinter den Handlungen, Reaktionen und Überlegungen der einzelnen Gestalt das Typische erkennen zu können und damit das Fremde zu begreifen. Robert Musils Romanfragment „Der Mann ohne Eigenschaften“, Thomas Manns „Zauberberg“, die Werke von Hermann Broch und Franz Kafka sind für diese Anschauung bezeichnend. Im Gegensatz zum naiven Erzähler des 18. und 19. Jahrhunderts ist es in unserer Zeit der intellektuelle Erzähler, der die Form der Epik bestimmt und — um des klärenden Ordnungsprinzips willen — die Fabel mehr und mehr in den Hintergrund drängt.

Diesen Bruch mit den Goethe-Adepten hat unter den jüngeren Autoren am konsequentesten Walter Jens durchgeführt. In seinem Essay „Abstrakte Literatur“ geht er sogar so weit, daß er *allein* die „intellektuelle Prosa“ für „fähig“ erklärt, mit der exakten Definition der »Hirnwelt« zugleich eine stimmige (und damit heilsame) Analyse unserer Zeit zu geben. Einzig der poeta doctus werde in der Lage sein, die Vielfalt der Erscheinungen im dichterischen Gleichnis auf ein allgemein verbindendes Gesetz zurückzuführen. Die Elemente einer solchen Epik heißen also: „Kalkül und nüchterne Bestandsaufnahme, ironische Analyse und planmäßige Konstruktion.“ Diese Theorie klingt überzeugend und mag für das einzelne Temperament auch die „einzige, richtige“ sein. In dem Augenblick jedoch, da sie zum Prinzip erklärt wird, muß sie fragwürdig erscheinen. Denn ein von Natur nicht intellektueller Erzähler, der dieser Maxime nachstrebt, wird stets wider die ihm gegebenen Anlagen schreiben. Die jüngsten Erfahrungen haben überdies gezeigt, daß selbst der intellektuelle Erzähler gelegentlich über seine Richtschnur stolpern kann (wie etwa Hans Egon Holthusen mit seinem Roman „Das Schiff“), weil er, der die Nähe der Wissenschaft sucht, darüber das Epische vergißt. Diese Gefahr des sich vom Epischen Fortbewegens wird den Anhänger der abstrakten Literatur mit jedem Satz begleiten. Möge er sich dessen bewußt sein.

Die genau entgegengesetzte Richtung vertreten einige Autoren (vor allem Wolfgang Ott mit seinem Marine-Roman „Haie und kleine Fische“), die sich ausschließlich auf fiktive Tatsachen verlassen möchten und ihre Stil-Monturen aus der Klamottenkiste des Naturalismus hervorholen. Diesen Wühlmäusen im Labyrinth des eigenen Unwissens kann nur mit einem Satz der Welsch-Schweizerin Monique Saint-Hélier geantwortet werden: „Tatsachen zählen wenig, sie sind nicht mehr als Gerüststangen oder Maste; wenn der Bau beendet ist, nimmt man das Gerüst fort.“ Denn „nur das zählt, was um die Masten kreist, was zusammenstürzt oder auch vollendet wird. *Nur das Leben zählt.*“ Oder mit Malraux gesprochen: Der Künstler ist kein Übersetzer der Wirklichkeit, sondern ihr Rivale. Er reproduziert nicht die Natur, sondern er reduziert sie durch Verwandlung.

Wenn aber das konkret-naturalistische Erzählen zu einem Weltbild gehört, das seit etwa 1910 nicht mehr intakt ist, und wenn das intellektuelle Erzählen immer nur wenigen vorbehalten sein kann und selbst für diese wenigen von der Gefahr der Abwendung vom Epischen bedroht ist, so stellt sich die Frage, ob sich nicht die bisher getrennten Bereiche des Abstrakten und des Erzählerischen zu einer einzigen Form vereinen lassen. Als Walter Jens 1955 diese Möglichkeit (theoretisch) bejahte, konnte er nicht wissen, daß zwei Jahre später ein Buch erscheinen würde, das seine Hoffnungen erfüllen sollte — zumindest in einigen Szenen erfüllen sollte. Gemeint ist die Erzählung „Feuer im Schnee“ von Jens Rehn. Hier sind „intellektuelle Phantasie und abstrakte Bildlichkeit, artistische Anschauung und visionärer Konstruktivismus“ tatsächlich ineinander verschmolzen; hier ist aus der deutschen Nachkriegsliteratur ein Formelement gewachsen, das fest in der Tradition der epischen Gesetze steht und dennoch die Eigenständigkeit und Originalität des Neuen beweist; hier hat das ironisch distanziert betrachtete Einzelschicksal wieder seine ursprüngliche Bedeutung erhalten, ohne daß die Haltung der analytischen Darstellung aufgegeben wurde; hier ist endlich einmal jene Hürde überwunden, an der fast sämtliche der jüngeren intellektuellen Erzähler gestrauchelt sind: an der sachlich betonten Schilderung, die viele Autoren dazu verleitet hat, das Schreiben *ausschließlich* als Handwerk zu betrachten und — ungewollt — dem Perfektionismus zu huldigen.

Die deutsche Literatur der Nachkriegszeit steht im Zeichen des Bewußt-Seins, des sachlich, kühl Berechnenden, der ängstlich gehüteten Gefühle — sie ist der Ausdruck einer männlichen (nicht aber vitalen) Welt. Die verwirrende Klarheit, die nüchterne Leidenschaft des weiblichen Wesens sind ihr fremd.

Es ist eine Literatur des Atemholens in der Pause des Wartens, eine Literatur der Etappe. Irgendwann wird diese Pause enden, wird vielleicht auch das Reflektieren übermüdeten Geister enden, wird die Leidenschaft zurückkehren und den Menschen aus dem Dunkel seiner Existenz erlösen. Irgendwann.

VOM LETZTEN SOMMER

Der Sommer
ist
auf den Glasberg
gestiegen
und hütet seine Narzissen

Die Prinzessinnen
schlafen den Traum fort
das goldene Haar ist verspielt

Das Pferd
das Weiße
das Irgendwo
hat seine Flügel vergessen.

Elisabeth Borchers

WIRTSCHAFTS - RUNDSCHAU

In den Industrieländern der alten Welt ist allenthalben die Wirtschaftslage durch ein interessantes, aber schwer bewertbares Nebeneinander von inflatorischen und kontraktiven Tendenzen gekennzeichnet. Die Produktion ist auf hohem Niveau zu einem gewissen Stillstand gekommen, während Staatsausgaben und Einkommenserhöhungen Preissteigerungstendenzen stützen. Die Bemühungen der Regierungen und der Notenbanken, die Aufweichungen der Währungen abzustoppen, gehen weiter, doch ruft das Nachlassen des Wachstums Gegenkräfte wach. Sie tendieren mindestens dahin, die Notenbanken möchten den rechten Zeitpunkt, die Dämpfung abzustoppen, nicht versäumen. In den europäischen Ländern haben sich die Spannungen zwischen den Zahlungsbilanzen vergrößert; dies ist ein wesentlicher Grund für die nachdrücklichere Bekämpfung inflationärer Tendenzen. In den jungen Entwicklungsländern des südamerikanischen und des südasiatischen Raums hat sich die Zahl der Länder vergrößert, deren Übersteigerung des Aufbautempos zu Inflationen und wachsenden Schwierigkeiten in der Zahlungsbilanz führt. Beides gefährdet ihren Aufbau; die Einfuhrbeschränkungen verkleinern den Warenaustausch mit den „alten Ländern“ und bilden ernster werdende Störfaktoren im Welthandel.

In den USA wird der Zuwachs an Kapitalinvestitionen in diesem Jahr weniger als die Hälfte, vielleicht nur ein Drittel des letztjährigen Zuwachses betragen. Dies Nachlassen der Investitionslust wird einmal auf die Politik relativer Kreditknapphaltung des Notenbanksystems und den für die USA sehr hohen Zins von 6 % für Langkredite zurückgeführt. Es ist aber auch eine Folge der großen Ausweitung der Produktionskapazität in den letzten Jahren; sie wird derzeit vielfach nur zu 80-85 % (z. B. Stahlindustrie) ausgenutzt. Die Stahlpreise wurden heraufgesetzt. Andererseits haben sich die Einkommen der Konsumenten kräftig erhöht. Obwohl an Konsumgütern kein Mangel ist, hat die Nachfrage Preissteigerungen bewirkt. Die Lebenshaltungskosten steigen offenbar in rascherem Tempo. In manchen

Industrien, deren Löhne an den Index gebunden sind, werden dadurch neue Lohnsteigerungen ausgelöst. Um diesen inflatorischen Tendenzen entgegenzuwirken, halten Regierung und Notenbank an der Politik knappen Geldes fest. Für den Spätherbst rechnet man mit einer Belebung der Wirtschaftstätigkeit.

Großbritannien durchlebt die schmerzhaften Spannungen einer Überbeschäftigung: überstarke Nachfrage gegenüber nur langsamer steigender und steigbarer Produktion. Preissteigerungen haben zeitweise echte Inflationsbefürchtungen verursacht, die mit Flucht in die Sachwerte und Industripapiere verbunden waren. Gegen Flucht in Dollarpapiere mußte die Regierung zur Sicherung der Devisenbestände einschreiten. Sie will weiterhin durch Kreditknapphaltung und Senkung der öffentlichen Ausgaben die Nachfrage dämpfen, bis die Produktion nachgekommen ist, um stabile Preise bei Vollbeschäftigung zu sichern. Der Lebensstandard der Bevölkerung ist höher als je zuvor, der Inlandverbrauch nicht übertrieben hoch, wie die Steigerung des Exportes um 6 % seit Jahresbeginn zeigt.

Frankreich hat wegen Devisenknappheit zwecks besseren Ausgleichs der Handelsbilanz seine Einfuhr durch Entliberalisierung stark gedrosselt. Ob seine Bemühungen um Ausgleich des Staatshaushaltes und Stoppen der Inflation gelingen, dürfte in erster Linie von einer Beendigung des Kampfes um Algerien abhängen. (Wegen Redaktionsschluß konnte die Teilabwertung des Francs nicht mehr behandelt werden.) Den Staatshaushalt nehmen die Aufwendungen auch stark in Anspruch, mit denen die großen Investitionen gefördert werden, durch die der Kostenrückstand gegenüber den Konkurrenzländern beseitigt werden soll. Würde Frankreich noch über mehrere Jahre mit Importeinschränkungen und Exportsubventionen arbeiten müssen, könnte die zweite Phase des Gemeinsamen Marktes nicht realisiert werden.

Die Notenbanken einiger anderer Länder Westeuropas haben jüngst ihren Diskontsatz erhöht. Sie wollen damit fühl-

bar werdende Übernachtfrage dämpfen und die Zahlungsbilanzen entlasten. Die Spannungen und die Aufweichung der Währungen, die man bisher gering ansah, werden als bedenklich empfunden; man strebt wieder nach „härterer Stabilität“. Die Fragen der Zahlungsbilanz und der aktiven Währungs- und Kreditpolitik gewinnen darum so große, geradezu zentrale Bedeutung in allen „alten Industrieländern“, weil die Automatik der Goldwährung durch Manipulierung der jetzigen Währungen ersetzt werden muß. Das Auseinanderlaufen der Wirtschaftspolitik und der Investitionen führt bei festen Wechselkursen schließlich zu unerträglichen Spannungen zwischen den Zahlungsbilanzen.

Die Wirtschaftsentwicklung in der Bundesrepublik ist ruhiger verlaufen, als man im Frühjahr befürchtete. Die Unergiebigkeit des Kapitalmarktes, der hohe Zins für Langkredite und die Übergangsschwierigkeiten zum 2. Wohnungsbaugesetz dämpften den Bausektor. Die Neigung zu Investitionen in der Industrie schwächte sich ab, teils wegen des hohen Zinses, teils aber auch als natürliche Reaktion auf die starke Vergrößerung der Kapazitäten in den letzten Jahren. Dem Nachlassen der Nachfrage auf diesen Sektoren steht ihre Zunahme bei Konsumgütern und Dienstleistungen gegenüber. Der Konsumstoß war schwächer als befürchtet: die Ausgaben für die Rentenreform blieben nicht unerheblich unter der Schätzung, infolge der Arbeitszeitverkürzungen stiegen die Einkommen langsamer als die Stundenlöhne, die Spartätigkeit nahm zu. All dies milderte die „Übernachfrage“, beseitigte sie indess nicht. Die Preise stehen unter dreierlei Kräften: wichtige Weltmarktpreise (z. B. Kupfer) sind stark gesunken, die Beruhigung in der Investitionsnachfrage läßt Preissteigerungen nicht zu, Konsumgüter sind etwas teurer geworden, obwohl auch hier die gezügelte (auf Dienstleistungen sich verlagernde) Nachfrage eine gewisse Bremse für Preissteigerungen bildet.

Der Bausektor wird sich wieder beleben, da die erwähnten Schwierigkeiten sich verringert haben. Die Stagnation in den Investitionen löst Forderungen auf „aktive Konjunkturpolitik“ durch vermehrtes und verbilligtes Kreditangebot aus. Nach der Wahl werden solche Wünsche lauter, auch die Preisdisziplin der Anbieter könnte sich dann lockern.

Die Finanzierung von Staatsausgaben aus bisher stillgelegten Geldern (Julisturm) wird verstärkte Nachfrage erzeugen. Die Gewerkschaften dürften wieder Lohnerhöhungen fordern; die Erhöhungen würden die Konsumentennachfrage verstärken. Wesentlicher sind die Notwendigkeiten, Preise, die bisher aus politischen Gründen niedrig gehalten wurden, den gestiegenen Kosten anzupassen. Wir nennen: die Tarife im Verkehr und (teilweise) für Energie, Gas, Wasser und — ungewöhnlich wichtig und schwierig — die Altmieten. Einer Preiserhöhung für Kohle sind derzeit durch die billigen Frachten für US-Kohle enge Grenzen gesetzt, obwohl eingetretene und sicher zu erwartende Kostenerhöhungen danach drängen. So wird von der Nachfrage- und der Kostenseite die derzeitige „ruhige Zwischenpause“ unter verstärkte Spannungen geraten. Aber sie verteilen sich über eine längere Zeit. Die Tarifierhöhung der Bundesbahn wird nicht vor Januar in Kraft treten. Eine Erhöhung der Altmieten wird wegen der parlamentarischen Schwierigkeiten überhaupt erst später wirksam werden können. So hängt für den Rest dieses Jahres viel davon ab, wie sich die Nachfrage verhält. Verstärkt sie sich nicht wesentlich, so wären der Abwälzung von Kostenerhöhungen bald Grenzen gesetzt.

Die „großen Sorgen“ kommen aus unserer Außenwirtschaft. Ihre hohen und wachsenden Überschüsse werden zu einer ersten Gefahr für den Handels- und Zahlungsverkehr mit den europäischen Partnern. Der Zustrom der Devisen erschwert im Innern das Durchhalten einer Geld- und Kreditpolitik, die über Knapphaltung die Nachfrage und die Preise zügelt. Schließlich ist es auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand, daß der dem Außenhandelsüberschuß entsprechende Teil *unserer Arbeit nicht unserer eigenen Wirtschaft und Versorgung zugeht* kommt, sondern dem Ausland — sogar noch größtenteils auf Kredit. Unsere OEEC-Partner haben nach Pfingsten erneute, diesmal sehr scharfe Kritik an unserer Wirtschaftspolitik geübt, weil sie unserer so extremen Gläubigerposition nicht genügend entspreche. Unter Berufung auf die Anspannung ihrer Zahlungsbilanzen haben sie Maßnahmen gegen unsern Export angedroht (Entliberalisierung), sofern nicht wir endlich wirksame Maßnahmen zum Abbau unserer Überschüsse ergreifen würden. Sie

empfehlen uns Schwächung unseres Exports und Förderung des Imports (bzw. Beides) entweder dadurch, daß wir den Devisenzustrom sich über Kredit- und Nachfrageausweitung im Innern auswirken, d. h. die Preise steigen lassen oder das Preisgefälle zum Ausland durch *Abwertung der D-Mark* vermindern. Demgegenüber vertreten wir den Standpunkt, das Preisgefälle sei zum guten Teil die Folge einer weniger „harten“ Währungs- und Kreditpolitik der andern Länder, deren Preise deshalb stärker gestiegen seien als bei uns. Da „Stabilität des Geldwertes“ anerkannter Grundsatz der Wirtschaftspolitik aller Länder wäre, müßten die andern die erforderlichen Korrekturen — evtl. Abwertung ihrer Währung — vornehmen.

Unter dem einmütigen Druck aller OEEC-Partner werden wir endlich eine Reihe „kleiner“ Maßnahmen durchführen: Vorauszahlungen auf Rüstungskäufe, auf später fällig werdende Auslandsschulden u. ä., dazu die schon seit fast einem Jahr versprochene Zollsenkung. Die Maßnahmen werden unsern Devisenbestand mindern; außer der Zollsenkung — sie verspricht wegen des umgekehrten Preisgefälles wenig Erfolg — aber das eigentliche Problem nicht angreifen. Das ist und bleibt das Preisgefälle, bleibt die Tatsache, daß unsere Kreditpolitik zwar die Nachfrage und die Preise auf dem Investitionssektor dämpft, damit aber auch diesen Kreis der Inlandnachfrage drosselt und geradezu das Ausland an diese Stelle treten läßt.

Einige europäische Notenbanken sind gegen überstarke Nachfrage mit Diskonterhöhungen vorgegangen. Es ist denkbar, daß in einiger Zeit die Auslandsaufträge an unsere Industrie nachlassen. Aber das Preisgefälle ist zu groß geworden, als daß es durch Kreditverteuerung hinreichend verringert würde. Denn die andern Länder werden die Drosselung ihrer Konjunktur nicht bis zur Gefährdung der Vollbeschäftigung treiben. So wünschenswert es wäre, wenn wir eine Kreditpolitik betrieben, die unsere eigene Nachfrage nach Investitionsgütern beleben würde, die Spannungen in der Außenwirtschaft würden nur vermindert, *wenn* wir dabei das *Preisniveau* jenes Sektors etwas *steigen ließen*. Aber wie kann man dies geschehen lassen, ohne daß das allgemeine Niveau sich mit erhöhen würde

und damit eine *allgemeine leichte Verdünnung des Geldwertes* einträte? Der Hinweis des Auslandes, die dortigen Preissteigerungen hätten zu keiner „inflationistischen Situation“ geführt, sind kein Anhalt dafür, daß der Weg bei uns ungefährlich wäre. Jedenfalls werden unsere neue Regierung und der neue Bundestag — auch im Zusammenhang mit den erwähnten Preisentzerrungen — vor dies sachlich und politisch so intrikate Problem gestellt werden. Denn Abbau unsers Außenhandelsüberschusses ist eine der dringendsten wirtschaftlichen Fragen.

Die Spannungen zwischen den OEEC-Ländern sind letztlich, besonders seit „Korea“, entstanden durch unterschiedliche Stärke der Investitionstätigkeit (gemessen am Sozialprodukt), durch laxere oder „härtere“ Handhabung der Finanz- und Kreditpolitik, durch das unterschiedliche Gefühl der Völker für die Vereinbarkeit von Preissteigerungen mit „Stabilität“. Dieser unterschiedlichen Entwicklung entsprechen die Wechselkurse nicht mehr. Soweit die Spannungen zu groß geworden sind, um durch Einwirkung auf die Preise behoben werden zu können, oder solche Einwirkung nicht praktikabel ist, *bleibt nur die Korrektur der Wechselkurse*. Das hat man weitgehend eingesehen; aber kein Land will beginnen und damit das Signal zu ihrer allgemeinen Adjustierung an die jetzigen Kräfteverhältnisse geben. Dabei ist die schwerwiegende Frage, ob überhaupt schon begonnen werden sollte, solange ein wichtiges Land — Frankreich — noch durch den Kampf um Algerien in der Beseitigung seiner Inflation stark behindert ist. So hat auch ein Alleingang der Bundesrepublik mit einer Aufwertung so lange keinen Sinn, wie nicht nach allseitiger Adjustierung ein Gleichlauf in der künftigen Wirtschafts-, Finanz- und Kreditpolitik der Länder gesichert ist, der allein das Entstehen neuer Spannungen verhindern kann. Dennoch werden wir uns mit dem Gedanken vertraut machen müssen, im Zuge oder gar als Anstoß zu einer allgemeinen Neuordnung der Währungsrelationen aufzuwerten.

Bei den ungewöhnlich schweren Entscheidungen, welche die Außen- und Innensituation unserer Wirtschafts- und Notenbankpolitik in der kommenden Zeit stellen, ist es überaus mißlich, daß gleichzeitig unser bisheriges Notenbank-

system in die „Deutsche Bundesbank“ umgewandelt wird. Schlimm erscheint uns besonders, daß vielleicht bis Jahresende die Leitung interimistisch sein wird. Die Bundesregierung hat es unverständlicherweise für zweckmäßig gehalten, den bisherigen beiden Männern — Vocke und Bernard — welche die neue Währung — der erste Fachleute im Ausland keine Chance gaben — zu einer der besten der Welt machten, dem Volk den Geldwert stabil hielten, im Ausland größte Achtung genießen, in geradezu kränkender Form den Abschied

zu geben. Der neue Präsident wird sein Amt aber vielleicht erst zu Beginn des neuen Jahres antreten. Gewiß werden die bisherigen Präsidenten in der Verantwortung, die sie vor dem Volk führen, trotz der ihnen zugefügten Kränkung die Notenbank durch die kommenden Probleme — sie sind vielleicht schwieriger als die bisherigen seit der Währungsreform — in der rechten Weise führen. Aber wird man in der Regierung auf ihren Rat hören, wo er schon öfter nicht beliebt war?

Friedrich Lemmer

NUR EIN BRIEF

Es regnet: Wenn Spitzweg
es nicht gemalt hätte,
würde ich sagen:
in mein Zimmer hinein.

Doch die Kälte
bringt mir der Briefträger
jeden Tag: Ich habe Angst
und warte doch auf ihn.

Ich werde meine Gedichte
für mich behalten.
Sie verstehen sie nicht
und werden sie drucken.

Warum soll ich frieren
bei ihren Briefen —
Und doch will ich warten
auf Antwort: Und sie kam.

Einmal war ich Kind:
Ich will es bleiben —
wie damals spielen und
lachen und glauben.

Horst Bingel

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

„Amerika hat in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg einen Grad der wirtschaftlichen Entwicklung und einen allgemeinen Wohlstand erreicht, der jedem Vergleich mit einer anderen Nation in irgendeiner geschichtlichen Periode widersteht.“ Mit diesem Satz beginnt eine neue Zeitschrift, die unsere besondere Beachtung verdient: „Orbis. A quarterly Journal of World Affairs“ wird vom Foreign Policy Research Institute der Universität von Pennsylvania herausgegeben. Dieses Institut entsprang 1955 der Initiative von Geisteswissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen. Ihr gemeinsames Anliegen war und ist, die geistigen Mittel und die Erfahrungen, über die sie verfügen, für die Erforschung der internationalen Beziehungen nutzbar zu machen. Es geht dabei um die amerikanische Außenpolitik, sowohl in ihrer atlantischen wie auch in ihrer pazifischen Komponente. Das Hauptziel aber ist, das, was man bisher ohne viel Effekt die Atlantische Gemeinschaft genannt hat, zu beleben. Die NATO, als ein Verteidigungsbündnis gegen die sowjetrusische Expansion begründet, ist allein nicht stark genug. Bündnisse sind immer zerbrechlich. Das liegt in ihrer Natur. Die NATO soll die unvergleichlichen inneren Errungenschaften der USA schützen, und sie soll den europäischen Verbündeten durch ihre Anlehnung an die Weltmacht vor Überfällen bewahren. Das sind begrenzte Ziele. Lebenswichtige aber veränderliche Aufgaben. Die Hearings, denen der General Norstadt unlängst im Senat unterzogen wurde, wie die Debatten in unserem Parlament stellen immer wieder die Frage, welche Korrekturen an der Organisation vorzunehmen sind. Das Bündnis ist in erster Linie ein technisches Instrument der Friedenssicherung. Kann es mehr sein oder zu mehr verhelfen?

Die erste Nummer von „Orbis“ gibt eine überzeugende Antwort. Die Idee der Atlantik-Union, wie sie im Artikel 2 des NATO-Vertrages angedeutet wurde, ist keine Chimäre. Sie beruht auf der historischen Entwicklung Amerikas aus Europa, auf der weltpolitischen Lage, die den USA die Nachfolge in der pax britannica aufgenötigt hat, nicht zuletzt

auf dem gemeinsamen Freiheitsbegriff, dem Hauptmotiv unserer Zivilisation. Das wird ganz deutlich in Hans Kohns Aufsatz über „Tocqueville, Wilson und die heutige Welt“. Robert Strausz-Hupé, der als Redakteur verantwortlich zeichnet, verlängert die historischen Linien in die Zukunft („The Balance of Tomorrow“), die der offenen Gesellschaft und der föderalen Staatsordnung gehöre. Die Nationalstaaten werden in größeren Einheiten aufgehen, und Amerika muß die treibende Kraft dieser Entwicklung sein. Es kann leicht sein, schließt Professor Strausz-Hupé, daß die Vereinigten Staaten ihre Kräfte in dieser Mission verbrauchen werden, und daß danach das Schwergewicht anderen Zentren der Weltpolitik zufällt, aber das bedeutet wenig, gemessen an den neuen Horizonten, die sich durch diese amerikanischen Energien in den nächsten 50 Jahren öffnen werden. — Diese große Konzeption ausgesprochen zu haben, ist umso verdienstvoller, als im Ostblock das Gewicht sich offenbar von Moskau nach Peking verlagert, woraus gerade die amerikanische Außenpolitik gewisse Lehren ziehen sollte. Die Beiträge von Bertrand de Jouvenel über die Krise des kommunistischen Denkens und des ausgezeichneten Ferreus über Sowjetpropaganda, nicht zuletzt der luzide Aufsatz Arthur P. Whitakers über den südamerikanischen Antikolonialismus zeigen die konkreten Probleme, die zu lösen sind. Eine Bibliographie schließt das wertvolle Heft, das gerade der europäischen Diskussion wichtige Impulse vermitteln kann.

Der Wettkampf zwischen Despotie und Menschenwürde ist ohne freie Kritik nicht zu gewinnen. Was aber, wenn die Kritik nicht funktioniert? Horst Krüger stellt fest, daß unsere Zeiten schlechte Zeiten für Polemik sind. Viel schlechtere als die vor 30 Jahren: „Aus dieser neuen Situation scheinen sich, wenn wir recht sehen, einige grundsätzliche Erfahrungen herauszukristallisieren. Zunächst die heute durchaus neue Erfahrung der Grenzen der Literatur überhaupt. Wir können nicht mehr, wie es der Generation der bewegten zwanziger

Jahre noch möglich war, die Literatur absolut setzen und dem naiven Glauben huldigen, daß die Welt allein durch Kunst geändert werde. Diese im Grunde metaphysische Überforderung der Kunst, wie sie Gottfried Benn in später Stunde noch einmal erneuert hat, gehört selber zum Ende der bürgerlichen Welt. Unsere heutige Situation beweist, daß die Literatur selber nur ein Ergebnis einer moralischen Vorentscheidung ist. Die gesellschaftliche Wirklichkeit wird vom Politischen und Sittlichen her bestimmt.

Es gibt Tiefenbereiche der geschichtlichen Existenz, wo das Ästhetische nicht hinreicht. Da diese Tiefen heute in Frage gestellt sind, sind auch die Grenzen der Literatur, Macht und Ohnmacht des Geistes offenbar. Die Kunst ist nur ein, und nicht einmal der stärkste Ausdruck geschichtlicher Existenz. Wir müssen erst unseren moralischen und politischen Ort haben, erst dann können wir ihn ästhetisch gestalten.

Für unsere Frage nach der Krise der Polemik besagt das, daß es im Grunde nur ein Zeichen der Wahrheit und Echtheit der heutigen Literatur ist, wenn sie keine satirische Produktivität zeigt. Polemische Zeiten sind eigentlich immer gemüthliche Zeiten, Epochen, in denen man sich noch über die Grundlagen einig ist. Gewiß ist nicht zu verkennen, daß sich in jüngster Zeit auf das vielberufene Wirtschaftswunder hin eine neue Protestliteratur zu bilden beginnt, die legitim und notwendig ist, wir denken an Autoren wie Heinrich Böll, Wolfgang Hildesheimer oder Wolfgang Koepfen. Die westdeutsche Tendenz zu einer neuen, zweiten Gründerzeit bedingt notwendig eine neue Gesellschaftskritik und Satire in der Literatur. Aber so wie Bonn nicht Berlin ist und auch nie werden wird, so wenig ist unser bundesrepublikanisches Provisorium die deutsche Situation. Noch ist das Buch nicht geschrieben worden, das die Zerrissenheit Deutschlands wirklich gestaltet und beklagt. Und noch sind schlechte Zeiten für Polemik. Ihre große Stunde, wenn sie je einmal wiederkommen sollte, würde bezeugen, daß die Menschheit ihr moralisches Gleichgewicht wiedergefunden hat. Einstweilen bleiben mit dem Blick auf den Eisernen Vorhang für die deutsche Literatur schlechte Zeiten für Polemik.“ (Eckart, Heft 3/1957) Hinter dem Vorhang regt es sich indessen. Ein treffendes Beispiel bietet die sarkasti-

sche Kritik der Zeitschrift „Kulturny Zivot“, Preßburg, an einem neuen slowakischen Film:

„Zum Teufel, sagt man sich, in diesem Film steckt eine ganze Reihe kühner und ketzerischer Ideen (einige geben einem direkt zu denken), und man wird den beunruhigenden Verdacht nicht los, daß ihr die Zensur umgangen . . . und den Film ohne Erlaubnis in die Kinos geschmuggelt habt. Denn in diesem Film wird einem durchaus nicht alles mit dem Holzhammer klargemacht, wie wir es bei uns sonst gewöhnt sind; ja, einiges ist so raffiniert getarnt, daß ein gewöhnlicher, dogmatisch geschulter Zuschauer sich dabei gar nicht auskennt.

Zuerst scheint es, als mache sich der Film in blasphemischer Weise über einen Fabrikdirektor lustig, somit das Vergehen auf sich ladend, einen gewählten Vertreter der Volksmacht zu verhöhnen in einem Lande, das eine schönere Zukunft aufbaut. Aber plötzlich stellt sich heraus, daß die Satire gar nicht gegen ihn gerichtet ist, sondern gegen die Getränkeindustrie. Verteufelte Spaßmacher!

Und hol's der Teufel, weiter: Ist es überhaupt zulässig, solch gottverlassenen Spott über unsere Presse auszugießen, wie ihr es mit der Gestalt des armen Kerls Strich tut? Wo wir doch alle wissen, daß das Niveau vieler unserer Zeitungen unaufhaltsam höher wird! Und ist es nicht aufreizend, über strebsame Kolchosbauern zu lachen, nur weil sie, als Avantgarde ihres Distrikts, Autos und Fernsehapparate kaufen? Und was ist denn das für ein Humor, über einen musterhaften Arbeiter zu witzeln, der nach Ende der Tagesarbeit, von Konsumgütern, Kindern und Literatur (dieser unschlagbaren Waffe des Abendstudiums) umgeben, die Früchte seines Fleißes im glücklichen Heim genießt? Warum versucht ihr euch darüber lustig zu machen? Haben uns die Wochenschauen nicht in den letzten sieben, acht Jahren überzeugt, daß es wirklich so ist? Na also! Von dem mangelnden Respekt Parteifunktionären gegenüber will ich erst gar nicht reden, oder von dem Bild des betrunkenen Arbeiters, das unsere Aufbauleistung in den Augen des Klassenfeindes und der westlichen Imperialisten diskreditiert.

Und hier erhebt sich die Frage: wem ist mit einem solchen Film gedient? Worauf, zum Teufel, geht das hinaus? Die Gefahr ist nämlich die: wenn die

Gestalten in euren künftigen Filmen noch etwas blutvoller werden, die Dialoge dichter und die Regie straffer — dann verliert der slowakische Film seinen nationalen Charakter und wird — Gott behüte — europäisch! Wo habt ihr die Banalitäten gelassen, und wo den Naturalismus, ohne die bisher kein slowakisches Lustspiel auskommen konnte? Warum tauchen in diesem Film überhaupt keine *krpce* (Bergschuhe), *brindza* (slowakische Käseart) oder *valaska* (Pikkel) auf . . . ? Das ist doch ganz offensichtlich kein Zufall. Diese einseitige Tendenz zur Großstadt legt den Gedanken nahe, daß die Hersteller des Films dem Landleben absichtlich ausgewichen sind. Ei, ei — sollte es wirklich möglich sein, die traditionellen Bausteine unseres Films ungestraft wegwerfen zu dürfen?“ (*Hinter dem Eisernen Vorhang*, Juli 1957).

Nicht zufällig äußert sich der oppositionelle Geist, und es gibt keinen anderen als oppositionellen, in der Kritik an den Massenmedien. Gerhard Prager, Rundfunkbeauftragter der westdeutschen Evangelischen Kirchen, weist mit vollem Recht auf ihre Bedeutung für den intellektuellen Gesamthaushalt hin: „Eine Kritik, die das Vorhandensein der Instrumente Film, Rundfunk, Fernsehen ignoriert, verfehlt heute nicht nur ihre Wirkung, sie ist sogar störend für den Aussöhnungsprozeß zwischen Kunst und Öffentlichkeit. Die Vermittler- und Maklerrolle der Kritik ist heute viel zentraler als sie je war oder sein mußte. Es wird sich heute, entsprechend dem überwiegend publizistischen Charakter der großen Massenmedien, wohl um eine publizistische Kritik und nicht mehr nur um eine ästhetisierende Kunstkritik handeln müssen. Die Rezensenten hätten also zu erkennen, daß manche ihrer aus der Vergangenheit übernommenen Kriterien und Maßstäbe nicht mehr oder nur noch bedingt gelten. Alfred Kerrs brillante These, mit der er auf das Amt des Kritikers damals kühn übertrug, was von den Pflichten und Tugenden klassi-

scher Jünglinge gesagt ist: ‚Speere werfen und die Götter ehren!‘ — diese These reiner Kunstkritik würde gegenüber Film, Rundfunk und Fernsehen glatt abstumpfen. Diese neuen Mittel besitzen, auch da, wo sie künstlerische Inhalte verbreiten, keine Götter, die zu ehren wären, denn es fehlt ihnen ja der Himmel der Tradition. Sie sind jung, und ‚jung‘ in einem übertragenen Sinne sind auch die Künstler, die sich diesen Mitteln verschrieben haben.

Wenn ich vorhin von einer ‚publizistischen Kritik‘ sprach, so bedarf dieser Begriff wohl einer Erläuterung. Ich möchte sagen, daß es sich bei einer publizistischen Kritik um eine Kritik handelt, die sich — wie das schon im Wort liegt — auf der einen Seite dem allgemeinen Publikum verständlich zu machen weiß, indem sie auch eine schwierige künstlerische Materie sinnfällig abhandelt, die aber auch dazu geschaffen sein muß, eine mitmaßliche Publikumsreaktion zu kalkulieren und diese Reaktion zum Künstler gleichsam zurückzutransportieren, damit dieser daraus lerne. Hier wird die dienende Doppelfunktion des Kritikers ohne weiteres klar: seine Rolle als Interpret künstlerischer Absichten und seine Aufgabe als Anwalt der öffentlichen Stimmung und Meinung. Aber noch etwas anderes wird hier klar, nämlich die Tatsache, daß diese neue Art von Kritik neben sich selbst und neben der Kunstäußerung als dritte Kraft ausdrücklich die Öffentlichkeit des breiten Publikums anerkennt. Im Gegensatz dazu hatte die hochgezüchtete Kunstkritik zu Ende des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts außer ihren Objekten im wesentlichen nur sich selber im Blick, war also gewissermaßen auf sich selber verkürzt, ein Spiegel der Kunst, in den hineinzublicken einem Dritten gewöhnlich unmöglich war, und zwar schon allein deshalb, weil der ganze Habitus dieser Kunstkritik — eitel und überstilisiert, wie sie sich oftmals gab — das nicht erlaubte.“ (*Fernseh-Rundschau*, Juni 1957).
Harry Pross

Der Tod des Normers

Aus dem dritten Band der „Sintflut“

Über die Personen, die im Vorspiel zum dritten Buch der Sintflut erscheinen, und ihre Vergangenheit: Blenden wir in der Art des „Urhebers“ das Dunkel, in das die Erscheinungen des Vorspiels zum dritten Buch der Sintflut-Trilogie versinken, zurück in die helle südliche Glut von Città morta, so stehen wir am Ausgang eines Geschehens, das durch ein Labyrinth von Gedanken und Taten den langen Weg genommen hat bis vor das Tor des „Regenbogens“, der sich einmal über das letzte Kapitel spannen wird. — Damals wartete man in dem in gefährlicher Unbeachtetheit brütenden Hafenstädtchen auf den Stoß, der die phantastische Handlung ins Rollen bringen sollte. Verschlagene aus aller Welt, von jeder geistigen und charakterlichen Herkunft, Erfahrung verachtend, begierig nach dem Besonderen, warteten auf den „Starken“, den „Hochofen des neuen Menschen“, der ihnen verheißen war. Leo Olch, Hysteriker, Hellscher und eher bereit, die Brandfackel an die „morsche Welt“ zu legen, als dem Glauben an sein prophetisches Vorläufertum den geringsten Zweifel zu gestatten, nannte sich ihr „Confessor“. Eine reiche jüdische Witwe, Weltverbesserin von Beruf, stiftete den goldenen Rahmen dazu. Sie baute das „Haus der Norm“, in dem über der Karthotek von dreißigtausend schon Genormten der Pedant Zeisig wachte. Inspiriert vom Confessor, schrieb sie das Buch der „Siebenten Sybille“ und formte mit am Bild des „kommenden Menschen“ und an der Gestalt des „Normers, des Übermenschen, der „Eure Triebe heiligen und euch lehren wird, Herde zu sein“. Ihn nun erwarteten sie. Professor Dr. Aloys Moosthaler, Dozent für katholische Moraltheologie, traf unter den verwirrenden und sehr willkommenen Umständen einer Naturkatastrophe in Città morta ein. Der mit gewaltiger Leibesfülle versehene Geistliche hatte bislang die in ihm aufgespeicherten Aktionskräfte auf die Führung von Seminaristen und die Herausgabe approbierter Moralwerke beschränken müssen. Den verbleibenden Rest an Unausgetrageneheit pflegte er dem Alkohol zu überantworten, der ihm dafür Gedanken von kolossaler Maßlosigkeit eingab. Diesem Manne nun, den die brachliegende Kraft zur Vergewaltigung dauernd nach Möglichkeiten wittern ließ, führte der damals noch „unbeaufsichtigte“ Zufall einen Arzt zu, der dem erkältet zu Bett liegenden Hotelgast die Normsituation im großen und im nächstliegenden vernünftig ausplauderte. „Causus regit me“ zuckte es in Moosthaler auf! Und schon vom anderen Tage an machte er aus dem Zufall in einem Maße Schicksal, daß nicht nur der Kreis der Norm, sondern am Ende die Welt erschüttert wurde. Diener einzig der Erfüllung eines totalen und lustvollen Machtanspruchs, trieb er die Dinge mit den billigsten Taschenspielerkunststücken, aber auch mit einer Einfühlung und kasuistischen Schärfe vorwärts, die den Urogenormten das Blut erstarren und sie das Böse und das Gute nicht mehr unterscheiden ließ. — Ein merkwürdiges Verhältnis konstruierte er zu dem jungen überintellektuellen Georgius Omega, den Neugierde, finanzielle Unabhängigkeit und eine gewisse Dekadenz von Athen an diesen verhängnisvollen Strand getrieben hatten. Unbestechlich klar erkannte er bald den Normer in seiner Komik und Ungeheuerlichkeit. Der jedoch leistete sich den „Schönäugigen“ als den Einzigem, dem man vertraut, weil man ihm vertrauen will. Omega, zwischen Gewissen und Eitelkeit, beschloß, im Innern des riesenhaft wachsenden Normgebildes der im gegebenen Augenblick zuschlagende Rächer und Zerstörer zu werden, ohne dabei auf den Glanz, der einiges ihm „Fehlende“ kompensieren soll, verzichten zu müssen. Allmächtiger „Großsekretär“, der „das Böse durch das Böse verhindern“ will, wird er manchem der rettende Engel.

H. K.

Wie der Schlittschuhläufer versucht, vor der Spalte im Eis jäh Halt zu machen, so schwang der Schatten des Normers, kaum daß er das glänzende, große Buch und die Schrift auf der ersten Seite gewahrte, die Arme in die

Höhe und hielt die Hände gespreizt von sich. Dann legte er sie, als erinnerte er sich, schnell auf den Mund, der mit Blut verschmiert war. So sprach er hinter den Händen hervor, die Lider zuckten, das grell gewordene Licht aus dem Buch blendete seine Augen, sodaß sein Blick nach beiden Seiten wegrollte, aber immer wieder von der Schrift zurückgenötigt wurde.

Auf die Frage des Buches, wie er heiße, zögerte er eine Weile, schrieb sodann in einer seltsamen ordentlichen, geradezu schülerhaften Schrift: ‚Georg Retter‘, tilgte aber sofort mit einer erschrockenen Bewegung diesen Namen und schrieb in seiner wirklichen, flotten, pasteusen Schrift, mit der er auch den Kontrakt unterzeichnet hatte: ‚Professor Dr. Alois Moosthaler‘. Das Buch fragte nun nach seinem Beruf, und er gab an: ‚Professor der Moralthologie‘. Und als das Buch fragte, ob das sein eigentlicher und einziger Beruf gewesen sei, fügte er hinzu: ‚Pastoraltheologie und Spiritual in einem Knabenkonvikt‘. Auf die Frage, welche anderen Berufe er ausgeübt habe, gab er an, Divisionspfarrer gewesen zu sein. Er wies sodann auf seine schriftstellerische Arbeit hin, auf Vereinsgründungen, allgemeine Seelsorge. Als das Buch wissen wollte, warum er keine geistliche Gewandung trage, erschienen die Worte in klaren lateinischen Lettern, fast wie gedruckt: ‚Ich bin laiziert — seit einigen Jahren schon. Wohl bemerkt: es handelt sich in meinem Falle um eine legitima desistentia ab officiis divinis — ob justam causam et secundum praescriptum juris. Die Stimme rief mich, und ich folgte ihr —‘.

‚Welche Stimme?‘ fragte das Buch.

‚Dieselbe, die der Mensch gemeinhin des Schicksals Stimme nennt.‘

‚Ja — gemeinhin nennt er sie so. Und wohin rief Sie die Stimme?‘

‚In die Politik.‘

‚Was ist das?‘

‚Was das ist? . . . Wer ein brennendes Haus sieht, denkt nicht darüber nach, was das ist, falls er sofort hineinspringt und rettet, was noch zu retten ist. Ja, retten, retten, an etwas anderes zu denken, hatte ich nie Zeit. Die Definition der Politik und meiner Taten überlasse ich dem Historiker.‘

‚Und was haben Sie aus dem brennenden Hause gerettet?‘

‚Man hat mir sogar den Namen Retter beigelegt, Jörg Retter! Jörg, das ist Georg — bekanntlich der Ritter, der gegen den Drachen focht und —‘

‚Was Sie gerettet haben, ist gefragt —‘

‚Man tut, was man kann!‘

‚Das klingt sehr bescheiden. Doch Sie wissen ja: die Bescheidenheit ist oftmals nur der Ruß, mit dem sich gewisse Leute das Gesicht schwärzen. Darum dulden die Seiten dieses Buches weder Bescheidenheit noch hochfahrendes Wesen. Was also haben Sie aus den Flammen der unaufhörlichen Zerstörung in die Zukunft der Menschheit und Ihres Volkes herausgerettet?‘

‚.‘

‚Sie schweigen? Warum halten Sie übrigens die Hände vor den Mund? Was wollen Sie verbergen?‘

‚Meine Lippen bluten — es ist Blut, ja!‘

‚Ihr Blut?‘

Moosthaler starrte auf die Schrift, als könnte er nicht lesen. Sein Blick rollte nach rechts und links von dem Buche ab. Das unbeschriebene Blatt hob

und blätterte sich um und wehte ihn kühl an, daß er erschauerte. Auf der neuen linken Seite erschienen die Worte:

„Beeilen Sie sich, Sie wissen: die Wahrheit läßt dich nicht los, auch wenn du sie losläßt!“

Moosthaler aber preßte weiter die Hände auf den Mund und versuchte, die Augen zu schließen, doch immer wieder wurden sie von dem Licht aufgerissen, bald das linke, bald das rechte — nicht anders, als legten ihm zwei unsichtbare Finger die Augäpfel bloß. Und er las:

„Das Blut auf Ihren Lippen —“

„Es ist Blut aus dem Körper der Norm“, schrieb Moosthaler heftig, „mithin mein Blut . . . Alles Blut der Norm ist mein Blut, denn ich bin ja noch der Normer, vielleicht noch für fünf Minuten der Normer! Ja, ich hatte einen rechtlichen Anspruch darauf, auf dies Blut“ — Moosthaler schien ruhiger geworden zu sein, er ließ sogar die Hände sinken.

„Was ist das — die Norm, deren Blut Sie trinken dürfen?“

„Irgendeine Erlösungsideologie, es gibt ja viele. Übrigens — ich habe die Sache nicht erfunden, ich war als der Normer nur ihr Organisator. Man trat an mich heran, wie so oft schon, und ich — ja, ich machte etwas aus der Sache . . . Die Idee, daß der Mensch, soll er glücklich werden, in einem Größeren aufgehen muß, war mir ja nicht neu. So nahm ich an. Es reizte den Seelsorger in mir, seine Erfahrungen in der Politik anzuwenden. Menschenführung großen Stils, das war es, was mich lockte — und sogar manches Bedenkliche mit in Kauf nehmen ließ. Den Menschen durch meine Ziele seiner eigenen Niederigkeit und seinem erbärmlichen Eigengeruch zu entreißen, ihn zur Selbstlosigkeit und zum Opfer zu erziehen, ihn aus seiner individualistischen Verschlamphtheit in eine neue Gemeinschaft hinüberzuretten, das waren meine Ziele. Ein neuer Menschheitsmorgen bricht an — ich war der Silberstreifen! — und der verlangt einen neuen Menschentyp. Jener frühchristliche Geist der Apostelakten — aber noch opferbereiter, noch lauterer, noch gehärteter in der Glut der Endzeitlichkeit, noch gehorsamer, noch gläubiger, noch unduld-samer, noch —“

„Sie sind nach dem Blut auf Ihren Lippen gefragt, und Sie reden von Ihren Zielen.“

Moosthaler schrieb heftig: „Seit wann wird Blut wichtiger genommen als große Taten? Gibt es nicht Menschheitsziele, so leuchtend und so gebieterisch in ihrem Anruf, daß der von ihnen Erwählte sie anpeilt und gings quer über ein Meer von Blut . . . Ich kann fünf Minuten lang Namen aufzählen, Namen von großen Männern, die ganz andere Blutopfer von ihrer Mitwelt forderten als ich — wie bitte? . . . Die hohe Meinung, die solche Tatmenschen von sich selber haben, ist notwendig, denn sie ist die Grundlage ihres unerschütterlichen Glaubens.“

„— während andere Menschen“, fiel das Buch ein, „genau umgekehrt in ihrem Glauben die richtige Auffassung von sich selbst finden . . . Sie gelangen auf diesem umgekehrten Wege allerdings nicht zu solchen titanischen Vorstellungen von sich selbst, und nicht einer von denen, die im Glauben das Maß ihrer Selbsteinschätzung und Selbstbewertung gefunden haben, könnte es auch nur im Traum nach den Namen des Normers gelüsten: Hochofen des neuen Menschenmaterials, Norm der Genormten, Vater der Zukunft! Dabei wissen

Sie doch, aus welchen Quellen solche Selbstbenennungen der Tatmenschen stammen —?

Moosthaler schrieb in einer nachlässigen Eleganz: „Jedermann, der mich zu kennen vorgibt, dürfte wissen, daß diese Namen von Olch stammen und daß sie nicht nach meinem Geschmack waren, wenn ich sie auch im esoterischen Schrifttum der Norm nachsichtig duldete. Im übrigen muß ich fragen: konnte sich ein Gewaltiger je der Dichter erwehren? Jeder, der ihnen die Körner streut, ist von diesen hungrigen Panegyrikern umschwärmt, sie fressen einem aus der Hand und gurren im Verein, daß man ihr Schicksal sei.“

„Dann waren Sie gelegentlich Ihr eigener Panegyriker. Sagten Sie nicht erst vier Wochen vor Ihrer Kriegserklärung, daß Sie das Schicksal aller Deutschen, ja Europas, der Welt geworden seien?“

„Aber gewiß doch, natürlich, große und furchtbare Worte hat das Volk gern, es fühlt plötzlich, daß die Welt nicht so harmlos und stabil ist, wie sie in der Langeweile des Alltags aussieht. Ein Staatsmann muß jedes Jahr einmal ein künstliches Knistern im Gebälk verursachen, ja, das muß er, wegen des gewissen Prickelns und der darauf folgenden, durch seine Kunst erfolgten und seinen Friedenswillen bewirkten Entspannung... Das war schon alles berechnet und vor allem berechtigt, durchaus berechtigt!“

„Und die furchtbaren Taten? Die gebundene Justiz? Die Parteigerichte? Die Überwältigung der Gesellschaft durch Polizei, Bürokratie und Kastenwesen und wirtschaftliche Nötigung?“

„Ja, ja, ich weiß, die Optik, die allzu überschätzte und doch nicht hoch genug zu schätzende Optik! Aber man gehe in einen Saal hinein, in dem verkrüppelte Kinder orthopädische Kriechübungen machen... Wie bitte? Das Herz dreht sich einem im Leibe herum, und doch, nicht wahr?“

Die linke Seite des Buches blieb eine Weile leer. Endlich erschienen die Worte: „Ist es Ihnen eigentlich ungefähr bekannt, wieviel dem Gesetz nach schuldlose Menschen während Ihrer Zeit ihr Leben verloren — durch den Spruch des Richters oder ohne, ja gegen ihn?“

„Aber das ist so, als fragte man den Direktor einer Spinnerei, wieviele Mal bei ihm der Faden riß in all den Jahren, da er der Fabrik vorstand. Wahrscheinlich viele viele tausend Mal. Wie soll er das wissen? Es liegt in der Sache, daß der Faden reißt. Doch wird er wieder geknüpft — automatisch, keine Maschine bleibt deswegen stehen. Im übrigen: selbst wenn ich es gewußt hätte, konnte ich etwas gegen das — Fadenabreißen tun? In besonderen Zeiten muß ich mich auf die besonderen Tugenden meiner Mitarbeiter und Untergebenen verlassen können. Ich konnte es nicht, aber andere große Staatsmänner in anderen besonderen Zeiten konnten es ebensowenig, wie bitte? Aber was ist das schon, was meine Mitarbeiter sich zuschulden kommen ließen im Vergleich zu den Untaten, die von den Feinden der Norm diesseits und jenseits der Grenze begangen wurden. Das beste Beispiel: der große Tausch. Wer noch wie ein Mensch wertet, muß zugeben: ich bot mehr, als ich bekommen hätte... Aber man hat es ja gesehen, wie hoch sie, als man von Worten zu Taten überging, den Menschen wirklich einschätzten. Diese Christen, Humanisten, Freimaurer und zivilisierten Leute lehnten den Tausch kaltblütig ab und wußten doch genau, daß sie mich damit zum Äußersten nötigten. Ja, nötigten, ich war nicht mehr frei, ich mußte handeln, mußte, wie ich denn,

seit ich der Normer war, keinen eigentlich freien Willen mehr hatte! Immer wieder dieser Zwang der Umstände, diese Konfrontierung mit der Notwendigkeit der Stunde. Der Seufzer jenes braven gelehrten Papstes Hadrian fällt mir ein, den er inmitten der Skylla und Charybdis Rom und Wittenberg getan: „Wie sehr kommt es doch darauf an, in welche Zeiten auch der beste Mann fällt!“ Meine Tragik ist in diesem Wort enthalten. Ich mußte stranden, ich war für diese meine Zeit nicht hart, ja ich sag's: nicht boshaft genug. Angeichts dieser wahrhaft teuflischen Waffen des Feindes —

Moosthaler kam nicht weiter. Flackernd fielen von allen Seiten her einzelne Wörter gleich Vögeln auf die linke Seite des Buches ein. Moosthalers Augen blinzelten, doch er vermochte es nicht, sie zu schließen. Doch im dichtesten Gewimmel der Lettern erkannte Moosthaler ganz genau und gegen seinen Willen die Bedeutung der Wörter und ihren geheimnisvollen Sinn. Er wußte, es war ein Wiedererkennen, und seine Lippen formten die Silben lautlos und hastig, es war, als äße er sie mummelnd in sich herein, damit sie von der Buchseite verschwänden. Jedoch sie blieben und verflochten sich wie Dornenzweige zu immer dichterem Finsternis. Zwischen nackten Ortsbezeichnungen standen Namen von Personen, oft waren es sogar nur Daten, die mit jähem Flügelschlag in das Feld der Anklage einfielen oder die Nummern von bestimmten Geheimchiffren, chemischen Formeln, statistischen Tabellen und wieder Namen — Namen . . . Als die Finsternis auf dem Blatt so dicht geworden war, daß sie Tiefe bekam, erschien zuletzt wie mit Nebelschrift auf Schwarz geschrieben Omegas Namen.

Moosthaler starrte in die Nacht seiner Taten, und mit geradezu träumerisch hingeneigten, zarten Buchstaben schrieb er auf seine Seite: „Ja, Omega! Der schönste Beweis für meine Behauptung, daß ich nicht hart genug war. Als er den Olch erledigte, da hätte ich aufmerken, da hätte ich Zeisig glauben, zupacken müssen. Aber ich konnte nicht, mein Herz stand mir, wie so oft, im Weg. Ihm den Prozeß zu machen, ihn gar hinrichten zu lassen — nein, das hätte ich niemals über mich gebracht. Auch im Hinblick auf die Öffentlichkeit war dieser Weg ganz unmöglich. Ebenso unmöglich, ihn irgendwo festzusetzen. Was blieb mir also übrig, als ihn — sich selbst zu überlassen. Aber ich habe alles getan, um es ihm leicht, ja bequem zu machen.“

„Sie haben in Omegas Sarg akustische Apparate einbauen lassen.“

„Ja, gewiß, ich mußte doch mit ihm in Verbindung bleiben — bis zuletzt.“

„Ja, bis zuletzt, um noch den Halbtoten und gänzlich Wehrlosen zu verhöhnern, indem Sie seinen Namen, für dessen Wiederherstellung er den Tod auf sich nahm, mit Ihren Blutdaten besudelten!“

„Politik! Erst wenn ein Mann tot ist, wird sein Name zu Gold, aus dem sich Münze schlagen läßt. Außerdem: Omega kann sich nicht beklagen, im Verhältnis zu der Schändlichkeit seines Verrates — ich weiß alles! — war mein Gericht mehr als milde.“

„Fühlen Sie sich noch immer als Richter?“

„Solange ich lebe, bin ich der Normer — und als Normer auch der Richter und Rächer, das Fundament aller Ordnung.“

„Wissen Sie, daß Sie selber nun ins Gericht treten?“

„Solange ich lebe, ist das unmöglich, denn ich habe keinen über mir. Mein Wille ist das positive Gesetz, und ein anderes gibt es nicht, so einfach funk-

tioniert die Norm. Da ich mich immer ganz und gar und Stunde für Stunde vom Notwendigen bestimmen ließ, war mein Wille nur eine Antenne, ein Empfangsgerät. Ich weiß es nun: je größer die Machtfülle, desto stärker die Bestimmtheit durch Zusammenhänge und Umstände. Ich stand in der langen Kette von Ursachen und Wirkungen — als ein Erleidender, nie war mein Wille der eigentliche und erste Ursprung einer Handlung, er empfing stets seine Bewegung von einer zeitlich früher gelegenen Ursache und gab nur den Stoß weiter.

„Sie wollen damit sagen, daß Sie sich keiner moralischen Schuld bewußt sind?“

„So wenig wie der Henker, nein wie das Beil des Henkers, das zwischen die Nackenwirbel des Lebens fällt. Trotzdem habe ich Anfälle moralischer Betrübnis gehabt, ich gestehe es, aber mit ein bißchen folgerichtigem Denken schafft man sofort Klarheit. Schließlich fand ich nichts mehr, was mich hätte betrüben und verwirren können.“

„Alois Moosthaler, ist es Ihnen bewußt, daß Sie sich, indem Sie alle Schuld leugnen, von allem trennen: vom Leben, von allen Menschen, vom Ursprung?“

„Ich kann nichts dafür, ich hab's gelernt, einsam zu sein.“

„Wo ist Ihr Leib in diesem Augenblick?“

„Im Fahrstuhl im Hause der Norm.“

„Ist er allein?“

„Nein.“

„Wer ist bei ihm?“

„Der Liftboy.“

„Rufen wir ihn!“

„Warum — er ist taubstumm!“

„Seine Seele wird sich in dieses Buch eintragen — so deutlich und so leicht wie die Ihre.“

Vom Dunkel der Wand löste sich rosarot die Gestalt des Liftboys. Er mochte etwa vierzehn Jahre alt sein. Sein Gesicht war totenbleich, sein Kopf lag auf der linken Schulter und entblößte am Halse eine faustgroße Wunde, aus der noch immer Blut floß.

Auf der linken Buchseite erschienen die Worte:

„Mut, Knabe, denke nun in Worten! Schreibe deine Fragen und Antworten auf die Seiten des Gerichtes, du vermagst es.“

„Warum hast du das getan?“ Der taubstumme Boy wies ohne Moosthaler anzublicken mit dem Finger gegen seine Wunde. Sein Anzug, der ihn eng umgab, schien aus dem Blut gemacht, das seinen Hals herabließ.

„Weil — weil ich am Verdursten war! Weil der Fahrstuhl seit wievielen Tagen auf und abfährt und sich nicht mehr öffnen läßt. Weil du mit den Verschwörern im Spiel bist und sie an die Maschinerie ließe!“

„Sie wissen, daß Sie die Unwahrheit sagen. Ich hätte zuviel Angst vor Ihnen gehabt, um die Verschwörer in die Fahrstuhlkeller zu lassen. Aber ich habe ja auch nicht die Schlüssel und hatte überhaupt nie Zugang zu den Maschinenräumen der Fahrstühle. Außerdem — ich kenne die Verschwörer gar nicht und wußte nicht einmal, daß es sie gab. Und hätte ich es gewußt, wie hätten sie mich in ihre Pläne einweihen können? Sie furchtbarer Mann haben mich ja

zu diesem Dienst gewählt, weil ich taubstumm bin, auch nicht lesen kann, nicht einmal aus Deutschland stamme und selbst die Sprache dieses Landes nicht verstehe. Ich hatte ja nur auf die Knöpfe zu drücken, deren Mechanismus Sie selber jeden Tag anders einstellten. Ich selbst wußte ja nicht, wie schnell der Aufzug fuhr und nicht, auf welchem Stock im Hause der Norm Sie lebten. Ich wußte nur eins: daß Sie mein Herr waren, und daß ich Angst vor Ihnen hatte, jedesmal, wenn ich vor Ihnen die Tür öffnete und Sie erblickte. Sooft mich Ihr Blick traf, wuchs meine Angst. Sie wissen, mit welchem Blick Sie mich anschauten. Sie wissen es, und Gott weiß es. Ich zitterte und schämte mich, daß ich wie ein Ding war. Diese letzten Tage, als die Tür nicht mehr aufging, trommelten Sie gegen die Wände und wandten sich immer wieder zu mir, fuchtelten mit den Händen und sprachen auf mich ein, als könnte ich hören. Wenn ich Ihnen nur mit Tränen antworten konnte, faßten Sie mich an den Schultern und schüttelten mich. Nein, Sie schauten mich nicht mehr wie sonst an, sondern so, als wäre ich schuld daran, daß die Tür nicht aufging. Sie ließen sich auf die Bank fallen, verharrten stundenlang, ohne sich zu bewegen. Ich legte die Hand an die Wände des Fahrstuhls und spürte am leisen Vibrieren des Holzes, daß er noch immer in Bewegung war. Sonst wußte ich nichts. Und ich roch Ihren Schweiß immer stärker und ekelte mich sehr. Manchmal schlief ich ein und träumte. Ich klopfte im Traum an die Wände des Fahrstuhls und versuchte zu rufen — den Namen meiner Mutter, den ich nie ausgesprochen hatte, aber selbst im Traum fand ich ihn nicht. Es gelang mir nur, zu brüllen und zu bellen, und dann wurde ich plötzlich wach. Ihre Faust hatte mein Haar gepackt und riß daran, und ich blickte erwachend in Ihr Gesicht! Ich seufzte und wünschte zu sterben. So ging es weiter, ich legte wieder prüfend meine Hand an die Wände des Fahrstuhls und erfuhr wieder, daß er noch immer fuhr und wußte, daß er immer weiter fahre — hinauf und hinab, bis wir tot wären. Und Sie trommelten gegen die Wände, schüttelten mich, rissen mich im Haar, gaben mir Ohrfeigen, schlugen mich mit den Fäusten. Und wir verrichteten unsere Notdurft in dem Winkel des Fahrstuhls, und von Zeit zu Zeit erbrach ich mich vor Ekel und auch vor Angst. Vielleicht waren auch Ihre Faustschläge auf meinen Leib schuld daran. Sie begannen wieder abwechselnd auf die Knöpfe zu drücken, mit den Fäusten gegen die Wände zu trommeln und ließen sich zum Schluß immer wieder auf die Bank fallen und schliefen ein. Auch ich verdämmerte stets aufs neue in einem Schlaf, von dem ich nie wußte, ob er jeweils nur eine Minute oder einen Tag gedauert hatte. Durst peinigte mich und Hunger. Als ich mir immer deutlicher machte, daß wir beide vor Erschöpfung sicherlich sterben müßten, wußte ich auch, daß Sie es tun würden — und dann taten Sie es. Ich war wieder eingeschlafen und träumte, ein Hund habe mich angefallen. Ich spürte, wie Zähne meine Schlagader durchbissen und wie sie meinen Hals nicht losließen. Ich versank in Ohnmacht. Und dann, ich weiß nicht wann, hörte ich eine Stimme rufen. Und ich ließ meinen Leib neben dem Ihren liegen, folgte der Stimme und befand mich hier in diesem Raum. Und ich konnte meine Worte in dieses Buch hineindenken. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mein Blut getrunken haben, mit dem Blut schwand auch meine Angst und Qual dahin, ich darf sterben — darf von Ihnen fortgehen — die Tür des Fahrstuhls tut sich auf — ich sehe die Sterne!

Der rosarote Liftboy legte den Kopf nun in den Nacken, blickte durch die offene Kuppel zu den herabflimmernden Sternen und verging wie eine emporzuckende Flamme im Dunkel.

Alois Moosthaler blickte ihm schnell zur Höhe hinauf nach. Als die rosarote schmale Chiffre auf dem Schwarz vergangen war, wischte er sich mit beiden Händen über den Mund, mit der inneren Seite und dem Handrücken, so daß das Blut nun seine Hände und sein Gesicht über und über bedeckte.

Auf der linken Seite des Buches erschienen die Worte: „Sie haben sich um einige Minuten mit dem Blut dieses Kindes das Leben verlängert. Finden Sie auch jetzt noch keine Schuld in sich selber?“

„Ich kann nur sagen: ich stehe wie so oft schon in meinem Leben in einem gewissen Zwielticht da . . . Aber wer hat mich hineingebracht — in dies Licht, in diesen Fahrstuhl, in diese Todesklemme — ja, ich kann sogar sagen: in meinen Charakter, mein Wesen? Wer schuf mir diese ganz besonderen Umstände? Wer ließ mich gerade in diese Zeit plumpsen und hob mich auf diesen hohen Platz? Und was oder wer hat mich zu dem gemacht, der ich bin? Ja, ich möchte wirklich noch zuguterletzt wissen, wem ich dies alles zu verdanken habe, und zwar nicht nur diese meine mißlichen Umstände, sondern ebenso: meine herrscherliche Gesinnung und die Stärke der Affekte, die göttliche Enthemmtheit? Vor allem: wer gab mir diesen — ich darf sagen: bestialischen Mut, alles, was mir hindernd im Weg lag, zu durchschauen, aufzulösen, zu beseitigen, zu überwinden: sogenannte Wahrheiten, Institutionen, Menschen, Überlieferungen in der eigenen Seele. Entweder bin ich ein Produkt des Zufalls — und ich muß also dem Fatum göttliche Ehre erweisen; denn so etwas wie mich blind und im Spiel fertig zu kriegen, das ist schon eine Leistung. Oder aber, es war ein Schöpfer, der mich erdacht und gemacht hat, genau so wie ich bin. Wenn er mich nun aufforderte, über meine Taten Rechenschaft abzulegen, müßte ich zuerst von ihm dasselbe fordern: denn bin ich durch ihn, dann bin ich seine Tat —, und als seine Tat ist er die Ursache meiner Taten!“

„Noch vor kurzem dachten Sie über die Freiheit Ihres Willens ganz anders. Erinnern Sie sich: selbst einer Droge wollten Sie keine Bestimmungskraft auf Ihre Freiheit einräumen. Also sprach der Normer: ich bin ganz bestimmt — durch mich, ausschließlich durch mich!“

Moosthaler antwortete mit einem Achselzucken:

„Jeder Mensch schafft sich seine Vorstellungen, wie er sie braucht. Auch darin sind wir unserem Schöpfer, falls es ihn gibt, ganz ähnlich. Wir Menschen sind inkarnierte Vorstellungen, wie er sie gerade zu seinem Spiel braucht. Entweder befinde ich mich in einem solchen Schöpferspiel oder nicht. Befinde ich mich darin, habe ich eine mir zuge dachte Rolle gespielt.“

„Alois Moosthaler, Ihre Erkenntniskraft ist, wenn Ihr Wille sich vor der Wahrheit beugt, stark genug, um diese letzte, den Sinn Ihres Lebens entscheidende Frage zu beantworten. So fragt Sie denn die Stimme in Ihrem Innern: ist die Person des Alois Moosthaler erst in der Rolle des Normers geschaffen worden, oder war Alois Moosthaler schon vorher ganz da?“

Moosthalers Schrift lief wie ein witziges Lächeln dahin.

„Also doch Rolle! Ich habe ja immer ein seltsam beruhigendes Gefühl gehabt, daß ich jeweils nur das tat, was in meiner Rolle vorgeschrieben war.“

Der gewisse oberste Spielleiter muß an mir Gefallen gefunden haben. Das Spiel — nenne man es nun Leben, Wirklichkeit, Geschichte — dieses Spiel, kann man es mit pickeligen Musterknaben, gehorsamen Perpendikelseelen, mit dressierten Moralpudeln aufführen? Ich gehöre zu den großen Ausnahmen — darum bekam ich meine Rolle. Will man mich nun wie einen Condottiere behandeln, dessen die feinen Auftraggeber sich, nachdem er die im Kontrakt geforderte schmutzige Arbeit geleistet hat, zu entledigen trachten, indem man ihm den Prozeß macht?

„Alois Moosthaler, niemand will sich Ihrer entledigen, sondern Sie waren unaufhörlich und sind noch immer dabei, sich jeder Verantwortung und jeder Beziehung zum Ganzen und zum Ureinen zu entziehen. Sie reden von schmutziger Arbeit, zu der Sie kontraktmäßig verpflichtet gewesen seien. Es gibt freilich einen Kontrakt zwischen Ihnen und dem obersten Spielleiter. Und wenn Ihr Wille sich erinnern und die Wahrheit einsehen will, dann wissen Sie in diesem Augenblick, daß Sie beim Abschluß dieses Kontraktes alles bewilligt erhielten, was Sie forderten: Reichtum, Einfluß auf Menschen, Erfolg, Macht. Aber Sie erhielten sogar noch etwas, und das ist unendlich mehr: Sie erhielten die Freiheit des Handelns! Sie forderten sogar, daß der oberste Spielleiter sich nicht einmischen dürfte, — Sie wollten alles allein tun, aus eigenem Geist, aus eigener Kraft! Erinnern Sie sich?“

Moosthaler hielt den Kopf schief und schrieb:

„Dunkel! — aber hell genug, um festzustellen, daß das mit der Freiheit ein höllischer Unsinn — oder ein himmlischer Unfug ist. Für mich steht es fest — ein paar tausend Jahre Weltgeschichte machen es mir evident —, daß der Glaube an die moralische Freiheit des Menschen in sich selbst ein Unsinn ist. Für die Regierenden aber bietet er eine ausgezeichnete Handhabe, den Menschen durch das Bewußtsein der Sünde unten zu halten und regierbar zu machen. Wollte ich aber in den letzten fünf Minuten meines Lebens diese meine Überzeugung ändern und zu der gegenteiligen übergehen, daß der Mensch frei sei, dann müßte ich dem Urheber dieser Freiheit ins Gesicht sagen, daß kein Verbrechen an dieses eine reicht, dem Menschen die Freiheit der moralischen Entscheidung gegeben zu haben. Denn das Böse, das sich des Menschen bereits durch die Fiktion der Freiheit bemächtigt hat, wäre nun eine Wirklichkeit, welcher er sich nicht mehr entziehen könnte. Er würde nun wirklich böse, während doch das Böse für den, der die Freiheit als Unsinn erkannt hat, seine Wirklichkeit verliert.“

„Alois Moosthaler, der Fahrstuhl steht nun offen. Der Leichnam des Knaben ist schon davongetragen. Vor Ihnen stehen zwei Männer, Ihre Feinde, blinzeln Sie nicht, seien Sie gefaßt! Die Männer haben bemerkt, daß Sie noch einen Funken Leben in sich haben. Sie werden Sie jetzt bestimmt töten, Alois Moosthaler. Wer von den beiden wird zuerst den Fuß heben, ja mit dem Fuß wird es wahrscheinlich geschehen, ins Gesicht — blicken Sie nicht weg, Sie kennen doch den Vorgang seit einigen Jahren . . . Es war die Art der normalen Berührung zwischen den genormten Henkern und den genormten Opfern. Noch zögern die beiden, sie sind es nicht gewöhnt, es sind keine Genormte. Selbst der eine, der Blinde aus Ihrem Vorzimmer, — er war nur zum Schein genormt und blind! Wenn er nun genügend Ekelgift im Blut hat und den ersten Schritt in Ihr Gesicht wagt — nein, er wird Sie nicht mit den Händen

anrühren! — wer hat diesen Tritt zu verantworten: jener, den Sie den obersten Spielleiter nennen? — oder dieser Mensch? oder Sie selbst? . . . Warum tut er es wohl? . . . Da — nun tritt er — aber nicht ins Gesicht — in den Unterleib . . . Nicht stöhnen, Ihre Stimme erregt ihn sonst, und er tritt fester . . . Tut dieser Mann denn recht, Sie, einen Sterbenden, zu treten? . . . Aber er hat das Blut entdeckt — am Hals des Jungen — und auf dem Boden des Fahrstuhls und an Ihrem Mund, — deshalb tritt er Sie jetzt in den — ja in den Mund . . . Ist das erlaubt? Soviel Roheit, soviel Haß? Alois Moosthaler, daß ein Mensch dem Mitmenschen den Mund — das Gesicht zertritt — zertrampelt — ist das nicht ein Greuel? Geben Sie zu, daß das zerstörerisch ist, unmenschlich, böse, was man Ihnen antut? — was Sie den andern antaten? So geben Sie doch Antwort! — Sie leben doch noch! Ist Ihr Daliegen unter den Füßen ihrer Feinde, — ist es Zufall? — Unsinn? — Unfug?

„Sich um sich selber rollen . . .“ Nachdem diese Worte erschienen waren, schwang sich Alois Moosthaler viele Male, wieder als stände er auf Schlittschuhen, um sich selbst im Kreise, immer schneller, bis seine Gestalt zu einem säulenhaft nach allen Seiten blickenden und greifenden Flederwisch wurde, der sich immer rasender drehte, immer grauer, länger und dünner wurde und schließlich auf der schwarzen Folie verging.

Und die von droben hereinblickenden Sterne suchten auf der rechten Seite des Buches nach Alois Moosthalers letztem Gedanken. Aber es gab da nach dem Worte „rollen“ nur noch eine zuckende Linie, die an eine Tabellenkurve erinnerte — auch sie verschwand.

AM AUWALD

Aus hohen Ahornkronen
streicht die Elster
im Wellenfluge ab.
Die Unken läuten.
Sprödes Röhricht
drängt durch die Schwermut
der versteckten Tümpel.
Im Espenunterholz
ruhen die Stunden
der langsamen Landschaft.
Uralte Trauer weht
im vergilbten Schilf.

Walter Helmut Fritz

Die Flucht in den Haß

Eva Gabriele Reichmann, ausgezeichnet durch die doppelte Doktorwürde der Universitäten Heidelberg und London, hat jetzt ihr Buch „Hostages of Civilisation“ in deutscher Sprache unter dem Titel „*Flucht in den Haß*“, mit einer für deutsche Leser bestimmten Einleitung erscheinen lassen (Frankfurt am Main, Europäische Verlagsanstalt. 324 S. Ganzleinen DM 9,80, kartoniert DM 7,50). Ich stehe nicht an, dieses hervorragende Buch als schlechthin unentbehrlich für jeden, der es ernsthaft mit der Entwicklung des deutschen Volkes und mit der Judenfrage meint, zu erklären. Es geht uns Deutsche alle an. Das Buch bewegt sich auf einem hohen geistigen Niveau und ist geschrieben in einer bewundernswerten Klarheit, geistigen Disziplin und messerscharfen Logik, so daß von den Ergebnissen der Untersuchung schlechterdings nichts abgehandelt werden kann. Die Verfasserin hat vollgültigen Anspruch auf unsere höchste Achtung — auch wegen ihrer menschlichen Substanz. Sie ist heute Leiterin der Forschungsabteilung in der unseren Lesern wohlbekannten Wiener Library und hat als Mitarbeiterin des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens eine besondere Rolle gespielt und bis 1938 selbst die Herausgabe der jüdischen Monatsschrift „Der Morgen“ in Händen gehabt. Denn obwohl sie auch persönlich unter den schwersten Verfolgungen durch die Nationalsozialisten stand, führt sie die tiefeschürfende Untersuchung in einer vorbildlich fairen und objektiven Weise. Keine Spur von Ressentiment ist in dem Buch zu finden, obwohl wir jedes Ressentiment durchaus verstehen müßten. Sie hat niederträchtigen Haß erlitten, ohne ihn zu erwidern.

Um so wichtiger sind die Ausführungen in ihrem Vorwort, in dem sie sich kritisch mit dem Verhalten des deutschen Volkes nach dem Zusammenbruch zu den Verbrechen an den Juden auseinandersetzt.

Von einem überlegenen Standpunkt aus gibt sie keine Geschichte des deutschen Antisemitismus oder der grausamen Verfolgungen durch den Nazismus, sondern eine streng wissenschaftliche Analyse, bei der sie stets die Wechselwirkungen zwischen sozialen und geistigen Faktoren sorgfältig beachtet. Die Tatsachen werden als bekannt vorausgesetzt. In dem ersten Teil untersucht sie den Antisemitismus als einen Sonderfall von Gruppenspannung. Sie unterscheidet zwischen einer objektiven oder „echten“ und einer subjektiven oder „unechten“ Judenfrage. Sie zählt die Merkmale der verschiedenen jüdischen Bevölkerungsgruppen auf und befaßt sich mit den Widersprüchen in der Erscheinung des modernen Juden unter gleichzeitiger Untersuchung der psychischen Wirkung der Krise und zieht dann Folgerungen über das Zusammenwirken objektiver und subjektiver Ursachen in der Geschichte des deutschen Antisemitismus.

Sie ist fern von der Vulgärideologie und macht es sich nicht so billig, wie es solcher Art Leute tun, indem sie die Wurzeln des Nationalsozialismus schon bei Luther beginnen und sie über Friedrich den Großen und Bismarck bis zu Hitler reichen lassen. Das lehnt sie energisch ab. Sie gibt wesentliche Erkennt-

nisse über die wahren Wurzeln des Nationalsozialismus, der eine erschreckende Entartung des deutschen Volkscharakters ist, die sich aus wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Erscheinungsformen im 19. und 20. Jahrhundert erklären läßt.

In dem zweiten Teil untersucht sie die Merkmale der Zeit, während sie im dritten den Schauplatz des Nationalsozialismus und Antisemitismus behandelt unter Berücksichtigung der geographischen Lage Deutschlands, der Auseinandersetzung Deutschlands mit den Ideen des Westens, die Wirkung der verspäteten Industrialisierung, um dann auf die Frage einzugehen, warum sich die Wege des nichtjüdischen und jüdischen Bürgertums getrennt haben. Sie hat Wesentliches zu sagen zum Problem Preußen und über die Labilität des deutschen Nationalbewußtseins, über Alldeutschtum und intellektuellen Antisemitismus. Der letzte Teil bringt die Schilderung der Katastrophe und ihre Auswirkung auf das deutsche Volk. Endlich werden der Militarismus als Mittel der Triebbefreiung dargestellt und die Funktionen des Antisemitismus in der nationalsozialistischen Propaganda untersucht. Mit Fug und Recht betont sie dann, daß der Ausweg, den der Nationalsozialismus gesucht habe, nichts anderes sein konnte als die Flucht in den Haß.

Es ist unmöglich, den ganzen Gehalt des Buches auch nur andeutend hier wiederzugeben. Ein Beispiel aber mag Platz finden: Der Nationalsozialismus, der niemals eine selbständige geistige Schöpfung gewesen ist, aber den Rang einer (Pseudo-) Religion beanspruchte, entfesselte bewußt die Triebe des Volkes und stützte sich auf seine psychologischen Bedürfnisse. Hier operierte er geschickt und berücksichtigte alle Elemente, welche dieses Volk in seiner damaligen Lage brauchte. Da er das Gewissen radikal ausschaltete, konnte er bei der Masse auf Begeisterung und vollen Erfolg zählen. Man nahm ihr jede Verpflichtung — und Möglichkeit eigenen Denkens und eigener Verantwortung. Dazu kam eine verbrecherische Rassenlehre, die jeder Untat die Tür weit öffnete. Der Antisemitismus lieferte oder illustrierte die Symbole, mit deren Hilfe die Triebbefriedigung erreicht wurde; „er ermöglichte den opportunistischen Appell an sämtliche Interessentengruppen; und er diente dazu, echte politische Probleme in Abrede zu stellen, so daß über sie hinweg eine vorgetäuschte Einigkeit behauptet werden konnte.“ Wie jede Irrlehre und Gewaltherrschaft brauchte der Nazismus einen schwarzen Mann. Dazu bestimmte er den Juden. „1. Der Antisemitismus, der in Deutschland in den letzten normalen Jahren, also vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges herrschte, war schon zu dieser Zeit nur noch zum kleineren Teil die Folge einer echten Spannung zwischen Juden und Nichtjuden; zum weitaus überwiegenden Teil war er auch damals schon der Ausdruck reaktionärer Gesinnung und einer nationalen Unsicherheit, die man auf Kosten einer Minderheit mit vorwiegend liberalen Ideen zu kompensieren suchte. 2. Infolge von Krieg und Nachkriegskrise gelangten gewisse gesellschaftliche und politische Entwicklungen zu einem Höhepunkt, die das Aufkommen des Nationalsozialismus begünstigten. Bei der Wirkung nationalsozialistischer Gedankengänge spielte der Antisemitismus keine ausschlaggebende Rolle. 3. Mit der Woge der nationalsozialistischen Propaganda wuchs auch der Antisemitismus. Er erfaßte die Menschen in erster Linie wegen der psychischen Vorteile, die das Antisymbol ihren regressiven Bedürfnissen nach Aggression, Selbstverherrlichung, Ver-

antwortungslosigkeit bot. Daß das Antisymbol in dem Juden personifiziert wurde, war von nebensächlicher Bedeutung. 4. Der auf diese Weise entstandene symbolische Antisemitismus war weniger gegen die jüdischen Mitbürger als gegen den jüdischen Mythos gerichtet. Zu spontanen Tötlichkeiten der verhetzten Volksmassen gegen Juden kam es nur in vereinzelten Fällen. 5. Die Menschen, die sich unter dem Einfluß von Krise und Propaganda als Antisemiten bekannten, wünschten keine antijüdischen Maßnahmen, deren Radikalität mit den von der Regierung tatsächlich ergriffenen vergleichbar gewesen wären. Sie hießen eine ‚Zurückdrängung des jüdischen Einflusses‘ gut, dachten aber in ihrer Mehrzahl weder an Austreibung, noch an Deportation oder Vernichtung.“

Durch diese meisterhafte Analyse hat E. G. Reichmann auch die Frage endgültig beantwortet, „ob aus der Tatsache der Judenkatastrophe auf die Unhaltbarkeit der Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland geschlossen werden muß oder nicht.“ Mit der Verfasserin verneinen wir energisch diese Frage.

In den „Schlußfolgerungen“ findet sich der Satz: „Wer den Gesetzen der klassischen Tragödie folgend die Schuld des tragischen Helden festzustellen wünscht, mag sie in der zu rückhaltlosen Hingabe der deutschen Juden an die deutsche Kultur suchen.“ Das ist keine Schuld der Juden, aber die unsühnbare Schuld des Volkes, das den Juden ihr Leben und ihr Tun mit den furchtbarsten Untaten vergolten hat. Stellenweise könnte man die Ausführungen der Verfasserin fast für ein Plädoyer pro reo halten . . . Man kann aber nur zu erklären versuchen, zu entschuldigen gibt es nichts.

Die Schlußfolgerungen von E. G. Reichmann sollten wir alle mit der gleichen Sorgfalt lesen wie das Vorwort, auch wenn das kein Deutscher ohne tiefe Erschütterung und Erröten der Scham können wird. Wir haben nichts darauf zu erwidern, wenn Eva G. Reichmann feststellt, daß nach dem Zusammenbruch wir Deutschen die wiedergewonnene Freiheit des Wortes nicht genügend genutzt haben, um das Verbrechen an den Juden gebührend zu kennzeichnen. Der von der ganzen Welt erwartete Aufschrei des Entsetzens eines ganzen Volkes über die in seinem Namen begangenen Verbrechen ist ausgeblieben. Sie weist darauf hin, daß Theodor Heuß mit starken Worten hier in die Bresche getreten ist. Sie hat volles Verständnis, warum die Kollektivscham ausgeblieben ist, und sieht die Gründe dafür auch in den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, ohne daß dadurch die moralische Verantwortung abgelöst wäre. Warum sind damals nicht Worte gesagt worden wie, daß wir nicht den echten Willen zur Freiheit gehabt hätten und nicht mehr unterscheiden konnten, was Recht und was Unrecht war? Wir hätten auch sehen müssen, daß unser geistiges Leben verarmt ist durch die gewaltsame Austreibung der Juden, die als wichtige Anreger im Geistigen und Wirtschaftlichen und auf der menschlichen Ebene gewirkt haben. Daß wir die Mahnung damals nicht zu unserer Schande und zu unserem Schaden gehört haben, und daß wir Alles, aber auch Alles tun sollten, um wenigstens in etwas wieder gut zu machen.

Es ist sehr traurig, daß wir auch heute nicht eindeutig sagen können, daß Haß und Haßbereitschaft in unserem Volke tatsächlich überwunden wären, sondern müssen bekennen, daß Schändungen jüdischer Friedhöfe verübt wer-

den und immer noch antisemitische Hetzschriften erscheinen und antisemitische Hetzreden gehalten werden können. Jeder sollte sich Eva Gabriele Reichmanns Mahnung ins Gewissen prägen, daß die seelische Erkrankung, die der Nationalsozialismus bedeutet, nicht durch *Stillschweigen* überwunden werden kann. Erst wenn ihre Mahnung befolgt wird, dürfen wir hoffen, daß ihr Buch „Flucht in den Haß“ uns allen zur inneren Läuterung geholfen hat.

Rudolf Pechel

Du sollst dich aufregen !

Wir Westdeutschen seien ein Teilvolk, das „alle vier Jahre eine Regierung wählt, von der Regierung erwartet, daß sie es ... in Ruhe läßt und verspricht, sie auch seinerseits in Ruhe zu lassen“. So charakterisiert *Erich Kuby* in seiner polemischen Reportage „*Das ist des Deutschen Vaterland — 70 Millionen in zwei Wartesälen*“ (Stuttgart, Scherz und Goverts. 486 S. DM 19,80). Im Motto dieses Buches steht das Brecht-Zitat: „Sagredo, du sollst dich aufregen!“ Kuby tat viel, um seinen Lesern Aufregung zu ermöglichen. Er skizziert in einem bedrückenden Kapitel, wie in einer mitteldeutschen Stadt mit Gewalt und List eine Fabrikantenfamilie langsam kaputtgemacht wird, er reportierte den Kampf eines freien Bauern gegen die Verstaatlichung, er besichtigte eine Muster-LPG (landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft). Kuby sprach mit Ulbrichts Atomstar, Manfred Baron von Ardenne, er besuchte Brechts Witwe Helene Weigel, visitierte das KZ Buchenwald, dessen Museum selbstverständlich keine Auskunft gibt über die Zeit der Benutzung durch die Sowjets.

Mitteldeutschland wird in Reportagen und nach Impressionen dargestellt, die mitteldeutschen der durcheinandergewürfelten 25 Kapitel sind daher besonders flott und verhältnismäßig flach ausgefallen. Westdeutschland nimmt sich der Autor dank viel besserer Kenntnis genauer vor. Hier überwiegt die Darstellung, gewürzt durch Polemik. Kuby verfährt mit der Bundesrepublik strenger als mit der „DDR“. Man könnte diese Art von Verzerrung weitgehend als pädagogische Maßnahme billigen, denn das Buch wendet sich ja an Westdeutsche. Der Verfasser schießt aber öfters über das löbliche Ziel hinaus. Zum Beispiel lobt er die Seltenheit von Nazi-Offizieren in der „Volksarmee“ und erörtert ideologische Schwierigkeiten. Erwägun-

gen über die militärische Nützlichkeit stellt er nicht an. Sie hatten in dem Kapitel über die Bundeswehr zu dem vernichtenden Urteil geführt: „Armee für Vorgestern“. Andererseits nennt Kuby die Bundesrepublik einen „provokanten Militärstaat“. Er ironisiert auf bloßen Verdacht hin die Angabe, daß 6000 Sowjetpanzer in Mitteldeutschland versteckt seien. (Minister Strauß sprach am 21. März 1957 sogar von 7500 Panzern und 400 000 Sowjetsoldaten.) Kuby verschweigt aber, daß in Mitteldeutschland zur Zeit 289 000 Deutsche unter Waffen stehen (Volksarmee, Grenz-, Bereitschafts- und Volkspolizei). Dazu kommt die vormilitärische Ausbildung in der „Gesellschaft für Sport und Technik“ (225 000 Mitglieder) und die Kampfgruppen der Betriebe (215 000 Mann). Ich kann diese Zahlen so wenig wie Kuby prüfen, ich will zeigen, daß er die ihm passenden Informationen verwertet. Wenn man aber zum Vergleich zwischen zwei „Wartesälen“ herausfordert, dann sollte man systematisch und nüchtern beschreiben. Gewissermaßen steht dem Hinterausgang des einen die Fensterfront des andern gegenüber, der Theke erster Klasse die Garderobe vierter. Ich fürchte, diese Art von Orientierung wirkt sich eher als Desorientierung aus. Dem scharfen Adenauer-Kapitel müßte ein Grotewohl-Kapitel gegenüberstehen, der westlichen „Lizenz-Presse“ mit Axel Springer als Modell sollte die mitteldeutsche Parteipresse mit ihren „Perspektivplänen“ und „Argumentationsanweisungen“ vom Presseamt verglichen sein. Dem Leser bietet sich also kein verlässliches Gesamtbild, sondern er lernt viele grell beleuchtete Details kennen. Die beiden Teilbilder entsprechen sich auch deswegen so schlecht, weil das Buch teilweise nur zusammengestellt wurde.

Bedauerlich ist ebenfalls, daß dem Verfasser zum Thema „Jugend“ nichts einfiel. Er erstattet demonstrativ Fehl-anzeige, lobt aber bei dieser Gelegenheit

an der mitteldeutschen Jugend, daß sie „zu Unruhen fähig ist“. Es wäre richtiger gewesen zu bedauern, daß sie zu Unruhen gezwungen ist. Hier klingt auch sein unanwendbares Leitbild an: der „Partisan der Zukunft“.

Kuby macht den Eindruck eines enttäuschten Idealisten. Er sieht den Zug der Zeit unaufhaltsam über die falsche Weiche fahren. Er zeigt, daß schon 1945 in Potsdam ein falsches Abfahrtssignal gegeben worden ist. Das Personal hat inzwischen längst gewechselt. Aber der Wagen, der rollt. Es war ja auch utopisch, ausgerechnet von Siegern einen „neuen Geist“ zu erwarten. Es war auch nicht wahrscheinlich, daß die Verlierer darauf verzichten würden, sich unter schlechten Voraussetzungen entsprechend schlecht und recht zu regenerieren. Nun leben wir bereits im Stadium der Angst, daß „Die Verhältnisse“ stärker geworden seien als die Einsicht. Wenn da jemand aus der Haut fährt, ist das nicht nur zu verstehen, sondern zu begrüßen. Obendrein zeigt Kuby Mut und bietet viele polemische und stilistische Glanzpunkte. Gerade seine effektvollen Kurzschlüsse könnten der Sache nützen. Denn wer sich über dieses Buch aufregt, ist der Demokratie noch nicht verloren. Können wir uns aber über „sowas“ aufregen? Erich Kuby sagt nein... *Hans Daiber*

Karl Kraus

Werner Kraft will in seinem liebe- und bewunderungsvollen Buch „Karl Kraus“ (Salzburg 1956, Otto Müller, 366 S. DM 17,—) nicht „den geistigen und moralischen Gehalt eines Riesenwerks erschöpfen“, sondern nur einige Beiträge zum Verständnis dieses einzigartigen Lebenswerkes liefern. Karl Kraus ist ihm mit Recht „ein Bote des kommenden Chaos“, der schon 1908 in seiner „Apokalypse“ sagte: „Der wahre Weltuntergang ist die Vernichtung des Geistes.“ Jahrzehntelang kämpfte er mit seinem überlebensgroßen Wort gegen den „Untergang der Welt durch schwarze Magie“. Er nannte sich einen, „der zuhause in Feindesland lebt“, denn weder die Seelenlosigkeit des deutschen Betriebs noch die falsche, widergeistige Romantik Österreichs ließen ihn sich in diesen Ländern zuhause fühlen, deren Unwesen zu den „Letzten Tagen der Menschheit“ führte, die Kraus, „der große Ankläger des österreichisch-deutschen Krieges“, in seiner gewaltigen und einzigartigen Tra-

gödie aufzeichnete. „Ich habe gemalt, was sie nur taten.“ Am Ende dieser Tragödie hören wir:

„Mal 'ran ins Feld!
Noch einer mehr!
Und wenn die Welt —
(Flammenlobe)

Nur feste druff!
Auf Knall und Fall!
Es braust ein Ruf —
(Weltendonner)

Das ist uns neu!
Was soll das sein?
Fest steht und treu —
(Untergang)

Wir sind verbrannt!
Wer brach da ein?
Lieb Vaterland —
(Ruhe)

Kraus, der schon früh gesagt hat: „Die deutsche Sprache ist die tiefste, die deutsche Rede die seichteste“, und der der deutschen Sprachverderbnis viele tief sinnige Untersuchungen gewidmet hat — jetzt gesammelt unter dem Titel „Die Sprache“ wiederherausgegeben —, sprach 1934 von der deutschen Sprache als „der abgründigsten und tiefsten Sprache, deren unzünftiger Gebrauch zu den Greueln des Bluts geführt hat.“ Aber schon lange vorher zitierte er das Wort Kierkegaards: „Ein einzelner Mensch kann einer Zeit nicht helfen oder sie retten, er kann nur ausdrücken, daß sie untergeht.“

Der Satiriker Karl Kraus war auch der Dichter zartester Verse. Seine Satire, sagt Werner Kraft, ist nur eine andere Form der Lyrik, sie entstammt demselben Grunderlebnis der Sprache. Kraus' Idee des Wortes wurzelt „in dem Lichtsatz der Genesis und in dem Anfang des Johannesevangeliums“. Werner Kraft analysiert einige der schönsten Gedichte Karl Kraus' aufs behutsamste — niemand noch hat je ihre dichterische Leuchtkraft so zart angedeutet.

Eine Auswahl aus den Glossen Karl Kraus' ist unter dem Titel „Widerschein der Fackel“ als neuester Band der vom Kösel-Verlag neu herausgegebenen Werke des großen Satirikers erschienen (1956, 434 S. DM 25,—). Karl Kraus sagte 1913: „Mir ist ein Engel erschienen, der mir sagte: Gehe hin und zitiere sie.“ Wenn wir heute diese Glossen und Zitate wieder lesen, begreifen wir, warum der

Nationalsozialismus in Deutschland und Österreich so viele Millionen begeisterter Anhänger fand, warum er in diesen Ländern aufkam. Ein paar wenige, beliebig herausgegriffene Proben mögen genügen. Etwa die Kriegsverse: „Schlagt alles tot, was um Gnade fleht... Mehr Feinde, mehr Feinde! sei euer Gebet.“ Oder die Verse eines Priesters gar, der lange genug lebte, um auch noch nationalsozialistische Verse zu schreiben: „Steirische Holzer, holzt mir gut mit Büchsenkolben die Serbenbrut! Steirische Winzer preßt mir fein aus Welschlandfrüchtchen blutroten Wein!“ Oder: „Füllt mit Dynamit die Täler, rettet aus die Heuchler, Hehler, jedem schlägt den Schädel ein und seid stolz, ‚Barbar‘ zu sein!“ Hören wir einen Fliegeroffizier: „Noch nie im Leben habe ich etwas so Herrliches erlebt! Über alles Irdische erhaben, kommt man sich wie ein Gott vor!“ Oder diese Todesanzeige: „Den Heldentod fürs Vaterland erlitt unser lieber, jüngerer Chef... Sein weiter kaufmännischer Blick ließ ihn die großen Kampfesziele erkennen und freudig zog er hinaus pro gloria et patria.“ Oder Wilhelms Worte: „Hindenburg ist unser Wotan und Ludendorff der Siegfried unserer Zeit.“

Mit den Jahren wurde daraus dank einem neu erstandenen Siegfried- und Wotansglauben der Straßenruf: „Die neieste Nummaa des Fridericus: Warum vadiant der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ.“ Es wurde daraus der Schlachtruf (in „Hakenkreuzottern“-Deutsch): „Arische Mädchen! von dem Tage an, da ihr diesen Lüstlingen verfallt, seid ihr für euer deutsches Volk verloren!“ Oder kürzer, im Sprechchor gebrüllt: „Deutschland erwache — Juda verrecke!“ (Siehe darüber in Karl Kraus' „Dritter Walpurgisnacht...“) Dennoch — nein: ebendeshwegen jubelten Millionen dem „Führer“ zu, wählten ihn 17 Millionen in der letzten freien Wahl. Heute aber sagt man, man habe nichts gewußt und sei deshalb aller Schuld ledig.

In einer Glosse der Fackel aus dem Jahre 1924 lesen wir die prophetischen Worte des Kaisers Franz Joseph schon früh im ersten Kriege: „Solch ein Krieg endet nicht mit einer Niederlage im bisherigen Sinn, sondern mit dem vollständigen Ruin.“ Mit diesen Worten ist auch 1945 vorausgesagt. Die Universität Königsberg aber, wo Kant einst, sagte Kraus, den „Traktat zum ewigen Frie-

den“ geschrieben hatte, verliet 1921 dem Siegfried vor dem eigentlichen Siegfried, dem General Ludendorff, ein Ehrendoktorat — „dem Führer, dessen starker Arm den makellosen Ruhm der deutschen Waffen und den Glanz deutscher Kultur getragen hat von den Gestaden des atlantischen Ozeans bis in die Wüsten Arabiens.“ Wenn wir jedoch bei Kraus von den Heldengeneralen des ersten Krieges lesen, „die nicht mehr vom Heldentod leben können und von der Republik nur eine Pension beziehen, die zwar den Verhältnissen der Niederlage, aber nicht deren Maßen entspricht“, so erinnern wir uns, daß die Pensionen der Hitler-Generale und Hitler-Admirale, selbst wenn sie als Kriegsverbrecher abgeurteilt worden sind, den Maßen der Niederlage von 1945 viel besser entsprechen. Denn man zahlt jedem von ihnen meist mehr als tausend Mark monatlicher Pension, während ihre Opfer sich mit Hungerrenten begnügen müssen.

J. Lesser

Dichtung

Ein Dichter hat eine Unterschlagung begangen, um nach Neapel reisen zu können. Er glaubt, nur in dieser Stadt werde er das Gedicht, nach dem er sucht, finden. Doch begegnet er nicht dem vielgerühmten, gewissermaßen permanent sonntäglichen Neapel, das er offenbar erwartet hat, sondern der neapolitanischen Wirklichkeit. Sie ist es, die ihm das Gedicht schenkt. Mit der Erkenntnis, daß ein Gedicht zwar ein Verbrechen — wie die Unterschlagung — wert wäre, sich aber nicht erjagen läßt, kehrt er zu seiner eigenen Wirklichkeit zurück, die wohl auch Gedichte zu verschenken hat. — Das ist der intellektuelle Unterbau, auf dem in „Piazza San Gaetano“ von Alfred Andersch (Olten und Freiburg 1957, Walter-Verlag. 88 S. DM 8,60) die Begegnung mit Neapel zum Gedicht wird, menschliche Nöte und Hoffnungen sich in letzter Tiefe erschließen und die Sprache des Alltags Glanz und Transparenz gewinnt. Die Geschichte des Dichters und das Gedicht sind zu einem bruchlosen Gebilde von starkem poetischem Reiz miteinander verschmolzen.

„Aus der rhetorischen Klassik kommend, sich davon lösend, haben die Dichterinnen unserer Zeit dem Bekenntnis und der Anklage, der Elegie und der Entzückung weiten Raum gegeben. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie zwar keine

revolutionär neue Form schufen, wohl aber eine unverwechselbar eigene Sprache“, schreibt *Oda Schaefer* in ihrem Nachwort zu der kleinen Auswahl deutscher Frauenlyrik *„Unter dem sapphischen Mond“* (München 1957, Verlag R. Piper & Co. 75 S. DM 2,—). Nicht besser läßt sich bezeichnen, was die von ihr zusammengestellten Gedichte formal verbindet, und schwerlich kann eine Anthologie innerlich geschlossener wirken als diese, die auf einer natürlichen Gegebenheit, auf der Besonderheit weiblichen Erlebens und weiblicher Schöpfungskraft basiert. Mit sicherer Hand hat *Oda Schaefer* aus den Werken der fünfunddreißig Dichterinnen, denen man hier begegnet, die Gedichte herausgegriffen, die ein profiliertes Bild von jeder einzelnen Persönlichkeit geben, und — was man heute als ein großes Glück empfindet — auch dort, wo sich leidende, beschwörende oder kämpferische Stimmen in ihnen erheben, sind es wohlthuende Gedichte. Dankbar wird man sich dessen bewußt, in welchem Ausmaß die gültige Aussage eines Gedichts klärt und heilt.

Hildegard Abemm

Wege zum Gedicht

Rupert Hirschauer und *Albrecht Weber* haben vor gut einem Jahr vier Bände „Deutsche Gedichte“ herausgegeben, deren sorgsame Auswahl allgemeinen Beifall gefunden hat. Jetzt bringen sie mit einer Einführung von *Edgar Hederer*, unterstützt von zahlreichen künstlerisch und pädagogisch erfahrenen Mitarbeitern den stattlichen Band *„Wege zum Gedicht“* (München, Schnell und Steiner. 457 S. DM 12,40). Das zunächst für die Schule, insbesondere den Deutschlehrer bestimmte Werk wird auch im Hause und bei allen Freunden deutscher Lyrik willkommen sein, führt es doch mit Ehrfurcht an das künstlerische Schaffen, das wohl nirgend geheimnisvoller und reiner ist als auf dem Gebiet der Lyrik. In gründlichen und scharfsinnigen Abhandlungen werden Aufgabe und Ziel der Interpretation dargelegt, die nicht im Biographischen und Literarhistorischen stecken bleiben soll. Die erklärenden Beiträge beginnen mit den Minnesängern und wandern bis in unsere Gegenwart. Die Mitarbeiter schlagen verschiedene Wege ein, um dem Leser eine vertiefte Betrachtung zu ermöglichen. Sie schildern den Dichter und seine Zeit und erblicken ihre Hauptaufgabe in der Deutung des

Sinngehalts, der künstlerischen Aussage. Sie erreichen dies Ziel weit freier, auch persönlicher, als die Einführung vermuten läßt, die so strenge Grundsätze aufstellt, daß der Leser um die Freiheit der Interpreten zu fürchten beginnt. Unter diesen befinden sich Professoren, Germanisten und Kritiker von Rang, so *Hans Färber*, *Wilhelm Grenzmann*, *Romano Guardini*, *Johannes Pfeiffer*, *Max Picard*, *Erich Trunz*.

Gelehrten Zwecken dient die umfangliche Bibliographie. Sie verzeichnet die wissenschaftlichen Handbücher, Werke zu den Themen Poetik, Dichter und Gedicht und zwar, was besonders rühmendwert ist, bis in die neueste Zeit, so daß man vom Kürnberger bis *Karl Krolow* nachlesen kann, wo man weitere historische und kritische Auskunft findet. Natürlich sind nicht alle Interpretationen gleich geglückt. Manche erheben zu hohe Ansprüche, andere wirken seminarhaft, aber die meisten sind nützlich und einige nicht zu übertreffen. Sonderbar, daß in einem so sorgfältig redigierten Buch auch gesonnen und gesinnt verwechselt wird und das gräßliche Durchführen sein modisches Spiel treibt. P. W.

Remarques neuer Roman

„Scheltet nicht, wenn ich einmal von alten Zeiten rede. Die Welt liegt wieder im fahlen Licht der Apokalypse, der Geruch des Blutes und der Staub der letzten Zerstörung sind noch nicht verfliegen, und schon arbeiten Laboratorien und Fabriken aufs neue mit Hochdruck daran, den Frieden zu erhalten durch die Erfindung von Waffen, mit denen man den ganzen Erdball sprengen kann.“ Die Sätze stehen in *Erich Maria Remarques* Vorwort zu seinem neuen Roman *„Der schwarze Obelisk“* (Köln-Berlin 1956, Kiepenheuer & Witsch. 484 S. DM 16,80). Er geht zurück zu den „sagenhaften Jahren, als die Hoffnung noch wie eine Flagge über uns wehte und wir an so verdächtige Dinge glaubten wie Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Toleranz — und auch daran, daß ein Weltkrieg genug Belehrung sein müsse für eine Generation.“ Wir setzen die Worte her, weil sie am besten den Geist andeuten, aus dem das Buch geschrieben ist. Im „sagenhaften“ Jahr 1923 — man rechnete in Millionen und Billionen — arbeitet der Held dieses Romans in einer Firma für Grabdenkmäler. Welch düsterer Humor.

Eine ungewöhnliche Liebe wird erzählt. Erfahrung innerer Ungenügsamkeit leuchtet immer neu auf. Ein politischer Mord geschieht, erste nationalistische Tendenzen werden spürbar. Das alles ist verwoben in das Bild, in die Darstellung des Lebens einer deutschen Stadt jener Zeit und ergibt diese „Geschichte einer verspäteten Jugend“, wie der Untertitel heißt.

Walter Helmut Fritz

Ernst Schnabels „Sechster Gesang“

Wenn ein Vergleich nicht so naheliegen würde: Der Odysseus unserer Jahre. Der Autor geht über das Sujet hinaus, auch wenn man sich fragt, prüft, ob die Form des Romans vielleicht dupliert oder uns heute adäquat erscheint. Es bleibt der mir bekannte prägnanteste Vorwurf westdeutscher Literatur seit 1945, seitdem alles wieder begann wie anno 1920-30 die Lemuren des Krieges auszuschöpfen. Anders zeigt sich etwa Horst Lange zur gleichen Zeit, zur Buch-Messe 1956, als er in der Szenerie von Romeo und Julia im sterbenden Berlin ein Thema gab, „Verlöschende Feuer“, die ewige Frage nach irdischem und göttlichem Recht, das immer wiederkehren wird, „Antigone“, so lange es Literatur gibt. Auch anders Ernst Schnabel — auch wenn es zu allen Zeiten einen Enzensberger, einen Weyrauch geben wird — geben muß, als Maßstab nur, der die Bühne bewegt — der Gedichte geben will, „die den Lesern wehtun“, Literatur, die Sekunden fängt, an der Zeit und Leser vorbeigehen, die ihre Bedeutung hat, die so eng ist. Welcher Raum wird frei, projiziert sich zuchtvoll in Form in Gestaltung, wenn man Ernst Schnabels: „Der sechste Gesang“ (Frankfurt 1957, Fischer. 2. Aufl. 167 S. DM 12,80) liest: „Hatten wir leben müssen, um ihnen die Langeweile zu vertreiben? Die Helden von Troja! ging es mir durch den Kopf. Die Rufe des Königs hallten nach, das Echo saß fest in meinen Ohren. Die Helden? dachte ich. O nein, ich bin keiner von ihnen gewesen. Die Helden sind gefallen. Auf dem Schlachtfeld. Die Siegreichen gingen nach der Heimkehr unter in den Armen ihrer Weiber, einige in ihren Dolchen.“ Schnabels Odysseus ist ein anderer als der — den wir kennen: Er naht nicht flehend Nausikaa, wird nicht von ihr „beschützt“ — ist oft bestimmter, eigenwillig und neu profiliert...

Horst Bingel

Im alten Hamburg

Der Hamburger Joachim Maass, Biograph Johann Christian Günthers und Friedrich Ludwig Schröders, von Carl Schurz und Heinrich von Kleist, Verfasser des Berliner Künstlerromans „Boheme ohne Mimi“, ist in seinem bedeutendsten Werk, dem „Testament“ in der geliebten Heimat eingekehrt, in deren Geheimnissen er wie kaum ein anderer Bescheid weiß, weil ihn die Liebe zu ihr von Kindheit an bewegte. Dieser Entwicklungs- und Familienroman ist 1939 zuerst erschienen. 1955 brachte ihn Kurt Desch in München neu heraus (452 S. DM 16,80). Der Leser glaubt zunächst, einem deutschen Kriminalroman zu begegnen, und freut sich der spannenden Handlung. Was der Verfasser in der Folge gibt, ist die Geschichte einer bürgerlichen Familie und zwar in Bekenntnissen, die ihre Angehörigen ablegen, oft weitschweifig, auch verworren, und nicht jeder wird die Kraft haben, ein halbes Dutzend Beichten anzuhören und innerlich zu bewältigen.

Paul Weiglin

Begegnungen sind notwendig

Otto Heuschele legt in seinem Buch „Musik durchbricht die Nacht“ (Stuttgart 1957, Silberburg Verlag Werner Jäckh. DM 5,80) sechs Prosatexte vor, die keine Erzählungen im strengen Sinne sein wollen: ihre Anekdoten sind auf zu vage Realismen beschränkt. Zum Beispiel: ein Beamter bricht aus seinem Alltag aus, sein Kind hat in ihm die früheren Ansprüche an das Leben neu geweckt; er schreibt ein erfolgreiches Buch und zieht sich aus der Stadt aufs Land zurück. („Die Macht des Sohnes“.) Dabei geht es dem Autor offenbar nicht so sehr ums Erzählen, eher ums Bekennen. Die „Musik“, die hier die „Nacht“ der Gegenwart durchbricht, heißt Sehnsucht nach dem anderen Leben, Einklang mit der Weltseele. Verbundenheit mit der Natur. Die Wirklichkeit des Alltags und im weiteren die Gegenwart widerstreitet der Poesie. Ein später romantischer Schmerz um die verlorenen Wiesen- und Waldgründe lebt in diesen Menschen. Und wo einer in die Welt der Technik gestellt wird, war das nicht seine Bestimmung („Die Brücke“). Der Ingenieur, der eine Brücke gebaut hat, erinnert sich seiner Berufung zum Musiker und wird unglücklich. Die Brücke selbst wird ins Symbolische verflüchtigt: Brücke als in-

nermenschliche Begegnung, als Schicksal. Der Ingenieur begegnet einem jüngeren, arbeitslosen Berufskollegen und schließt mit ihm Freundschaft: „Die Brücke, die wir zwischen uns gebaut haben, ist für mich herrlicher und größer als jene Brücke dort oben, möge sie auch so standhaft sein wie die, die ich aus Eisen und Beton baute.“ Eine andere Gestalt des ersehnten Lebens ist die Kunst, die Welt der Dichter und des Theaters. Eine Schauspielerin wird zum Inbild der Schönheit und des Todes („Der Sprung ins Leben“); ein Schauspieler taucht als Fremder auf und eröffnet einem jungen Menschen: „Du lebst, um Dich zu verwirklichen. Damit Du Dich verwirklichen kannst, muß ein Mensch kommen, der Dich erschüttert. Begegnungen sind notwendig.“ Selbstverwirklichung in der Begegnung mit dem Andern, das ist das durchgehende Thema dieses Buches. Freilich wird es in einer romantisch-idyllischen Tonart und nicht ohne tiefe Resignation vorgetragen. Und hinter den großen Tafeln: Schönheit, Weltseele, Einssein mit Gott und All, Harmonie der Welt, Wunder der Natur wohnt das Geheimnis des Lebens, ein numinoses Etwas, „wo kein Gedanke und keine Vernunft hinreicht“. Junge Menschen von heute mißtrauen diesen Tafeln. „Heute geht es um anderes.“ Ein Buch wie dieses erscheint in der nackten Perspektive der Gegenwart wie ein lebenswürdiges Märchen.

Herbert Meier

Wirklich ein „boche“?

Es ist nicht einfach, in Romanform gegen den Begriff „Erbfeind“ zu Felde zu ziehen, die Relativität des „Heldischen“ bloßzustellen und nachzuweisen, daß Nationalist zu sein gleichzeitig heißt, die Menschheit zu verraten und den Weg zur Unanständigkeit bis zum Verbrechen zu ebnen. *Henri Vincenot* versucht dies von französischer Seite aus mit Überzeugung und Verve: „*Ce boche mon ami*“ (Ravensburg 1956, Veitshurg Verlag. Übersetzt von Dr. Kurt Meysel. 240 S. DM 11,80). Es ist ein spannendes Buch, das den Krieg als Vernichter aller Werte anklagt, aber es ist nicht der große literarische Wurf, der über alle Zeiten hinaus Gültigkeit hätte. Der lesbaren deutschen Übersetzung hätte man vor allem gewünscht, einen für deutsche Ohren zugänglicheren Titel gefunden zu haben. Schade.

b. e. h.

Der Krieg als Abenteuer?

Die Frage nach dem politisch-moralischen Gehalt der Kriegsdichtung braucht in Deutschland nicht mehr wie nach 1918 gestellt zu werden. Es gibt keine Jünger und Beumelburg. Die deutschen Schriftsteller verdammen alle den Krieg Hitlers. Heroische Literatur gibt es nur noch an den Kiosken, in den Heften des Herrn Supf etwa. Wichtig ist das „Formale“ geworden: Mit welchen Mitteln gestaltet der moderne Autor den Zweiten Weltkrieg? Es gibt bedeutende Romanreportagen: Plievier oder Ledigs Stalinorgel. Es gibt einige dichterische Versuche, in Bild und Vision das dämonische und ungeheure Geschehen zu fassen. Experimente dieser Art können gar nicht anders als — wenn auch großartig wie Warsinsky (Kimmerische Fahrt) — scheitern. Auch der Roman wird als Mittel der Gestaltung noch immer benutzt. Aber diese Form ist dem modernen Krieg gegenüber kaum mehr adäquat. Der Roman braucht Spannung und den individuellen Helden. Der Krieg aber an der Front und im Dreck ist langweilig und löscht den Menschen geradezu aus. Erst in den Etappen und Stäben, dann in den Stadien der Auflösung, also etwa ab 1944, wurde der Krieg wieder abenteuerlich, spannend, romanhaft und bunt.

Willi Heinrich — berühmt geworden durch „Das geduldige Fleisch“ befolgt in seinem neuen Roman die Gesetze der Gattung genau „*Der goldene Tisch*“ (Karlsruhe 1956, Stahlberg. 525 S. DM 16,80). Die Handlungsträger sind Offiziere eines Stabes und damit Charaktere. Für sie wird der Krieg zum spannenden Spiel. Das Individuelle hat bei ihnen noch Raum. Heinrich stößt nun zum Moralischen vor. Ein General opfert völlig sinnlos seine Division in den Bergen vor Kaschau, Dez. 44, weil er den eigenen Kopf nicht verlieren will. Furcht vor dem Kriegsgericht und blinder Gehorsam erzeugen einen völlig sinnlosen Befehls- und Todesmechanismus, dem keiner entrinnt. Diese Partien vom Untergang einer ganzen Division sind großartig erzählt. Moral und Bericht sind im Gleichgewicht. Dies aber ist nicht der Fall in einer reichlich knalligen und wildwesthaften Partisanengeschichte, die der Autor als zweiten Roman einschiebt. Auch hier stößt Heinrich zum Moralischen vor, zum Problem der Desertion. Ein Feldwebel, Volksdeutscher mit gemischtem Blut, hat seine Braut in Ka-

schau. Er will sich und sein Glück retten und benutzt den Partisanenauftrag zur Desertion. Leider geht das Moralische in diesen Partien völlig unter in Abenteuern, Schießereien und Sex. Dieser Krieg ist spannend wie ein Film, sagt einer der Partisanen. Der Krieg also als Abenteuer, als Film, als spannender Roman? Das ist eine Verfälschung des Phänomens moderner Krieg. Heinrich liebt das Grelle das Sensationelle. Seine brillante Erzählerbegabung ist seine große Gefahr. Die Phantasie rägt ihn häufig davon. Das angestrebte Geistige und Moralische ertrinkt dann in der Sensation. Die Monotonie aber der Front ist ein Grundphänomen des modernen Krieges.

Helmut Günther

Bewährung des Glaubens

Bewährung des christlichen Glaubens in der scheinbaren Sinnlosigkeit des politischen Tagesgeschehens, so könnte man die dichterische Absicht der beiden Romane umschreiben, von denen hier die Rede sein soll. Der Franzose *Paul André Lesort* wählt in seinem Buche „*Der Wind weht wo er will*“ (Heidelberg 1956, Drei Brücken-Verlag. 340 S. DM 13,80) die Zeit von 1930 bis in die ersten Jahre des Zweiten Weltkrieges; der Engländer *Bruce Marshall* begibt sich in seinem Buche „*Die rote Donau*“ (Köln 1956, Hegner. 241 S. DM 14,80) in das Wien von 1945 unmittelbar nach dem Ende des Krieges.

Bei Lesort geht es um die Bekehrung eines einzelnen Menschen, der sich in deutscher Gefangenschaft durch das Erlebnis des Johannes-Evangeliums in die „Gewißheit des Glaubens“ zu retten und in dieser Gewißheit einen sinnvollen Opfertod zu sterben vermag. Bei Marshall steht der verknöcherten und schablonisierten englischen Besatzungsbürokratie, deren selbstgerechter Unmenschlichkeit eine junge Frau, den sowjetrussischen Sicherheitsorganen und damit dem Tode überantwortet, die in sich selbst ruhende, friedliche und gläubige Welt eines Nonnenklosters gegenüber, eine Idylle inmitten der Trümmer.

Hier wie dort also ein Arbeiten mit Kontrasten, mag der Franzose in seiner Fragestellung auch kompromißloser, härter und unruhiger anmuten als der Engländer, der ein menschliches Panoptikum aus der Distanz eines lächelnden Weisen betrachtet. Gerade darum scheint ihm aber die Erfassung der politischen Wirk-

lichkeit einer Stadt, die damals wehrlos dem Zugriff des Ostens ausgeliefert schien, nicht so recht geglückt zu sein. Unübertroffen bleibt dafür seine Charakterisierungskunst, die mit kaum sichtbaren Strichen Nuancen zu setzen und eine ganze Anzahl köstlicher und lebenswerter Menschen zu beschwören versteht. Er bleibt auch dem traditionellen Erzählen enger verhaftet als der Franzose, der die Rück- und Einblendungstechnik des modernen Romans sicher beherrscht und dieses Kunstmittel bewußt einzusetzen versteht.

So zeigt sich an diesen beiden Romanen, die doch auf thematisch so verwandtem Felde spielen, erneut die Vielschichtigkeit und Problematik, in die sich der moderne Erzähler heute gestellt sieht.

Jürgen Eyssen

Nicht in 80 Tagen...

„Im nüchternen Raum des praktischen Erlebnisses“ hielt sich der luxemburgische Handelskammerpräsident, *Paul Weber*, als er seine „*Kleine Weltreise über Japan*“ zu Buche brachte (Freiburg i. Br. 1956, Verlagsanstalt Hermann Klemm. 136 S. DM 6,30). Die Flugroute liegt wie eine Kette leuchtender Versprechungen um den Erdball gespannt: Europa - Indien - Ceylon - Hongkong - Japan - Hawaii - Kanada - USA - Europa...

Unser Reisender hatte es eilig, viel eiliger noch als der selige Phileas Fogg mit seinen 80 Tagen. Er war wohl auch ein wenig besser vorbereitet, mit dem Neuen das Alte zu sehen, ohne das dem Büchlein das gehörige Salz gefehlt hätte.

Der weitaus größte Teil des Berichts ist Japans Problemen gewidmet, dem Bevölkerungsdruck, seinem sozialen und wirtschaftlichen Gefüge, dem Verhältnis zu USA. Den oft überraschenden Erkenntnissen und Begegnungen des aufgeschlossenen Handelsmannes gibt mancherorts ein verträglicher Exkurs in die Geschichte den nützlichen Hintergrund.

Weber schiebt sich durch das echt asiatische Gedränge Bombays, das schillernde Spiegelbild des gewaltigen Subkontinents, liest im Vorbeigehen auf Ceylon die buddhistischen Aufrufe zur Missionierung Europas — jawohl: Europas —, bewundert in Bangkok die schlanke Eleganz hochgewachsener Siamesen, erinnert sich in dem weißen Kolonialglanz Hongkongs an Triest, verzichtet überwältigt auf die Beschreibung des Fufujama, doziert über den höchst ungemütlichen Ursprung des japanischen Lä-

cheln, macht die lohnende Bekanntschaft eines Perlenzüchters und gibt notwendige Aufklärung über die Geishas (wie jedermann weiß, ist die Geisha nicht das, was jedermann glaubt), feuilletonisiert auf Hawaii über die Demokratisierung der Ananas und dankt fürs Banjo und die Unterwasserjagd, erlebt Frankreich in Kanada, meditiert über Kolonialismus und Automobile, erspart dem Leser den Niagara, genießt die syropduftenden Ahornalleen, wadet durch alte Zeitungen am Times Square, New York, visitiert die Kunstfestungen Philadelphias, vergißt die edlen Winnetous nicht über den problematischen Neger und kehrt endlich nach Europa zurück, informiert und informierend, wie's zugeht in der weiten Welt... und in einem Zug zu lesen.

Arnold Landwehr

Pech muß man haben

„Mann und Frau“ ziehen aus der Heimat, um in der Ferne nach besseren, leichteren Lebensbedingungen zu suchen. Sie beginnen „zwei Kanu-Reisetage von den letzten menschlichen Behausungen flussaufwärts“ — so genau will es wohl der Leser gar nicht wissen — den Urwald zu roden und zu bebauen. Erster Schicksalsschlag: Tapire, Wasser- und Wildschweine zerwälzen den Zaun und vernichten die Ernte. Kleiner Abstecher nach Sibirien gefällig? Na denn „heraus aus dieser schweißig-schwielig mückenklebenden, gnadenbringenden Weihnachtszeit“ und hinein in „Dezember, Weihnachten, Neujahr, Schnee, Eis und alles miteinander. Weltkrieg. Erster Weltkrieg, zweiter Weltkrieg, dritter Weltkrieg. Und so weiter. Was tut's schon. Gefangenentransport. Richtung Sibirien. Einen Kilometer davon gesehen, und du kennst den ganzen russischen Zimt.“

Zweiter Schicksalsschlag: Mißglückter Fluchtversuch aus dem Gefangenenlager. Aber zurück in die „immergrüne, sonnenleuchtende Urwaldstrom-Landschaft“.

„Mann und Frau“ tätigen Tauschgeschäfte mit den Eingeborenen, ohne das nächste Unheil zu ahnen, das „weithin südlich — fast zwanzig Breitengrade vom Indianerdorf nach Süden“ in der Sierra ihrer harret.

„Mann und Frau“ schürfen nach Halbedelsteinen. „Die Tagesausbeute: Fast alles Dreck. Verführerisch-lockender Dreck“. Das weitere Glied der Pechsträhne ist eine Lacklederfabrik „drunten im sonnigen Tal“. Holzrahmen mit frischlackierten Häuten trocknen in der

Sonne. Doch was kommt dort von der Höhe? „O je, — ein Sturm“. Als nächstes folgt der Kaufladenbankrott — „s ist ne kleine Bretterbude“ — „dort bei dem Städtchen an der Küste“. Woraufhin „Mann und Frau“ an Malaria zu erkranken belieben. Nach der Genesung: „zum Holzhändler dort oben im gesunden Hochland“. „Mann“ berichtet über seine Tätigkeit: „Man ist Fabrikant. Man läßt Maschinen laufen. Man ist Exporteur. Man gibt Verlade-Ordres.“ Doch Schicksalsschlag Nummer sieben läßt nicht lange auf sich warten. „Ein Schwager wird Direktor. Unfähig.“ Daraufhin beschließen „Mann und Frau“. „Raus aus dem Kaff. Nix wie raus“ und in die „Welt- und Hafenstadt“. Dort eröffnen sie ein Vertreterbüro mit einem kleinen, lebendigen Napolitano. Das Idyll dauert nur einige wenige Seiten, und schon klingt das Telefon unheilschwanger. Der Kompagnon ist an Überernährung — „Zuviel Spaghetti. Zuviel Olivenöl. Zuviel Chianti“ — gestorben. „Der Schlag...“ (Nummer acht) „... ist tödlich, die Firma ist hin“.

Doch das Unglück läßt nicht locker. Der „Mann“ setzt sich hin, um über den „nicht allzu erfolgreichen Erdenbummel ein Buch (264 S. DM 12,60) „Schall- und rauch“ zu schreiben. Unheil Nummer neun, wobei er das Pech (zehn) hat, sich einer Ausdrucksweise zu bedienen, die deutlich auf eine längere Abwesenheit von aller Zivilisation schließen läßt. Der Autor, Otto Philip Zwetsch, läßt dabei die Handlung von einem unsichtbaren „Zeugen“ — einer Art Kiebitz — mit gewollt tiefsinnigen Meditationen kommentieren.

Letzter und elfter Schicksalsschlag: „Man“ findet einen Verleger: G. Grote Verlag, Hamm/Westf. Peter Kersten

Mallarmé und Villon

Sehr oft macht man heute die Erfahrung, daß früher wohlbekannte Verlage mit alten guten Namen in neuen Besitz übergegangen sind, ohne daß man wie einst schon durch den Namen auf die Richtung und Qualität der Produktion schließen könnte. Ganz anders ist das beim Verlag Lambert Schneider, Heidelberg. Er begann seine Tätigkeit mit der Veröffentlichung von Werken Martin Bubers, und alles, was seither in dem Verlag erschienen ist, hat Qualität und beweist immer das kulturelle Verantwortungsgefühl des Verlegers. In seiner Reihe

„Bücher der Weltliteratur“, in der antike und romanische Literatur vereinigt sind, folgt ein gutes Buch dem anderen. Die eine Neuerscheinung *Stéphane Mallarmé „Sämtliche Gedichte“* (360 S. DM 12,50) stellt erhebliche Ansprüche an den Leser. Aufgenommen sind 13 Jugendgedichte, ferner 64 gereimte und 12 in Prosa geschriebene Gedichte. Dazu kommt das Igitur-Fragment und das Gedicht „Ein Würfelwurf wird nie den Zufall aufhalten“. Das Werk Mallarmés, des Hauptes der französischen Symbolisten, ist nicht leicht zugänglich. Die Lektüre erfordert Ausdauer und Liebe, aber man sollte die Lösung dieser Aufgabe nicht scheuen, denn man wird reich belohnt. Das Ringen um den Besitz der dichterischen Gaben Mallarmés kann nur erfolgreich sein, wenn man vom Herumrätselfn absieht und ihn wie sein Werk einfach als ein einmaliges Phänomen hinnimmt und seine Werke als ein Zeugnis großer Kunst. Es ist sehr viel Musik in diesen Versen, und von ganz besonderem Eindruck bleibt der „Nachmittag eines Fauns“. Die Übertragung ins Deutsche stammt von Carl Fischer, ein geschicktes Nachwort und gut orientierende Anmerkungen steuerte Gerhart Haug bei.

Eine ganz veränderte Atmosphäre herrscht in den *„Sämtlichen Dichtungen“* von *François Villon* (237 S. DM 8,50), die ebenso wie die Ausgabe von Mallarmé die deutschen Übersetzungen neben dem französischen Originaltext bringen. Dieser französische Nachfahr des Archipoeta mit seinem nahezu unerschöpflich langen Atem ist jedem, der für vollsaftiges Menschentum in Höhe und Tiefe Verständnis hat, ohne Weiteres zugänglich. Die Übersetzung stammt von dem verstorbenen Walther Kühler. Sie gilt seit dem Ersterscheinen als vorbildlich. Beide gut ausgestatteten Leinenbände bedeuten eine Bereicherung jeder wertvollen Bibliothek. R. P.

Festschriftlicher Nonkonformismus

Nonkonformismus, der -ismus vollendeten Unabhängigseins, des sich nicht Gleichschaltens oder Gleichschaltenlassens — wird er nicht langsam zum Schlagwort? So sehr, daß mancherorts die Gefahr zu bestehen scheint, es könnte sich ein „Konformismus zum Nonkonformismus“ entwickeln: ein betontes Bemühen, nur ja seine Ungebundenheit dadurch zu demonstrieren, daß man zuerst und zunächst „gegen“ ist? Gegen

was? Hier stockt der Beobachter schon, um alsbald zu bemerken, daß es beim „Nonkonformismus“ nicht anders steht als bei allen geistigen oder politischen „Haltungen“ und Stellungnahmen: Die existentielle Geste wird a prima vista durchaus glaubwürdig sein. Glaubhaft bleiben dürfte sie jedoch erst durch ihre Essenz. Man könnte auch anders sagen: Auch diese modisch-moderne Freiheitsform bedarf der inhaltlichen Bindung, Gebundenheit. Und, oh Graus!, was sich bände, gewönne alsbald die Würde und Dimension der Geschichtlichkeit, gewönne einen „Stand“ und in ihm Bestand, würde alsbald neue „Nonkonformismen“ gegen sich auf den Plan rufen usw. Anscheinend läßt sich an dieser Welt nicht allzuviel bessern.

Es ist ein lustig freies und vielfältiges Völkchen eigenwilliger Intellektueller, das sich zur Gratulation beim 60 jährigen Nürnberger Verleger Joseph Drexel einfindet — auch einem, der sein Leben hindurch, und nicht ohne schwere Gefahren, sich die Freiheit des Denkens und der politischen Entscheidung bewahrt hat. Friedrich Heer eröffnet die Cour mit einem, wie gewohnt, sehr gescheiten Vortrag, der dem hübschen Band (*„Der Gesichtskreis“*, Eine Festschrift für Joseph Drexel. München 1956, C. H. Beck. 218 S. DM 12,50) sozusagen das Motto gibt, zugleich unter dem Stichwort „Europäischer Nonkonformismus“ die Quintessenz des Heerschen geschichtsschreiberischen und publizistischen Anliegen enthält: zu fragen, welche sozialen Schutzherren heute die Freiheit finde, nachdem Adel, Stadt und bäuerliche Einung in dieser Funktion von der historischen Bühne abgetreten zu sein scheinen. Den Beschluß bildet der Herausgeber Ernst Niekisch, dessen Beitrag „Der Clerk — seine Gestalt und seine Funktion“ in typischer Weise die widerspruchsvolle und dadurch leider nicht glaubhaftere Situation eines „Widerstandes“ im Gewande nationalbolschewistischer Intellektualität spiegelt. Max Bense, als Weltkind zwischen den Propheten, traktiert — nicht ganz ohne petitiones principii — die Kernfrage existenzherhellender Kunst heute, zwischen Tradition (Geschichte) und Technizität. Den zweiten Teil des Bandes füllen Beiträge zur Literatur-Wissenschaft und Soziologie, so von J. Lesser.

Ruhender Pol vollendeter Nüchternheit innerhalb der vielfältigen Über-

schwänge ein brillanter Beitrag von H. Bächtold über „Asiens Rückkehr in die Weltpolitik“.

Solch eine Festschrift ist wirklich vernünftig!
Hellmut Kämpf

Briefe an Hermann Hesse

Wir sind gerne geneigt, von einer fortschreitenden seelischen Verarmung unserer Epoche zu sprechen. Wir führen Klage über den Verfall gewisser Lebensformen, an denen der Stand der Kultur zu erkennen ist, so sprechen wir oft davon, daß keine Briefe mehr geschrieben werden oder daß das gute Gespräch immer seltener werde. Es ist recht schwer zu solchen Klagen Stellung zu nehmen: Gewiß dringt die Unruhe unseres Lebens immer mehr auch in die Bezirke des Seelischen ein, und die Welt, in der wir leben müssen, läßt für die Pflege einer verinnerlichten Lebenskultur nur recht wenig Raum, es bedarf eines starken Willens, sich in diesem Raum einen Platz zu erhalten. Viel eher aber läßt sich doch immer wieder an Beispielen zeigen, daß das Scheinbild der Zeit, keineswegs allein für das Leben in dieser Zeit spricht. Als ein Zeichen, wie wenig das Oberflächenbild der Zeit mit der Zeit selbst identisch ist, betrachten wir auch die „Briefe an Hermann Hesse von Emmy Ball-Hennings“ (Frankfurt/M. 1956, Suhrkamp Verlag. 442 S. DM 17,80).

Den Älteren unter uns wird der Name Hugo Ball, des Dichters, Denkers und Biographen Hermann Hesses vertraut sein. Emmy Ball-Hennings, die Gattin Hugo Balls, war fast drei Jahrzehnte mit Hermann Hesse und seiner Gattin Ninon freundschaftlich verbunden. Von 1920 bis 1948 reichen die an Hermann Hesse gerichteten Briefe, von denen der Dichter selbst schrieb: „Man wird sie ausgraben wie Pompeji, sie werden wie Schmetterlinge aus der Puppe fliegen... und man wird sich rasch darüber einigen, daß seit der Bettina Brentano solche Briefe nicht mehr geschrieben worden sind.“ Damit ist eigentlich alles gesagt, was über diese Briefe zu sagen ist. Es ist schwer, dem Leser einen zugänglichen Begriff von dem Inhalt dieser Briefe zu geben. In sie ist das Leben einer Frau eingegangen, die in äußerer Armut, aber erfüllt von einem unfassbaren inneren Reichtum durch eine Zeit ging, der sie im Grunde fremd war, in der sie aber doch, neben allem Schmerzlichen und Bitteren, viel Zaubhaftes, Beglücken-

des fand, so daß sie in diesen Briefen immer wieder Lobgesänge auf das Leben anstimmte. So sind diese Briefe, für den, der zu lesen versteht, voller Köstlichkeiten. Ein Buch wie dieses vermag unseren Glauben an das Dasein echter Menschlichkeit und seelisch erfüllten Lebens zu retten. Wir sind gewiß, es werde Leser genug geben, die dieses Buch ergreifen und immer wieder lesen.

Otto Hensehele

Ein Weg zur Heilung

Es war von jeher eine besondere Begabung der Franzosen, Menschen und Zeiten zu analysieren, sei es in Essay-Form, in dramatischen Werken oder Romanen. Vor uns liegt ein erstaunliches Buch, ein tapfer einseitiges, das eine Studie zur Literatur unserer Tage darstellt, mit der deutlichen Absicht, den negativen, nihilistischen Tendenzen, die sich so vordergründig präsentieren, die positiven Seiten, also der Dunkelheit und dem Schatten das Licht gegenüberzustellen. Daß dies mit viel Esprit, Idealismus, Hellsichtigkeit und dem rechten Sinn für die Metaphysik geschieht, ist Serge Radine zu verdanken: „*Lumières dans la Nuit*“ (Paris, Editions du Vieux Colombier. 205 S.). Seine Lieblinge sind u. a. Romain Rolland, Nicolas Berdiaeff, Louis Lavelle, Emanuel Mounier, Charles Pégy, Lecomte du Noüy und Maxence van der Meersch. Diese Namen mögen „das Programm“ umreißen, in dessen Mittelpunkt immer wieder und einzig und allein der Mensch steht, der einer höheren Ordnung verhaftet ist und leben kann, wenn er leben will.

Aus der deutschen Literatur werden u. a. Albrecht Goes, Hans Werner Richter, Heinrich Böll herangezogen und betont, daß Reinhold Schneiders Werk die Machtgrenzen eines jeden Cäsars aufzeigt, während Stefan Andres' Botschaft der echten Hoffnung dem Nachweis Werner Bergengruens gegenübergestellt wird, daß unsere Epoche metaphysisch sei. Von Graham Greene wird anerkannt, daß er die zeitgerechte Form der griechischen Tragödie dem Geschmack und den Sitten der Menschen unserer Tage mundgerecht zu machen versteht. Und nur in diesem Zusammenhang mag es verständlich sein, daß Hans Hellmut Kirst so vorgestellt wird: „Ein großer deutscher und europäischer Schriftsteller, ein Idealist, welcher der vornehmsten Aufgabe dient: der wahren Gerechtigkeit unter den Menschen.“

Gegenüber seinen französischen Autoren ist Radine viel strenger, Céline wird als Pornograph abgetan, Jean Genet ergeht es kaum besser, und auch Sartre, Anouilh, Camus, Gide und Malraux finden wenig Gnade vor seinem Urteil. Muß jedoch der Arzt abgelehnt werden, der die Krebsgeschwulst unserer Tage bloßlegt, ist bittere Medizin vom Übel und die Erregung christlichen Argernisses nicht eine Stufe auf dem Wege zum Licht? Des Augustinus Wort: „etiam peccata“ sollte auch in unseren Tagen wohl bedacht werden... Gleichwohl, es ist ein hinreißendes, überaus gescheites Buch, das einen Weg zur Heilung „aus dem Menschen heraus“ aufweist, und dem man eine deutsche Übersetzung wünschen würde. *b. e. h.*

Pestalozzi

Die Biographie Pestalozzis von *Hans Ganz* ist als erster Band der Trigon-Taschenbücher erschienen. Diese neue Taschenbuchreihe will, wie man aus einem Nachwort entnehmen kann, es sich zur Aufgabe machen, dem modernen Menschen bei seiner Lebensgestaltung zu dienen und damit neue Fundamente zu legen, um weitere Horizonte und tiefere Hintergründe zu erschließen.

Mit dem Buch „Pestalozzi — Leben und Werk“ (Zürich 1956, Origo Verlag. 320 S. DM 2,80) ist der erste Schritt auf das gesteckte Ziel hin unternommen worden. Der Jugenderzieher steht mit Pestalozzi am Anfang, der sich aus allen Niederlagen stets aufraffte und der unverzagt und treu dem Werk seiner Ideen diene. Hans Ganz vermag es, vor dem Hintergrund der geschichtlichen Ereignisse ein anschauliches Bild der Lebensgeschichte von Pestalozzi zu zeichnen. Und hier wird deutlich, wieso die Pestalozzi-Biographie gerade als Einleitungsband der neuen Reihe so geeignet ist: Pestalozzi, dessen Jugend im Zeichen der Umbruchszeit stand, wo die Aufklärung die Grundfesten der Gesellschaft zu erschüttern begann, und der als Volkserzieher einen Platz in der helvetischen Revolution einnahm, hatte die Glaubenskraft an die Erziehbarkeit auch der Verirrtesten. Mit Mut und Liebe nahm er den Kampf auf gegen das Menschenelend, indem er den Menschen veredeln wollte. Und hier liegt das, was bei der Lebensgestaltung heute wohl helfen kann: Wir sollten nicht so viele Worte machen, sondern einmal anfan-

gen, bei uns selbst Ernst zu machen. Pestalozzi hat ein wunderbares Beispiel gegeben, indem er sein Gut in eine Erziehungsanstalt umwandelte.

Bodo Morawe

Blick nach vorn

Aus Büchern, die darüber handeln, daß wir uns inmitten einer großen Zeitenwende befinden, kann man nachgerade schon eine Bibliothek zusammenstellen. Etliche sprechen vom nahenden Untergang der Menschheit, andere begnügen sich damit, den Verfall dessen, was sie Kultur nennen, als endgültig besiegelt zu betrachten, Sie reden davon, daß die Technik und die Organisation den Menschen als Individuum weitgehend unterdrücken werden — und ähnlichem. Der auch in Deutschland längst nicht mehr unbekannte, kluge Analytiker *André Siegfried* lieferte zu dieser Thematik ein gescheites und mit allerlei vorausschauender Einsicht und manchem am gallischen Esprit entzündeten Witz gekräftigtes Buch, dessen deutsche Ausgabe unter dem Titel „*Aspekte des 20. Jahrhunderts*“ im Verlag Langen-Müller in München erschien (Übersetzung von Walter Lenz. 217 S. DM 14,80). In neun Kapiteln interpretiert er unser Jahrhundert als das Zeitalter der Verwaltung, des Sekretariats, der Reklame, des modernen Haushaltes, des Tourismus, der Geschwindigkeit, der Meridiane, des Prototyps und der Technik. Dem Text liegen Vorträge zugrunde, die er vor einiger Zeit an der Universität des Annales gehalten hat. Daher rührt die wohlthuende Mischung aus exaktem Denken und volksnaher Frische seiner Aussage.

Einer der Kernsätze des Buches ist jener, der besagt, daß die menschliche Intelligenz sich rasch und leicht fortschreitenden Entwicklungen anpaßt, während das gefühlsmäßige Empfinden nur sehr zögernd zu folgen vermag. Gerade diesen Umstand bezeichnet der Autor als die Wurzel der aktuellen Krise unserer Zivilisation. Es führt fortwährend in Komplikationen hinein, wenn der heute lebende Mensch sich im Milieu der Atomforschung, der Düsenflugzeuge zurechtfinden soll und gefühlsmäßig noch in der Postkutschenzeit haftet. Wir müssen lernen — so erklärt er — psychisch die im übersteigerten Tempo vorangeeilte physikalische Forschung und die Technik einzuholen, müssen durch exakte Denkvorgänge begreifen, daß sich tiefgreifende

Wandlungen vollzogen haben und noch vollziehen, daß viele Begriffe ihren Sinn geändert oder ihre Bedeutung eingebüßt haben, so beispielshalber unsere gesamte von Merkatormaßstäben und Landkartenperspektive geformte Weltsicht, die nicht mehr gilt, seitdem der Mensch den Erdplaneten wirklich als Kugel erlebt und die früher lediglich am Rande der Geographie auftauchenden Pole die Rolle des Äquators gleichwertig erreicht, womöglich übertroffen haben. Wie wir mit allen Empfindungsnerven uns darin üben können, in die neue Welt der Vorstellungen und der alltäglichen Wirklichkeit dieses Jahrhunderts denkend und handelnd, aber auch rein empfindend hineinzuwachsen, dafür vermittelt das Buch allerlei Fingerzeige. Ob seine Schlußthese stimmt, daß in einem solchen Vollzug die gesamte griechisch-lateinische Tradition abgestreift werden muß, dürfte trotz allem im gegenwärtigen Stadium keineswegs unbestritten bleiben. Aber daß gerade ein Franzose zu dieser Konsequenz kommt, läßt aufhorchen.

Karl Rauch

Groeners Lebenserinnerungen

Es ist ein außerordentliches Verdienst der historischen Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, daß sie als Band 41 veröffentlichte: *Wilhelm Groener „Lebenserinnerungen“* (Göttingen 1957, Vandenhoeck & Rupprecht. 584 S. DM 32,—). Noch außerordentlich aber gestaltet es sich durch die Sorgfalt der Edition. *Friedrich Fhr. Hiller von Gaertringen* unterzog sich der Mühe, aus vier verschiedenen Fassungen einen Text herzustellen, der zwar nicht in allen Teilen die höchst unterschiedlichen Überarbeitungen Groeners ungeschehen machen konnte, nichtsdestoweniger aber ein Höchstmaß an Ursprünglichkeit und Reinheit erreichte. Zeitbedingte Auslassungen sind durch eine wahrhaft überlegene Gesamtschau wiederum in ihre Rechte eingesetzt worden, und selbst wo man nicht immer der Gewissensentscheidung des Herausgebers zu folgen vermag, wird dem wissenschaftlich interessierten Leser geradezu jede Möglichkeit unterbreitet, zu einer eigenen Ansicht der Zusammenhänge zu gelangen.

Groeners Erinnerungen selbst zeigen das Bild wahrhaft großer Memoiren. Sie sind, bezwingend im Stil, von einer mitreißenden Ansicht aller Dinge, kennen Klarheit und jene mühelos ausschwingen-

de Breite, die im tiefsten ein unversehrtes, harmonisches Wesen bezeugt. Auch wenn man unterstellt, daß erst ein zweiter Band zur Weimarer Republik die temperamentvollen Urteile enthalten hätte, deren Groener mehr als einmal fähig war, besticht die warme, menschliche Zurückhaltung in den Würdigungen. Es gibt in diesem Buche keine ausgesprochen bitteren oder gar gehässigen Urteile; höchstens klingen Einschränkungen an, die dann allerdings in der Regel genug zu sagen wissen. Der gleiche Zug ausgeprägter Bescheidenheit kommt in der Darstellung eigener Entwicklung zum Ausdruck. Groener vermeidet so ängstlich jeden Panegyrikos auf sich selbst, daß fast der Eindruck einer Mittelmäßigkeit aufkäme, wüßte man nicht um seine Verdienste.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß der preußische Generalstab auch gegenüber Groener, dem Württemberger und Demokraten, seine überragende Assimilationskraft geltend zu machen vermochte. Urteil und Habitus atmen — je länger, desto mehr — die Strenge und auch Enge der Schule des enthusiastisch verehrten Schlieffen. Sein Plan blieb selbst für Groener der Offenbarungen letzter Schluß, und zwar so sehr, daß seine perfekte Beherrschung durch den Feldeisenbahnchef in auffallendem Gegensatz zu seiner ausgeprägten politischen Ignoranz stand. Das drückt sich besonders in Groeners Verwundern über die seltsamen deutschen Kriegserklärungen von 1914 aus, obgleich ihre Fehler doch weitgehend auf dem alleinigen deutschen Auskunftsmittel des Schlieffenplanes beruhten. Klassisch nimmt sich dagegen die Darstellung der Phasen des Ersten Weltkrieges aus. Falkenhayn, Hindenburg und Ludendorff werden in durchaus kompetenten, manchmal sogar faszinierenden Zügen verlebendigt. Bezwingend berührt die Darstellung der Ereignisse, die zur Abdankung Wilhelms II. und zur Unterzeichnung des Vertrages von Versailles führten. Hier „reinigt“ sich Groener nicht nur vom „Odium des Verrats“, das er 1918/19 auf sich zu nehmen schien, um nicht den verantwortungslos denkenden und handelnden Hindenburg zu belasten. Hier wird zugleich deutlich, daß Groener zu den wenigen Generälen des deutschen Heeres zählte, die trotz aller preußischen Erziehung beweglich genug waren, um den Beginn einer neuen Zeit zu begreifen.

Bodo Schewrig

Hinweise

Fronius, Hans: König David (Einsiedeln, Johannes-Verlag. 68 S. DM 8,90). Zu den tiefe Versenkung fordernden Bildern des Künstlers erzählt H. U. v. Balthasar das Schicksal des Königs, der im Zwielficht von Schuld und Entschuldigung auch auf der Höhe seines Triumphes bleibt.

Ehe und Familie (Freiburg, Herder. 296 Spalten. DM 9,80). Wie der gläubige Christ heute Ehe und Familie sieht, schildern katholische und evangelische Mitarbeiter, geeint in dem Bestreben, eine vielfach gefährdete Ordnung zu stützen. Die Flüchtlingsfamilie wird eingehend behandelt. Breiten Raum nehmen die hoffnungsvollen Maßnahmen und Einrichtungen zur Förderung der Familie ein.

Christ, Der mündige (Stuttgart, Kreuz-Verlag. 392 S. DM 14,80). Heinrich Giesen, Heinz Horst Schrey und Hans Jürgen Schultz haben eine Anzahl hervorragender Mitarbeiter gewonnen, unter ihnen Karl Barth, Joachim Bodamer, Dibelius, Hausmann, Ina Seidel, Reinhold Schneider, Otto von Taube, Thadden-Trieglaff, die die dem Christen gestellten Aufgaben umreißen. Sie wollen nicht beschaulich betrachtet, sondern tätig gelöst werden.

Neuhäuser, Anton: Telepathie, Hellschen, Praekognition (München, Lehnen. 124 S. DM 2,80). Der gelehrte Münchner Privatdozent für Philosophie und Psychologie scheidet mit vorsichtigem Scharfsinn Wahn und Wahrheit geheimer Wissenschaften mit Hilfe von überzeugenden Beispielen.

Spreiter, Franz: So schaffen Sie es (Konstanz, Selbstverlag. 116 S. DM 4,90). Hoffentlich ist das vom Verfasser zu beziehende „Lebenspraktikum“ einfacher zu handhaben als diese von Gelehrsamkeit vollgepreßte Schrift, die den Suchenden auf dem Wege zum Erfolg eher verwirrt als fördert. „Worauf hier abgehoben wird“, was eine mehrfach verwendete und unglücklich neue Sprachschöpfung ist.

Erziehung wozu? (Stuttgart, Kröner, 163 S. DM 6,—). Dem Heidelberger Studio des Süddeutschen Rundfunks verdanken die Taschenausgaben diesen Band, in dem akademische Autoritäten pädagogische Probleme der Gegenwart so erörtern, daß ihre Erkenntnis den Leser zu praktischen Folgerungen nötigt. So werden Schule und Universität, Eltern-

haus und Gerichtssaal, vor allem das Leben selbst in ihrem Einfluß auf das Leben der Jugend, aber auch mit ihren Grenzen dargestellt.

Schmied, Wieland: Von den Chinesen zu den Kindern (Wien, Bergland-Verlag. 120 S. DM 3,80). Diese „Notizen zur Malerei“ wandeln mit bedächtiger Schnelle von der Vorzeit zu Picasso, zu Dada, zu Franz Marc, anregend, aufschlußreich und dennoch leicht zu lesen. Was fehlt, sind Illustrationen, denn die eine Lithographie nach Matisse weckt die Begier nach mehr.

Holst, N. v.: Moderne Kunst und sichtbare Welt (Berlin, Springer. 131 S. 103 Abb. DM 7,80). Wessen Auge und Herz Mühe haben, sich mit der modernen Kunst zu befreunden, findet hier einen verständnisvollen, ruhigen und zielsicheren Führer, dem es in Wort und Bild nicht auf Propaganda, sondern auf Erkenntnis ankommt.

Talhoff, Albert: In Memoriam (Zürich, Dreiflammen. 38 S. DM 3,80) Die Witwe des auf vielen Gebieten tätigen Dichters, der sein Amt mit priesterlichem Ernst übte, hat Freundesworte der Bewunderung, Verehrung und Liebe gesammelt und ein Werkverzeichnis beigefügt.

Schnabel, Franz: Das humanistische Bildungsgut im Wandel von Staat und Gesellschaft (München, Beck. 91 S. DM 6,—). Die Verdienste des Humanismus, vor allem seine auch heute noch zu erfüllende Aufgabe im Kampf gegen Vermassung schildert dieser in der Bayrischen Akademie der Wissenschaften gehaltene Vortrag.

Jolles, Matthijs: Goethes Kunstan-schauung (Bern, Francke. 342 S. DM 24,—). Es beginnt mit einer gründlichen und erhellenden Deutung des novellistischen Essays „Der Sammler und die Seinigen“ und weitet sich zu einer umfassenden Betrachtung, die aus dem Gesamtschaffen Goethes eine einheitliche Kunstan-schauung gewinnt, ein Buch, das uns seine schlichte Größe erneut zu beglückendem Bewußtsein bringt.

Topsfield, L. T.: The year's work in modern language studies (Cambridge, University press. 615 S. Shilling 60). Diese mit Hilfe von Studenten entstandene literatur- und sprachgeschichtliche kritische Übersicht über Neuerscheinungen des Jahres 1955 beginnt mit dem

Mittelateinischen, wandert über Französisch, Spanisch und Italienisch, über Deutsch und Skandinavisch in den slawischen Osten und bietet eine bequeme Fundgrube auch für die jüngste Vergangenheit.

Universität, Die Idee der Deutschen (Darmstadt, Gentner. 388 S. DM 14,80). Pläne und Grundsätze, wie sie in der Blütezeit unseres Neuhumanismus von Schelling und Fichte, Schleiermacher und Steffens und vor allem von Wilhelm von Humboldt aufgezeichnet worden sind, hinreißend durch die Größe der Gedanken, aber leider nicht bloß ermutigend. Werden wir fähig sein, an diese Überlieferung anzuknüpfen, wenn wir unsere hohen Schulen erneuern?

Seele und Wort. Handschriften des heutigen Menschen (Buxheim, Martin-Verlag). Die von Walter Berger und Sigis-

bert Kraft herausgegebene Sammlung enthält Handschriften von Berühmtheiten, Bekannten und Unbekannten und ist wohl geeignet, im Leser den Glauben an sich selbst und die Welt zu kräftigen.

Taube, Otto von: Selig sind die Friedfertigen (Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht. 75 S. DM 3,50). Diese dank dem Vertrauen des Poeten von Helmut Schoepke ausgewählten geistlichen Gedichte halten sich an die ehrwürdige Überlieferung des protestantischen Kirchenliedes, an seine männliche Schlichtheit und bewegende Herzlichkeit.

Bünning, E.: Der Tropische Regenwald. (Berlin, Springer Verlag. 118 S. DM 7,80). Lebensvorgänge der Pflanzen im tropischen Regenwald dargestellt nach den eigenen Forschungsergebnissen des Tübinger Botanikers, Reihe Verständliche Wissenschaft, Bd. 56.

Mitteilungen

Den dieser Ausgabe beigelegten Prospekt des Arbeitskreises karitativer Vereinigungen, Bonn, empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Walther Hofer</i>	Das schweizerische Milizsystem
<i>Peter Grubbe</i>	Im Sudan
<i>Hermann Kesten</i>	Was die Deutschen lesen
<i>Oskar Seidlin</i>	Die Enthumanisierung des Mythos
<i>Otto Heuschele</i>	Jugend ohne Klassik
<i>Thomas O. Brandt</i>	Zur deutschen Gegenwartslyrik
<i>Peter Heller</i>	Neue deutsche Prosa
<i>Claus Drese</i>	Das Drama in Westdeutschland
<i>Harry Pross</i>	Heinrich Mann
<i>Gottfried Kapp</i>	Aus dem Nachlaß

Anslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbasaci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.

ROBERT SAITSCHICK

Kultur und Menschenkenntnis

234 Seiten · Leinen 13,80 DM

Über den Verfasser:

„Saitschick hat etwas von einem Philosophen, einem Dichter und einem Mystiker und versteht, ebenso sehr durch seine Darstellung wie durch Gedanken zu fesseln.“

Theologische Literaturzeitung

Über das Werk:

„In Zeiten kultureller Krisen stellt sich die Frage nach Wesen und Sinn der Kultur immer aufs neue. Es ist das Besondere des Buches von Saitschick, daß er diese Fragen nicht auf dem Boden einer immanenten Kulturphilosophie stellt, sondern daß er seinen Einsatz beim religiösen Leben und Erleben findet. Das führt zu dem eigentlichen Anliegen des Buches: es will zeigen, daß der Mensch nur dann zur echten Kulturgestaltung zu gelangen in der Lage ist, wenn er sich zunächst die Augen öffnen läßt für sein eigenes Selbst, für seinen Charakter und für seine Persönlichkeit, für die tragenden Kräfte seines Lebens (Ehe, Erziehung), und wenn er von da aus fortschreitet zur Selbsterziehung und zum Bildungsideal. Allen an Kulturphilosophie und an Erziehung Interessierten kann das Buch empfohlen werden, weil es eine originelle Art der Problembehandlung hat und in einer schönen und leicht lesbaren Sprache geschrieben ist.“

„Das Neueste“, Stuttgart

Aus dem Inhalt:

Religion und religiöses Erleben / Ethos im politischen Leben / Die Idee des Fortschritts / Geschichtliches Heldentum und Weisheit / Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis / Charakter und Persönlichkeit / Vom Geltungsdrang / Vom Wesen der Ehe / Erziehung und Selbsterziehung / Bildendes Lesen / Der Gegensatz der Generationen.

KATZMANN VERLAG T Ü B I N G E N

Neue Bücher Herbst 1957

JOSÉ ORTEGA Y GASSET

DER MENSCH UND DIE LEUTE

Deutsch von Ulrich Weber. Etwa 375 Seiten. Leinen DM 14.80

Dieses große Nachlaßwerk ist das Vermächtnis des späten Ortega. Seiner Bedeutung nach läßt es sich am ehesten mit dem „Aufstand der Massen“ vergleichen.

LUDWIG CURTIUS

TORSO Verstreute und nachgelassene Schriften.

Herausgegeben von Joachim Moras. Etwa 345 Seiten und 32 Seiten Bilder auf Kunstdruckpapier. Leinen DM 19.80

In den hier gesammelten Schriften, die einen ganzen Kosmos umfassen, wird noch einmal das Bild des großen Gelehrten und Menschen sichtbar, für den Wissenschaft sich nicht in Forschung und Betrachtung, Kunst sich nicht mit Genuß erschöpfte.

JÜRGEN RAUSCH

DER MENSCH ALS MÄRTYRER UND MONSTRUM

Essays. Etwa 220 Seiten. Leinen etwa DM 12.80

Die Betrachtung des Problems der Technik mündet in diesen Essays in die Frage nach dem Menschen. Jürgen Rausch, der Autor der „Nachtwanderung“ und des Tagebuchs „In einer Stunde wie dieser“, begnügt sich aber nicht mit der Fragestellung, sondern sucht auch eine Antwort.

ALY MAZAHÉRI

SO LEBTEN DIE MUSELMANEN im Mittelalter

Deutsch von Karl Heinz Laier. Etwa 350 Seiten. 1 Karte. Leinen DM 13.60

Der muselmanische Alltag im Mittelalter, der fotografisch getreu hier vor uns abrollt, mutet an wie ein prächtiger Orientteppich, an dem Generationen von Menschen verschiedenster Klassen und Rassen gewoben haben. Die Aktualität dieser Kulturgeschichte ist augenfällig.

MAURICE PALÉOLOGUE

TAGEBUCH DER AFFÄRE DREYFUS

Deutsch von Helmuth Lindemann. 216 Seiten. Leinen DM 13.80

Kurz nach der Herausgabe des französischen Werkes, das beträchtliches Aufsehen erregte, erscheint die deutsche Ausgabe. Als unmittelbarer Beobachter gelangt der bekannte Diplomat und Schriftsteller zu bisher unbekannten oder unbeachtet gebliebenen Ergebnissen.

deutsche Verlags-Anstalt

Neue Bücher Herbst 1957

ERICH POGATS

IHR ZWINGT DIE FLÜSSE NICHT

Roman Etwa 305 Seiten. Leinen DM 15,80

Prag in den Jahren 1939/40 ist der Schauplatz dieses Romans eines bisher kaum bekannten österreichischen Autors. In der einmaligen Konstellation eines bestimmten Ortes und eines bestimmten Augenblicks leuchtet das bleibende Sternbild des Menschen auf, der sich gegen Zwang und Unterdrückung in seinem Kern behauptet.

ALFRED CHESTER

MEINE AUGEN KÖNNEN IHN SEHEN

Roman. Deutsch von Curt Meyer-Clason. Etwa 265 Seiten. Leinen DM 14,80

Der junge amerikanische Schriftsteller, dem viele Kritiker die Chance geben, morgen schon neben den ersten Namen der zeitgenössischen Literatur genannt zu werden, schreibt hier die Geschichte einer Krise. Chester ist ganz von heute; seine Eigenart läßt aufhorchen.

CHARLES MORGAN

HERAUSFORDERUNG AN VENUS

Roman. Deutsch von Helmuth Lindemann. Etwa 350 Seiten. Leinen DM 13,80

Wer sich über sich selbst erhebt, wird von den Mächten in seine Grenzen verwiesen. Morgan zeichnet die schicksalhafte Begegnung eines Engländers mit einer italienischen Aristokratin mit leisem Humor, Ironie und Ernst. — Eine Huldigung an Italien, wie die „Reise“ eine Huldigung an Frankreich war.

JEANNE MONTUPET

DAS HAUS VERMOREL

Roman. Deutsch von Oliver Storz. 389 Seiten. Leinen DM 16,80

Die drei Generationen umspannende, von Kampf, Leidenschaft und Abenteuer durchwirkte Geschichte einer französischen Siedlerfamilie in Algerien. Die Autorin wurde in Frankreich mit Mazo de La Roche und Margaret Mitchell verglichen.

BENJAMIN SUBERCASEAUX

FAHRT OHNE KOMPASS Der Irrtum eines großen Herzens

Deutsch von Ellen v. Protzen. 306 Seiten. 1 Karte. Leinen DM 15,80

Ein Abenteuer des Geistes und der Tat. „Die Geschichte und die hinter ihr stehende historische Wirklichkeit bersten vor Handlung. Was aber in dem Leser dieses einzigartigen Romans am längsten nachschwingt, ist das Eindringen in die Geheimnisse der menschlichen Natur.“ *New York Herald Tribune*

deutsche Verlags-Anstalt

NEUERSCHEINUNG

Dichtung und Geistesgeschichte um den Rhein

Von den Anfängen bis zur Gegenwart

von

CARL ENDERS

W. LINDEN

752 Seiten, Leinen, DM 29,80

Professor Dr. Carl Enders hat lange Jahre an der Universität Bonn gelehrt, ist in Kreisen der Literaturhistoriker und weit darüber hinaus bekannt.

Die vorliegende Neubearbeitung von W. Linden's „Deutsche Dichtung am Rhein“ ist stark erweitert und gibt erstmalig einen umfassenden literaturgeschichtlichen Einblick in die rheinische Dichtung und Geistesgeschichte.

Wichtig und neu ist die eingehende Behandlung der neueren und neuesten Dichtung und ihrer entwicklungsgeschichtlichen Einordnung.

Das Gebiet, dessen Dichtung und Geistesgeschichte hier behandelt wird, umfaßt die Uferlandschaften am Niederrhein und Mittelrhein, den Bezirk der geistlichen Kurfürstentümer und der Territorialherrschaften und der alten Pfalz, den Hauptteil also des ehemaligen Frankenreiches Karls des Großen.

Das Buch setzt sich auseinander mit dem Wesen des Stammescharakters und der Rassenlehre.

Ein ausführliches Register berücksichtigt die biographischen, weltanschaulichen und künstlerischen Gestaltungsfragen.

INHALT

Landschaftliche Geistesgeschichte / Germanische Heldensage und germanisches Tierepos / Karolingische Renaissance und Volksepos / Salische und Staufische Dichtung — Volksdrama und Volksepos am Rhein / Volksdichtung und Geistesleben im ausgehenden Mittelalter / Reformation, Gegenreformation, Barock / Aufklärung, Klassik und Romantik / Realismus und Neuromantik / Um Naturalismus und Expressionismus / Die neuen Dichter

Es ist sicher, daß das stark erweiterte, allseitig vertiefte und auf den Stand des heutigen Wissens gebrachte Werk allen Forderungen für die nächsten Jahrzehnte Genüge leistet.

A. HENN VERLAG RATINGEN

Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik
(Institut für Europäische Politik und Wirtschaft, Frankfurt am Main)

Dokumente und Berichte des Europa-Archivs, Band 14:

Probleme der internationalen Abrüstung

Eine Darstellung der Bemühungen der Vereinten Nationen 1945 — 1955

Von Hermann Volle

Verbot von Atomwaffen — Verminderung der Streitkräfte — Herabsetzung
der herkömmlichen Rüstungen — Inspektion und Kontrolle

Mit einer Einführung von Prof. Dr. Ulrich Scheuner und einem zweisprachigen Anhang (Englisch/Deutsch) der wichtigsten Dokumente. Umfang
216 Seiten Großformat; Preis broschiert DM 27,—, Halbleinen DM 29,50

Zum gleichen Thema ist erschienen:

Aktuelle Bibliographien des Europa-Archivs, Heft 13:

Deutsches und ausländisches Schrifttum zur Frage der Abrüstung 1945-1956

unter besonderer Berücksichtigung des Schrifttums zu den Problemen der
Kernwaffen und der internationalen Kontrolle der Kernenergie

Umfang 44 Seiten Großformat, mit 803 Titeln; Preis broschiert DM 7,50

In Vorbereitung:

Aktuelle Bibliographien des Europa-Archivs, Heft 14:

Deutsches und ausländisches Schrifttum zu den regionalen Sicherheitspakten 1946-1956

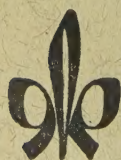
Zu beziehen über den Buchhandel oder durch

EUROPÄISCHER AUSTAUSCHDIENST FRANKFURT AM MAIN MYLIUSSTRASSE 20

Herbstneuerscheinungen 1957

- Michael Balint **Der Arzt, sein Patient und die Krankheit**
Aus dem Engl. übersetzt von Käte Hügel — ca. 432 Seiten.
Leinen ca. 23,50 DM
- Rudolf Borchardt **Prosa I**
Band IV der Gesammelten Werke — ca. 500 Seiten. Leinen ca. 28,20 DM
- Hermann Gmelin **Kommentar zu Dantes Göttlicher Komödie**
3. Teil: Das Paradies — ca. 560 Seiten. Leinen ca. 27,50 DM
- Käte Hamburger **Die Logik der Dichtung**
ca. 264 Seiten. Leinen ca. 15,80 DM
- Ernst Jünger **Gläserne Bienen**
ca. 180 Seiten. Leinen ca. 9,80 DM — Brosch. ca. 7,50 DM
- Hans Kunz **Über den Sinn und die Grenzen des
psychologischen Erkennens**
ca. 156 Seiten. Brosch. ca. 14,— DM
- Herbert Marcuse **Eros und Kultur**
Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud — übersetzt von
Marianne von Eckardt. ca. 255 Seiten. Leinen ca. 16,60 DM
- Kurt May **Form und Bedeutung**
Interpretationen deutscher Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts —
ca. 320 Seiten. Leinen ca. 18,80 DM
- Elisabeth Plattner **Weg des Vertrauens**
Eine Hilfe für Eltern und Lehrer — ca. 256 Seiten. Leinen ca. 13,80 DM
- Ronald Syme **Die Römische Revolution**
übersetzt von Friedrich W. Eschweiler und Hans Georg Degen
ca. 530 Seiten. Leinen ca. 28,50 DM
- Karl Mierke* **Konzentrationsfähigkeit und
Konzentrationsschwäche**
142 Seiten. Leinen 14,— DM. Brosch. 9,80 DM
- Gustav Hans Graber* **Psychologie des Mannes**
ca. 320 Seiten. Leinen 19,80 DM

*erscheint im Gemeinschaftsverlag Hans Huber Bern/Ernst Klett
Stuttgart



Ernst Klett Verlag Stuttgart